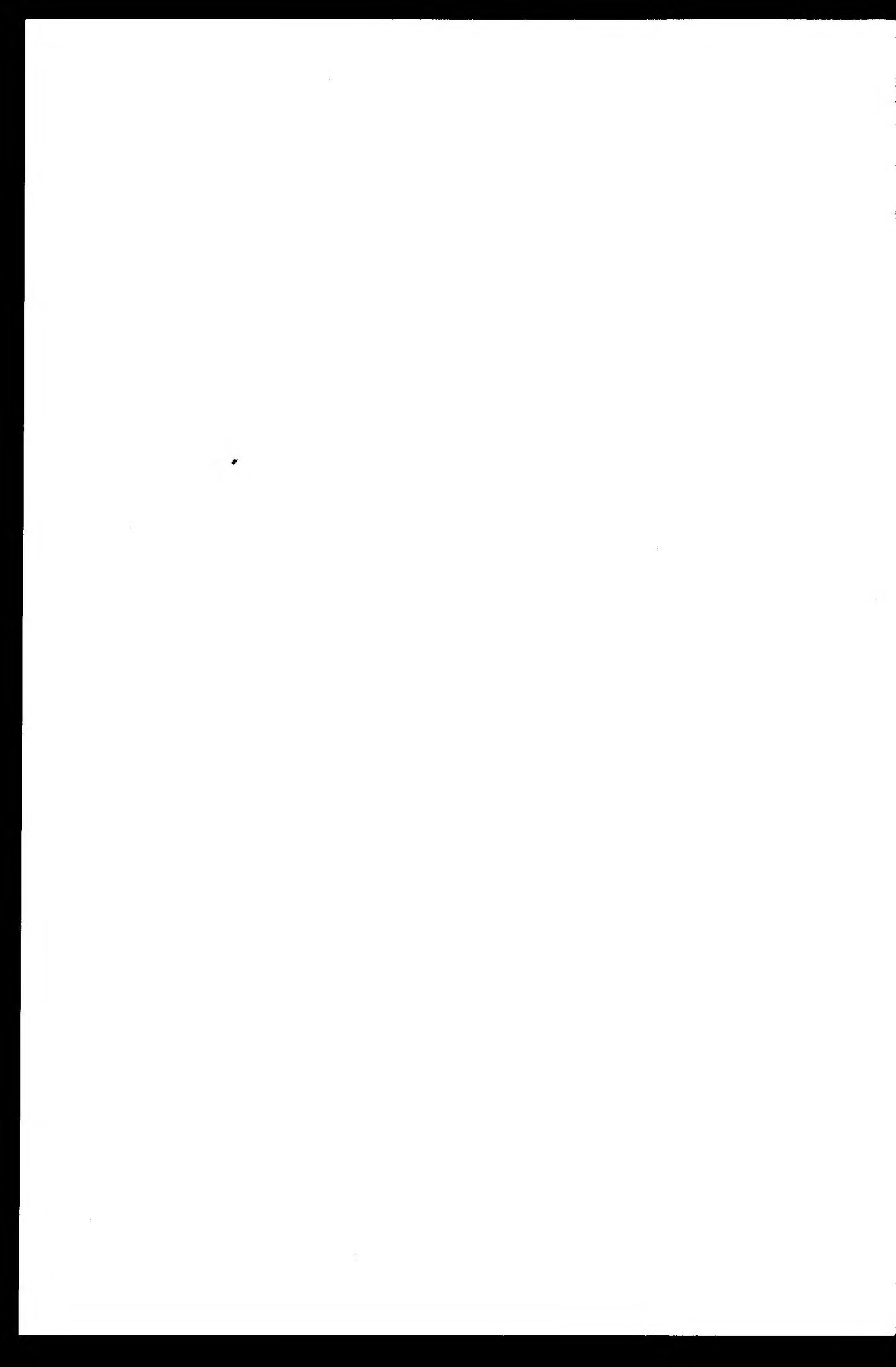
Raymonde Visa ONKEL SAM EWERTVERLAG

Raymonde Visa



EWERTVERLAG







Raymonde Visa

ONKEL SAM
Eine Dynastie in Öl

ISBN 3-89478-127-0

EWERTVERLAG S.L.
E-35290 Playa del Inglés - Gran Canaria
Alleinvertrieb für die deutsche Fassung
EWERTVERLAG GmbH
Mühlentannen 14
49762 Lathen (Ems)
Tel. 05933/92620 Fax 05933/92621

Raymonde Visa

ONKEL SAM
Eine Dynastie in Öl

EWERTVERLAG

Inhaltsverzeichnis

Raymonde Visa:
Onkel Sam - Eine Dynastie in Öl

1. „Mitgemacht - Bargeld lacht"

So sprach es auch mich an, wenn ich die Illustrierte aufschlug, wenn das Fernsehgerät lief, wenn ich an der Tankstelle vorbeiging, um in einer norddeutschen Landeshauptstadt meine Einkäufe zu tätigen. Ich fahre keinen Personenwagen; dennoch sprach es auch mich an. Andere Kraftstoffgesellschaften warben in jenen Wochen nicht weniger eindringlich für ihre eigenen Spielchen, die gleichzeitig den eigenen Kraftstoffumsatz fördern sollten. So bliebe es wieder beim bisherigen Umsatz, wenn es nicht einige Kraftstoffunternehmen gäbe, die in diesem Werbespiel- oder Spielerwerbefeldzug nicht mitspielen konnten. Deren Kunden wollte man hinzugewinnen.

Natürlich vernahm ich auch flüchtig die anderen Aufrufe zum Mitspielen, aber nur der eine Slogan traf mich tiefer und nicht nur die Sinnesorgane der äußeren Wahrnehmung. Sie brachten meine Erinnerung zum Schwingen, die Erinnerung an meine Jugend, an meine Lebensgeschichte...

Denn ich hatte bereits mitgemacht. Das Bargeld hatte bereits gelacht. Es war zunächst ein versonnenes Lächeln, das zu einem breiten Lachen wurde und schließlich in einer satanischen, zynischen Lache endete.

Habe ich wirklich mitgemacht? Entsprach meine vorübergehende Beteiligung einem eigenen Wollen, oder war ich nicht ein ganz kleines Teilchen, etwa wie ein Wassertropfen, der plötzlich ohne sein eigenes Zutun - in einen Strudel gerät, diesem gefährlichen Wasserwirbel angehört, der machtvoll und unwiderstehlich alles mit sich in die Tiefe reißen kann, und von ebenso ungefähr wirbelt der Strudel den Tropfen hinweg, gibt ihn wieder frei; träge gleitet er dann wieder mit dem übrigen Wasserstrom dahin, ohne ein Wässerchen zu trüben, ohne daß man ihm je ansieht, an welcher Machtfülle er soeben teilhatte, der er vorübergehend angehörte.

Habe ich mich mit eigenem Willen dem Zentrum der Macht genähert, mit eigener Kraft dem Sog wieder entzogen, oder hat mich die Zentrifugalkraft von dem früheren Plan des Lenkers der Naturgewalten, nach dem alle dem Strudel angehörenden Wasserteilchen gehorchen und mitwirken, befreit? Jedenfalls bin ich noch einmal davongekommen!

Noch 50 Jahre später bewegt eine ähnliche, in der gegenwärtigen Geschichte leider immer wieder zu neuer Aktualität gelangende Frage irdische Richter, die über Mittäter oder Mitläufer einer längst vergangenen Epoche urteilen sollen: Konnte man sich oder mußte man sich von einer totalitären Macht lösen? Eine weitere ungeklärte Frage schließt sich an: Durfte man passiv das Ende abwarten, oder ist es Naturrecht oder sogar sittliche Pflicht, zum Tyrannenmord zu schreiten? Nur damals gegen Hitler, oder auch heute und morgen gegen Epigonen diktatorischer Gesinnung? Und nur gegen politische Tyrannen? Wie steht es mit den tyrannischen Wirtschaftsdiktatoren, wie mit denen wider die Geistesfreiheit, wider die Freizügigkeit, wie mit den Richtern und Beamten, die ihr Amt mißbrauchen? Wo verläuft die zeitliche, wo die sachliche Grenze?

Zum Werbeslogen gehörten die entsprechenden Firmenfarben. Die Farben als Signale für eine Marke, für ein gewerbliches Unternehmen, die Firmen behaupten natürlich auch: für eine bestimmte Qualität.

Auch die Signale der Farben Rot und Goldgelb wirkten auf mich anders als auf die vielen Autofahrer oder auf alle anderen, die nicht Kraftstoff - oder eben nicht diesen - tanken. Bekanntlich kann eine Erscheinung für jedes Individuum völlig unterschiedliche Bedeutung haben, völlig andersartige Assoziationen wecken.

Ein und derselbe Baum bietet vielerlei Aspekte, je nach dem Wesen, das ihn betrachtet: für den Inhaber des Waldes einen anderen als für dessen Förster, für den Jagdpächter, für den Wanderer, der Schutz vor der Sonne oder vor dem Regen sucht; für das Liebespaar, das sich in seiner Rinde verewigt, um ein gemeinsames Erlebnis zu beurkunden; für den Zimmermann, Tischler oder Holzschnitzer, für den Papierhersteller oder Haarwasserfabrikanten; für den Rehbock oder

den Hund des Försters, für den Specht, das Eichhörnchen oder die Honigbiene.

Das Rot und Gelb als Farbkombination kann verschiedene Bedeutung gewinnen und verschiedenartige Emotionen erwecken, bei der Hausfrau, die Suppe kocht, bei der Suppenfirma, die jene Farben verwenden darf, bei dem anderen Suppenfabrikanten, der sie nicht mehr verwendet, oder bei dem Juristen, der über den diesbezüglichen Rechtsstreit zu entscheiden hatte.

Bei den Staatsbürgern der UdSSR andere als bei den Angehörigen des tschechischen oder slowakischen Volkes. Wieder anders wirken diese Farben auf diejenigen, denen die Kombination gleichsam „Orange-Zitrone-Orange" bedeutet und die an einen Urlaub zurückdenken, in welchem sie unter südlicher Sonne ihren Lebenspartner lieben lernten; anders, wenn sie dort nach einem Wolkenbruch durch den reißenden Strom in einem vorher trockenen Flußbett ihr Fahrzeug einbüßten, oder wieder anders auf denjenigen, der im gleichen Land einen Familienangehörigen verlor, der auf fremder Erde für ein fremdes Vaterland kämpfte, für die „Freiheit", die die eine oder andere Bürgerkriegspartei meinte.

Rot und Gelb, wie verschiedenartige Assoziationen vermögen die Farbsymbole jener europäischen Kraftstoffmarke zu wecken! Bergen sie nicht die größten Gegensätze? Verkörpert nicht das Rot gleichzeitig die Liebe und das Blut, das Leben-Schenken und das Leben-Rauben? Ist Gelb nicht gleichzeitig das Symbol des „gelben Metalls", des Goldes, des Reichtums - und zugleich des Neides? Führt des einen Besitz nicht zum Begehren, zur Wegnahme durch den anderen?

In politischer Sicht gewinnen beide Farben etwas Gemeinsames. Die Unzufriedenheit des Besitzlosen, die im Sozialismus von der übrigen Welt als die „rote Gefahr" betrachtet wird, wie der Drang nach Lebensraum und Anteil am Wohlstand der Welt seitens des größten Volkes dieser Erde, in welchem die Mitwelt die „gelbe Gefahr" zu sehen meint. So gesehen verkörpern beide Farben „Gefahren", wenngleich dieses Farbenpaar Rot und Goldgelb eigentlich kaum besser eine Symbiose zwischen Kapitalismus und Sozialismus farblich zum Ausdruck bringen könnte.

Für mich verkörpert das Rot blutige Erinnerungen, das Gelb die Herrschaft des Geldes, und beide zusammen das Firmen-Farben-Symbol von Onkel Sam.

Wochenlang zog die Werbung über das Land, und der Erfolg blieb gewiß nicht aus. Die einen rubbelten, die anderen packten einen Tiger in den Tank und ließen ihn wieder laufen, wieder andere suchten und fanden Glückstaler, mich aber sprach es immer wieder an: „Mitgemacht - Bargeld lacht".

Mußte ich persönlich den Slogan nicht als Hohn empfinden? Hatte mir das Schicksal nicht die Hand geboten, an diesem größten Unternehmen der Welt außerhalb der USA teilzuhaben? Würde nicht auch mir lebenslänglich Bargeld gelacht haben, wenn ich die Hand ergriffen hätte, die mir der Onkel vermittelte, das Schicksal entgegenstreckte?

Neben diesen Gedanken an die Möglichkeiten ständigen Geldstroms kommen dann die Erinnerungen an das viele Blut auf und vermischten sich mit den ersteren zu einem Alptraum, so daß das Blut, gleichsam wie eine Kehrseite, mit der Macht des Geldes verbunden zu sein scheint - so zusammengehörig, wie ein und dieselbe Sonne am Morgen goldgelb strahlen kann, um am Abend blutrot unterzugehen. Zwei verschiedene Seiten, verschiedene Erscheinungsformen ein und derselben Sache, etwa wie eine Normaluhr in alle vier Himmelsrichtungen die gleiche Zeit anzeigt, wenngleich das eine Zifferblatt im hellen Lichte erstrahlt, während das andere durch sich selbst beschattet ist.

Ein und dieselbe Zeit unserer Weltgeschichte, während der die jetzt lebenden Großelterngenerationen ihre hohe Zeit hatten, brachte bedeutende Persönlichkeiten hervor und zugleich weltverändernde Naturerkenntnisse mit sich, erschloß uns den Mikrokosmos, und führte doch gleichzeitig in Verbrennungsöfen der Konzentrationslager und in den blutigen Krieg aller Völker gegen alle, der Millionen Menschenleben tötete und - wie die Gegenwart beweist - im Kerne noch nicht beendet ist.

Die gleiche Zeit der vergangenen 30 Jahre, die man dem Umfang nach als eine Generation bezeichnet, barg meine Jugend, die, wie bei jedem jungen Mädchen, das nicht eben von der Natur oder während

der mütterlichen Schwangerschaft von einer Droge verunstaltet wurde, die schönsten Stunden junger Liebe und vermeintlichen Glücks aufwies. Die gleiche Zeit brachte mir aber auch Kenntnisse und führte mich zu Vorgängen, die mich erschauern ließen und deren Wissen mich für mein ganzes späteres Leben zeichnete. Die Erkenntnisse über die Vorkommnisse und Zusammenhänge zwischen Geld und Macht, zwischen der Macht und ihrem Mißbrauch, zwischen dem Machtmißbrauch und dessen Folgen für die Menschheit haben mich in einem Maße erschüttert, daß ich den Glauben an das Wahre, an das Gute und Schöne verlieren mußte.

Was bleibt aber einem Menschen übrig, wenn diese Grundlagen des menschlichen Lebens und Zusammenlebens zerstört wurden? Es verbleibt allein die Hoffnung, daß es einmal besser werden könnte. Da man nur aus Fehlern lernen kann, will ich solche aufzeigen und mit der erlebten Wahrheit nicht hinterm Berge halten. Wenn Geschichtsforschung und die Darstellung der Fehler der Vergangenheit einen Sinn haben sollen, so doch den, daraus für die Zukunft Lehren zu ziehen, Falsches nicht zu wiederholen und die Sünden der Väter wiedergutzumachen, dem Unrecht zu wehren und das Rechte zu tun, soweit es uns Menschen möglich ist.

* * *

„Gegensätze ziehen sich an“, besagt ein deutsches Sprichwort, und in der Tat begehren sich gegensätzliche Wesen wie Mann und Frau fortgesetzt gegenseitig, verschenken und verlieren sich aneinander, um sich auszugleichen und dann von neuem anzuziehen. Andere Gegensätze erzeugen jedoch ein starkes Spannungsfeld und beeinträchtigen alles, was sich in ihren Kraftfeldern befindet.

Die Gegensätze zwischen den deutschen Völkern und den slawischen, der Gegensatz zwischen der evangelischen und katholischen Kirche, zwischen Juden und Nichtjuden (Gojim), zwischen Arm und Reich, zwischen einer Generation, die im liberal-kapitalistischen Denken befangen war, und der jungen Generation, die sich durch eine Entwicklung zum Sozialen und zum Internationalen eine Besserung des Lebensstandards und eine Verbesserung des Zusammenlebens der

Völker versprach - alle diese Gegensätze bekam ich persönlich mehr zu spüren, als manche meiner Altersgenossen. Und so ist mein Leben in seiner ersten Hälfte symptomatisch für eine Zeit, die man zwar grob in die Periode vor, zwischen und nach den beiden Weltkriegen einzuteilen pflegt. Es ist aber dieselbe historische Geschichte, die beständig fortschreitet; lediglich die Erscheinungsformen wechseln in ihr und zeigen sich häufig ändernde Züge. Die Kämpfe und Kriege spielen sich auf wechselnden Schauplätzen, auf verschiedenen Ebenen ab. Zeitweise überwiegend auf der politischen, vorübergehend auf der militärischen, bald wieder auf dem Gebiete der Wirtschaft oder auch der Kultur.

Von welchem Jahrzehnt des letzten Jahrhunderts wollte man etwa sagen können, daß es sich um eine Zeit wirklichen Friedens handelte? Wir erinnern uns, daß es während der scheinbaren Friedensjahre, - also von den Kriegen, an denen Deutschland beteiligt war, abgesehen, - einen südamerikanischen Befreiungskrieg, einen Burenkrieg, einen Boxeraufstand, Unruhen und Aufstände auf dem Balkan, in Ungarn, in Polen, ferner Zeiten weltpolitischer Brisanz und Hochspannung, etwa um den Berliner Kongreß oder beim „Panthersprung von Agadir" gab. Auch die Schüsse von Sarajewo hätten nicht zum Ausbruch des ersten Weltkrieges geführt, wenn er nicht allen beteiligten Staaten nun eben recht gewesen, wenn er ihnen nicht für die eigenen Ambitionen zweckmäßig oder notwendig erschienen wäre. Die Spannungen im Donauraum und auf dem Balkan bestanden jedoch schon seit Generationen.

Wenngleich keiner der kriegsführenden Nationen ein wirklicher Sieg beschieden war, keine das erreichte oder erlangte, was sie sich bei Kriegseintritt erhoffte, so zog man vor dem zweiten Weltkrieg keine Lehre daraus, und wieder verloren fast alle Nationen mehr als sie gewannen; alle standen nach Beendigung des Krieges ärmer da als zuvor, auch wenn sie an Territorium oder an äußerer Macht zugenommen haben mochten wie die Sowjetunion. Der deutsche Reichs-Traum war ausgeträumt, Kolonialreiche gingen in die Brüche, obwohl sie zu den vermeintlichen Siegermächten gehörten, und unfreie Staaten gerieten mit der Erlangung der Souveränität und scheinbaren Freiheit in Not, Elend und Bürgerkrieg oder in neue Abhängigkeiten.

Ja selbst die einzigen beiden Großmächte, die den zweiten Weltkrieg als solche überlebten, sind nicht mit letzter Sicherheit die eigentlichen Gewinner. Die USA leiden an der Verantwortung für die gesamte nichtmarxistische Welt, einer Aufgabe, der sie materiell und ideell nicht gewachsen sind, - die Sowjetunion kränkelte am kapitalistischen Doppelvirus der Geistes- und Gedankenfreiheit und des wirtschaftlichen Erfolges und Wohlstandes, der eiserne Vorhänge zu durchdringen, chinesische Mauern und „moderne Grenzen" zu überspringen vermag.

Ist es also nicht eine Ironie des Schicksals, besser: eine Strafe für die Hybris des zweiten Weltkrieges, daß Großbritannien formell wegen eines von Deutschland verlangten Korridors durch Posen-Westpreußen Deutschland den Krieg erklärte, aber als Siegernation sein Empire einbüßte? Daß Polen zwar zu den Gegnern Hitler-Deutschlands und also zur obsiegenden Kriegspartei gehörte, aber ein Drittel seines Heimatlandes und die Souveränität des Restes verlor? Daß die UdSSR gegen den braunen Faschismus zu Felde zog, doch den roten Faschismus in gesteigerter Form selbst praktizierte? Daß die USA unter anderem wegen des antisemitischen Rassismus Hitlers gegen ihn die Waffen führten, aber der ungelösten Rassenfragen im eigenen Lande ebensowenig Herr zu werden vermochten wie Großbritannien seiner eigenen Rassenprobleme in Südafrika und Rhodesien? Daß sich Deutschland als „Volk ohne Raum" Eurasien unterwerfen wollte und nun etwa 12 Millionen Menschenleben durch Krieg und Vertreibung und ein Drittel seines Reichsgebietes - mindestens de facto - verlor?

Wenn alle Staaten die Kriege verloren, wer gewann dann eigentlich? Anstelle einer Antwort lesen wir in der „Wirtschaftsbiographie" von Heinz Flieger „Unter der gelben Muschel", daß die Royal Dutch/Shell-Gruppe 1910 ein bis zwei Millionen Tonnen Rohöl, 1930 24 Millionen Tonnen, 1959 125 Millionen Tonnen förderte, und auf der gleichen Buchseite, Aufgelder und Aktienkurse von 500 bis 1000 seien in der Geschichte der Royal Dutch keine Seltenheit gewesen.

„Mitgemacht - Bargeld lacht".

* * *

Ich bin weder Geschichtsforscherin noch Politikerin, bin keine Dichterin oder Schriftstellerin; mir liegt es weder zu lehren noch zu predigen. Dennoch haben mich die Reflektionen über die erlebte Vergangenheit, die Gedanken an die gegensätzlichen Mächte, von denen ich hin- und hergerissen war und die mich fast zermalmten, so gepackt, daß sie mich nicht wieder zur Ruhe kommen ließen.

Ich mußte mich immer wieder fragen, ob es sinnvoll ist, Gedanken über Macht und Machtmißbrauch niederzuschreiben, weil man sich allein schon an der Behandlung eines solchen Themas verbrennen kann, wie Lots Weib allein durch den Anblick des Infernos von Sodom erstarrte - wofür der Anblick einer Atombombenexplosion die gegenwartszeitliche Variante bietet. Ich frage mich, ob es sinnvoll ist, über Menschen zu sprechen, die sich trotz oder mit allem Negativen um ihr Vaterland, um ihre Familiendynastie oder Firma verdient gemacht haben, die vielleicht noch leben, von der Vergangenheit innerlich längst Abstand genommen oder gewonnen haben und während ihrer letzten Erdentage bereuten, innere Abbitte geleistet und in ihrem Gewissen Vergebung erlangt haben.

Fragend tat sich die Alternative vor mir auf: Soll man zu allem schweigen und die Vergangenheit mit dem weißen Tuch des Vergessens zudecken, oder die Wahrheit aufzeigen und die künftigen Generationen vor erkannten Gefahren warnen? Ich suche nach möglichen Parallelen, die mir als Entscheidungshilfen dienen konnten: Würden Lehrbücher über inzwischen nicht mehr auftretende Krankheiten vernichtet, Geschichtsbücher über die Kriege und Schlachten ausgestorbener Völker verbrannt, Berichte über Schandtaten früherer Potentaten aus den Bibliotheken eliminiert, Eiserne Jungfrauen, Guillotinen und KZ-Verbrennungsöfen verschrottet, könnte man so all dieses Unheil endgültig aus der Welt schaffen? So offenbar nicht.

Soll man die Werke von Geistesschaffenden einstampfen, wenn sie nicht der heutigen Naturerkenntnis, nicht mehr unserer jetzigen Lebensauffassung, der aktuellen Kunst- oder Moderichtung entsprechen und, zeitbezogen, für uns in unserer momentanen Situation „wertlos" geworden sind? Nur mit der Naziliteratur verfährt man so



und sekretiert sie im Stile der Geschichtseliminierung aus dem Roman „1984“.

Weswegen wird aber die gesamte Vergangenheit von Natur und Mensch erfaßt und erforscht, analysiert, katalogisiert, rubriziert, auf Mikrofilmen und in Datenverarbeitungsgeräten gespeichert? Wird wohl je eine Generation später einmal daraus Nutzen zu ziehen wissen? Geben nicht Elterngenerationen immer wieder - und dennoch oft vergeblich - Lebensweisheiten und Verhaltensregeln an die Jugend weiter, die nicht oder nur abgewandelt befolgt werden, weil jede Generation ihre eigenen Erfahrungen sammelt, ihre eigenen Anschauungen vom Leben und den Lebenswerten gewinnen und entwickeln will?

Und dennoch wird es keine Mutter geben, die nicht ihrem Kinde auf den Lebensweg geben wird: Tue dies und lasse jenes! Selbst auf die Gefahr hin, daß also aus meinen Erinnerungen keine Schlüsse für eine Nutzanwendung gezogen werden, will ich mich der selbstgestellten Aufgabe nicht entziehen, von meinen Erlebnissen zu künden. Mein Bericht ist keine Abschrift eines minutiösen Tagebuches, will kein Geschichtsbuch sein und keine Anklage. Ich will keine Toten entehren, keine Lebenden beleidigen, sondern Tatsachen schildern, soweit sie in meinem Gedächtnis einen nachhaltigen Eindruck hinterließen und mir so bedeutsam erschienen, daß sie die Leser interessieren könnten. Beispielsweise klafft in allen bisherigen Memoiren über das Tausendjährige Reich die Lücke, wann und warum gab wer Adolf Hitler wieviel Gelder? Weder Politiker wie Reichskanzler Brüning noch Finanzfachleute wie Hjalmar Schacht, noch Generalstabsoffiziere, noch ihm nahestehende Personen wie Baldur von Schirach oder Emmy Göring konnten hierüber der fragenden Mitwelt berichten. Ich will diese offengebliebene Lücke im großen Welträtsel schließen helfen, weil andere Zeugen Zyankali nahmen oder gestorben sind.

Wenn ich mitunter auch scheinbar Nebensächliches erwähne, so veranlassen mich hierzu drei Gründe: Einmal um bestimmte Situationen plastischer zu veranschaulichen, zum anderen, um dem Verdacht des Psychoanalytikers zu begegnen, wesentliche Erlebnisse könnten mir fremd geblieben sein und mir womöglich zu verdrängten Komplexen verholfen haben, schließlich aber, um durch die Nachprüfba-

ron Einzelheiten meine Authentizität und die Richtigkeit meiner Angaben zu indizieren.

Über mein ganzes Leben warf eine Monumentalfigur ihren verdüsternden Schatten: Onkel Sam. Seine Geschichte schrieb meine Geschichte.

2. Doppelt gesegnet

Man sagt, daß die Kindheit entscheidend auf die Entwicklung des Menschen einwirkt, daß hauptsächlich das Elternhaus an seiner Formung beteiligt ist.

Glücklich die Kinder, die eine sorglose Kindheit verleben durften, die im Elternhaus aufwuchsen, mit Geschwistern und gleichaltrigen Kindern spielen konnten und weder Not noch Sorgen kannten, entsprechend dem Vers in dem Poesiealbum:

„Glücklich, wer im Sonnengolde
durch der Kindheit Gärten schritt.
Bis ans Grab nimmt er die holde
Blume der Erinnerung mit."

Wie trostlos ist es dagegen für Kinder, wenn sie ohne Elternhaus, ohne Mutterliebe aufwachsen, die ja den entscheidendsten Einfluß ausübt. Solche Kinder werden hin- und hergerissen wie ein Blatt im Winde. So ist es mir in meiner Kindheit ergangen, die unter keinem günstigen Stern stand. Schon meine Geburt war kein freudiges Ereignis.

Das Schicksal und meine Eltern wollten es, daß ich als Ungarin der östereich-ungarischen Doppelmonarchie, genauer gesagt im Spätsommer des Jahres 1910 in Brüssel geboren wurde, mitten in eine kleine Welt voller Gegensätze, inmitten einer größeren Welt voller Spannungen: Meine Eltern unterschieden sich durch 16 Lebensjahre, durch ihre Nationalität, ihre Konfession, durch ihr Wesen und ihre ganze Lebenseinstellung voneinander.

Meine ungarischen Großeltern besaßen in Siebenbürgen einen Gerberhof. So wurde auch aus meinem Vater ein strebsamer Gerbermeister. Großzügig, ausgleichend und streitschlichtend gab er stets nach, und meine Mutter durfte den Wohnsitz bestimmen und häufig ändern. Er kannte jedoch keine Diskussion und kein Pardon, was die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und die daraus erwachsenden Pflichten betraf. Für ihn selbstverständlich, sollte auch ich katholisch werden.

Mein Großvater mütterlicherseits namens Tartowski war Russe und lebte mit meiner Großmutter, die aus der geographischen Mitte Deutschlands, der schönen Mittelgebirgslandschaft Thüringen stammte, in Brüssel. Die Großmutter hatte sich der ebenfalls nach Brüssel ausgewanderten sächsischen Adelsfamilie des Grafen von Wallwitz angeschlossen, mit der sie eine gemeinsame Verehrung Richard Wagners verband und deren Haushalt sie leitete. Die älteste ihrer drei Töchter war meine Mutter.

In Brüssel hatte meine Mutter auch den 16 Jahre älteren Ungarn Stephan Visa, meinen Vater, kennengelernt und hatte mit der Heirat die Bedenken über den Altersunterschied, über die andere Konfession und den Verlust ihrer deutschen Staatsangehörigkeit aufgegeben. Meine Mutter war evangelisch und, im Gegensatz zu meinem Vater, eine temperamentvolle Frau, die ihr Leben genießen und auskosten wollte. Vordem war sie mit dem spanischen Grafen Raymond de la Rat befreundet, der in Brüssel studierte, wie es seinerzeit viele angehende spanische Akademiker taten. In der Erinnerung an diese Freundschaft und erste Liebe sollte ihr erstes Kind selbstverständlich ein Junge sein und „Raymond" heißen. Groß war daher ihre Enttäuschung, daß ihr Kind „nur" ein Mädchen war. Vom Vornamen in memoriam an ihre erste große Liebe rückte sie jedoch nicht ab, sondern fügte dem Raymond ein weiblich machendes „e" an. Wenngleich so der Vorname ihr schwachen Trost bot, - ich selbst blieb dennoch für sie eine große Enttäuschung.

So wuchs ich ohne die bergende Mutterliebe auf und blieb auch ohne Geschwister. Oft überließ mich die Mutter ihrer in Brüssel lebenden jüngeren Schwester, meiner Tante Claire, die ebenfalls einen aus Polen stammenden Gerber- und Kürschnermeister mit Namen Kilbassa geheiratet hatte, während meine Eltern auf maßgeblichen Wunsch der Mutter zunächst in Bern und später in Paris wohnten; wo es ihr natürlich mehr behagte und das Leben ihr mehr zu bieten vermochte als vormals in Thüringen, in Brüssel oder in der Heimat meines Vaters, in Ungarn. Mein eigentliches ungarisches Vaterland und meine dort lebenden Verwandten sah ich daher erstmals nach dem Ersten Weltkrieg.

Über meine Religionszugehörigkeit vermochten sich meine Eltern nicht zu einigen. Wenn zwischen ihnen bisher ein harmonisches Verhältnis bestand, so entstanden jetzt wegen meiner Taufe Unstimmigkeiten. Der eine möchte hüh, die andere hott, und so war ich weder katholisch noch evangelisch getauft worden - bis nach mehreren Jahren meine evangelische Großmutter mütterlicherseits die Situation ausnützte, daß mein Vater als Staatsbürger Ungarns, das mit Deutschland verbündet war, nach Kriegsausbruch Paris verlassen und in seine Heimat zurückkehren mußte, nicht ohne sich von mir, die ich bei meiner Großmutter und Tante Claire in Brüssel wohnte, zu verabschieden. Kaum hatte er das Haus verlassen, nahm mich meine GOroßmutter in ihre Kirche mit und ließ mich schnell als Vierjährige endlich taufen.

Dieser als Handstreich geführte Gewaltakt meiner Großmutter im „Religionskrieg" zwischen meinen Eltern blieb meinem Vater später nicht verborgen, und von da an war und blieb sein Verhältnis zu seiner - nun bösen - Schwiegermutter, bis zu beider Tod im Jahre 1935, getrübt.

Für mich begann das Dasein, wie ich schon andeutete, als Wanderleben. Bald war ich bei meiner Tante in Brüssel, bald bei der anderen in Bordeaux, ein anderes Mal wieder bei meinen Eltern in Paris oder bei meiner Großmutter. Ich wurde einfach in den Zug gesetzt und der Obhut des Schaffners übergeben. Am jeweiligen Zielort wurde ich dann von den Eltern, von der Großmutter oder den jeweiligen Tanten in Empfang genommen.

Den Kriegsbeginn mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien erlebte ich im Alter von vier Jahren. Bald zuckten die Mündungsfeuer der „Dicken Berta" blitzartig durch die Nacht und erhellten mein Schlafzimmer, manches Mal zerbarsten sogar die Fensterscheiben durch die Druckwelle. An den Tagen, die solchen Kanonaden folgten, suchte meine Großmutter mit mir an ihrer Hand, ungeachtet der Kriegslage, die beschossenen Ortschaften auf, um sich über den Erfolg in persönlicher Augenscheinnahme zu unterrichten. Die an den Ruinen und Bäumen hängenden Gardinen, Kinderbetten und Garderobenstücke, die gespenstisch wie erhängte Menschen aussahen, aber auch die herumliegenden, übel riechenden Leichen er-

weckten schon damals in mir einen Abscheu gegen den Krieg schlechthin, obwohl mir seine Sinnlosigkeit erst später zum Bewußtsein kam, während diese frühen Kindheitseindrücke noch nachwirkten.

Lange durften wir in Belgien nicht mehr verweilen, dann wurden auch wir gegen Ende des Jahres 1914 ausgewiesen. In einem der letzten Züge, die deutsche und ausländische Zivilisten nach Deutschland brachten, verließen wir Brüssel, zusammen mit der Frau des jüdischen Tabakgroßhändlers Friedheim, der Mutter von Magda Quandt. Deren zweiter Mann, der Reichsminister „für Volksaufklärung und Propaganda" Joseph Goebbels, hatte übrigens als junger Mann im Hause der Familie Schumann - Frau Schumann war die Tante meines späteren Ehemannes - zur Untermiete gewohnt, war aber wegen chronischen Geldmangels seine Mietzinsen schuldig geblieben. Eine spätere höfliche Zahlungserinnerung an seine Geldschulden hatte Goebbels empört mit der Begründung abgelehnt: „Wir Nationalsozialisten lieben derartige Betteleien nicht." So verdrängte oder bewältigte also Goebbels seine unliebsame finanzielle Vergangenheit vor der „Machtergreifung" als Berliner Gauleiter.

Ich hätte diese relativ belanglose Begebenheit längst vergessen, wenn nicht sein Führer, Adolf Hitler selbst, später sehr wohl Gelder anzunehmen verstand, nur handelte es sich dann um Beträge ganz anderer Größenordnung, um solche staatsmännischen, ja wahrhaft europäischen Ausmaßes, wie noch zu berichten sein wird!

* * *

Meine Großmutter ließ mich mit meiner Tante in Köln, während sie selbst in ihre Thüringer Heimat weiterreiste. In Köln fanden wir großzügige Aufnahme in der Elf-Zimmer-Wohnung einer Familie Wagner. Etwa ebenso groß wie die Wohnung war auch deren Kinderschar. Insbesondere das Zwillingspaar Paul und Else kümmerten sich sehr um mich und nahmen mich auch täglich zum katholischen Gottesdienst in den Dom nahe dem Hauptbahnhof mit.

Das Bekreuzigen beim Betreten und Verlassen der Kirche sowie beim Beten und während der Kulthandlungen imponierten mir als

Viereinhalbjähriger mächtig. Ein derartiges Ritual schien mir in der evangelischen Kirche zu fehlen. Noch mehr beeindruckte mich die Kommunion, und folglich wollte ich an einer solchen Feier in Weiß teilhaben, als Paul und Else Wagner ihre Kommunion empfangen sollten. Doch der Pfarrer lehnte mein Ansinnen, das ihm meine Spielgefährten übermittelten, strikt ab und bestellte mich zu sich, um mir diesen Wunsch auszureden. Als ich mich ihm stellte und er mich ansah, erkannte er in meinem frommen Augenaufschlag, mit dem Pony und den langen braunen Korkenzieherlöckchen das Kind wieder, das er vom täglichen Anblick während der frühen Gottesdienste her kannte. „Jawohl, du sollst auch die Hl. Kommunion empfangen", stimmte er zu, und zwischen Paul und Else durfte ich, mit einer langen Kerze versehen, an der ich mich festzuhalten schien, - evangelisch getauft - nun auch zur katholischen Kommunion schreiten.

So war ich doppelt, mit den Sakramenten beider christlichen Kirchen gesegnet. Dem Vater und der Mutter war Genugtuung widerfahren; jetzt wollten sie eine gemeinsame Wohnung in Ungarn nehmen und mich wieder bei sich aufnehmen, nachdem ich kein Streitobjekt mehr darstellte. Nun fuhren jedoch für Zivilisten ab Leipzig keine Züge mehr, wie es hieß, und so mußte meine Mutter mit mir in Leipzig zurückbleiben, während mein Vater seiner staatsbürgerlichen Pflicht genügte und in den Krieg zog.

Zunächst als „Auslandsdeutsche" kategorisiert, wurde uns eine kleine Wohnung zugewiesen. Ich war kaum fünf Jahre alt, als meine Mutter eines Tages mit mir ins Kaufhaus Althof zum Einkaufen ging. Auf der Straße wurden wir von einem Herrn angesprochen. Er sei Photograph und Ansichtskartenfabrikant und bitte uns darum, in sein Atelier zu kommen, um von mir Probeaufnahmen machen zu dürfen. Ich fand alles überaus spannend. Das Atelier lag dem Operettentheater gegenüber, also auch städtegeographisch eine entsprechende Atmosphäre. Die Aufnahmen waren gelungen, ich sei als Modell geeignet und der Photograph erbat die Zustimmung meiner Mutter.

Es ging uns in diesen ersten Kriegsjahren sehr schlecht. Durch ihre Heirat Ausländerin geworden, bekam meine Mutter keinerlei Unterstützung, vielmehr mußte sie ganztags als Direktrice im Pelzhaus Maerz arbeiten, um unseren Unterhalt zu verdienen. Folglich willigte

sie ein, zumal der schneidige Künstler für jede Stunde zwei Mark versprach, die in der Kaiserzeit eine relativ stattliche Kaufkraft darstellten und meine Mutter ihrer größten finanziellen Sorgen zu entheben vermochten.

So stand ich in den folgenden Jahren an jedem Nachmittag mehrere, oft fünf Stunden Modell zu allen möglichen Bildern für Schlaf- und Kinderzimmer, für Ansichtskarten von Front und Heimat, zur Kommunion und Konfirmation, für Kinder- und Geburtstagskarten; mit Blumen, Säulen, Vorhängen und auf Tierfellen. Kunst oder Kitsch, wer will darüber rechten? Man fand es schön und kaufte es. Bald fanden die Karten mit meinen Kulleraugen, Ringellöckchen und Engelsgewändern mit und ohne Flügeln reißenden Absatz. Bald wurde aber auch die anfangs als Sensation empfundene Tätigkeit zur regelmäßigen Pflicht. So anstrengend die Aufnahmen für mich als Kind waren, so gut war mein Verdienst, auf den wir angewiesen waren, und mir machte die Sache Freude, wie es auch junge Mädchen von heute beeindrucken würde.

Die Belastung dieser allmählich recht anstrengenden Pflicht brachte für mich aber auch die Annehmlichkeit, daß ich täglich nach dem Schulbesuch die Alltagskleidung abstreifte, die schönsten Kleider anlegen und mich in diesen zeigen durfte, bevor ich am späten Abend die Schularbeiten erledigen mußte. Ich fühlte mich aber als kleiner Filmstar. Das war etwas Neues und ungemein Berauschendes! Da ich mich nicht ungeschickt anstellte, hatte ich auch mein Vorwärtskommen: Aus dem Modellstehen für Ansichtskarten wurden später Standfotos mit Schauspielern und Schauspielerinnen der Stummfilm-spielzeit.

Die Krönung meiner Laufbahn bedeutete es für mich, als ich mit 10 und 11 Lebensjahren als Filmkind zu Stummfilmaufnahmen vermittelt wurde und in Spielfilmen auch kleinere Rollen erhielt. Damit dürfte ich zu den ersten „Kinder-Filmdarstellerinnen“ der Welt gehört haben, als ich mit Stars wie Mia May und deren Tochter Eva May, Lotte Neumann, Asta Nielsen, Lya de Putti, Ossi Oswalda, Xenia Desni und anderen gefilmt wurde. Wenn es auch für mich nur Nebenrollen waren, wie beispielsweise eine Pagenrolle in dem Spielfilm „Herrin der Welt“, der teilweise am Völkerschlachtdenkmal gedreht

wurde, so vermittelte mir doch die Filmwelt einen nachhaltigen Eindruck über den Unterschied von Schein und Sein, von gegenständlicher Existenz und den potemkischen Dörfern der Kulissen und Attrappen aus Holz, Pappe und Leinwand. Es bleibt nicht aus, daß ein Kind von der darstellenden Kunst den Eindruck einer Lüge gewinnt, je treffender Gefühle vom Künstler dargestellt, wie ich es empfand, „vorgetäuscht" werden, die den tatsächlichen Stimmungen und der natürlichen Person, die man doch persönlich als „ganz anders" kannte, gar nicht entsprachen.

Allmählich störte mich auch der rüde, burschikose, teilweise derbe Umgangston, allmählich öffnete sich auch der Blick für alle Vorkommnisse, Techtelmechtel, Beziehungen und Intrigen, die einem bürgerlichen Leben fremd sind und die mich als 11jährige eher abstießen, als daß mich diese Flimmer- und Flatterwelt, so empfand ich sie, etwa zu locken vermochte. Deshalb war ich nicht gram, als meine Lichtbild- und Filmkarriere schließlich mit meiner Entwicklung zum jungen Mädchen allmählich endete.

* * *

Eine zweite Kindheitserinnerung aus Leipzig betrifft nur einen kleinen, aber recht bezeichnenden Vorgang und soll deshalb nicht unerwähnt bleiben. Der Erste Weltkrieg war zu Ende, geblieben war aber der unterschwellige Haß auf die ehemaligen Feinde, besonders auf die Franzosen und Engländer, und auf die törichteste Weise sollte ich daran passiv teilhaben. Irgendein Lehrer nannte mich einmal scherzhaft „Poincaré", weil ihm die Namensgleichheit meines Vornamen Raymonde mit dessen Vornamen Raymond zu diesem Gedankenspiel Anlaß bot. Diese Bezeichnung wurde dann zunächst zu meinem Spitznamen, infolge der nationalen antifranzösischen Aversion aber bald zu einem Schimpfwort. Ausländerin und Poincaré gerufen, das reichte für die Lehrer, von denen die meisten ehemalige Offiziere oder Reserveoffiziere Seiner Majestät, Kaiser Wilhelm II., waren, aus, um in mir eine verhaßte Französin zu sehen, die ich gar nicht war. Hinzu kam erschwerend, daß ich - dank meiner Aufenthalte in Brüssel und einer natürlichen Sprachbegabung, die durch

meine Reisen und den Umgang mit meiner Verwandtschaft verschiedenster Nationalität effektiv wurde - das Französische ebenso fließend beherrschte wie Englisch, Ungarisch, Deutsch und Rumänisch. Als „Poincaré" war ich diskriminiert, mehr noch, disqualifiziert! Das Lexikon sagte von ihm:

„1913 - 20. Präsident der franz. Republik;
Deutschenhasser, bereitete Einkreisung
Deutschlands und damit den Weltkrieg vor."

Vielleicht tat er das; ich jedenfalls nicht.

Der Krieg war also zu Ende, aber die Lebensmittel wurden noch knapper, die allgemeine Not steigerte sich. „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten." Einen denkwürdigen Beweis christlicher Nächstenliebe stellte die großzügige Aktion aus dem ehemaligen Feindesland USA dar, mit der die Quäker der notleidenden Jugend des besiegten Feindes Schulspeisungen zugute kommen ließen. Während der zweiten Unterrichtspause waren alle kränklichen, schlecht- oder unterernährten Kinder Deutschlands bei den Quäkern zu Gast. Am Eingang der Aula unserer Schule bekam man zunächst ein großes weißes Brötchen, in einem Gefäß gab es ein warmes Gericht, etwa einen Gemüseeintopf, Hülsenfrüchte oder Milchgerichte, Kartoffeln mit Fleischsoße sowie ein Glas Vollmilch.

Mein junger Lehrer namens Keller hatte mich zur Quäkerspeisung ausgesucht. Ich vermag nicht zu beurteilen, ob ich wirklich verhungert aussah oder nur hungrige Augen machte, ob er meine häuslichen ungünstigen Verhältnisse berücksichtigte, wegen der gegen mich gerichteten nationalen Aversion seiner Kollegen Mitleid für mich empfand und die daraus resultierende ungerechte Behandlung auszugleichen sich verpflichtet fühlte. Ja es mag sogar sein, daß er - vielleicht wegen meines guten Aussehens - Sympathien für mich hegte. Denn ich will nicht bestreiten, daß er mich jeden Morgen von zu Hause abholte und den weiten Schulweg mit mir zusammen zurücklegte, und daß seine Fürsorge so weit ging, mich in den Fällen, in denen ich infolge meiner sehr ermüdenden Erwerbstätigkeit als Fotomodell und Filmkind morgens verschlief, zu wecken und mir sogar beim Anziehen behilflich zu sein. Und welches Mädchen ließe sich

nicht gerne verwöhnen, zumal wenn es Vater- und Mutterliebe entbehren muß?

Herr Keller setzte sich also dafür ein, daß auch ich Quäkerspeisung erhielt, und stieß dabei auf erheblichen Widerstand bei seinen Kollegen. Die Quäkerspeisung sei für deutsche Kinder, ich aber sei nur eine Ausländerin. Mein Lehrer setzte sich bei der Schulleitung zunächst mit den Argumenten durch, daß die deutschen Kinder ja auch ausländische Nahrungsmittel zu sich nähmen, daß ich auch der zusätzlichen Ernährung dringend bedürfe und eine deutschstämmige Mutter habe, also doch wohl eine halbe Deutsche ungarischer Staatsangehörigkeit sei, und daß schließlich Ungarn ein Bundesgenosse und Kriegsgefährte gewesen sei. Ich durfte vorläufig und auf Widerruf befristet an der Speisung teilnehmen, und mir schmeckte fortan die umstrittene Quäkerkost, vornehmlich aus der Hand von Herrn Keller, besonders gut.

Das Problem war aber damit noch keineswegs beendet. Man befaßte sich höheren Orts mit der grundlegenden Frage über die Rechtmäßigkeit der Regelung anhand der Zweckbestimmung und Ausführungsrichtlinien, wie das nun einmal in Deutschland üblich ist, bis eines Tages Herr Keller zu Verwaltungsjuristen in die Hauptstadt bestellt wurde, um seine Minderheitenansicht gegenüber der Mehrheitsmeinung seiner Kollegen zu vertreten. Auf diesen Tag seiner Abwesenheit hatten seine Lehramtskollegen nur gewartet. Als ich arglos in der Reihe der kleinen Quäkergäste anstand, bildeten einige Lehrer vor mir eine Handkette und verkündeten mir mit obrigkeitlicher Würde, Strenge und unverhohlenem Triumph: „Und du, Poincaré, kommst hier nicht rein!“

Im Bewußtsein meiner Ohnmacht und der Aussichtslosigkeit meiner Situation vor dem versperrten Eintritt in die Aula, aus der es nun besonders verlockend und aufreizend duftete, unterdrückte ich die Tränen und tröstete mich mit dem Gedanken, der mir infolge meiner „Lebenserfahrung“ im Filmgeschäft einkam: „Wenn ich sechs bis acht Jahre älter wäre, würdet ihr euch mir gegenüber jetzt wohl anders verhalten haben.“ Denn ich hatte oft beobachtet, wie sich die Lehrer teilweise um die älteren Mädchen bemühten, sofern sie nur nett aussahen. Vielleicht liegt es an dieser menschlichen Eigenschaft

der Lehrer, daß die gutaussehenden jungen Damen oft weniger hart lernen mußten. - Meine Überlegungen gingen weiter, was für ein Untier doch der Mensch sein kann und wie allzu menschlich auch Pädagogen sind, die uns Kindern Vorbild sein sollen, wenn der Unmut über einen abwesenden Kollegen oder nationaler Eigensinn auf solche Weise an einem wehrlosen Kind abreagiert werden.

Ich verlor mit der entgangenen Quäkerspeisung nicht viel, aber die deutschen Lehrer verloren in meinen Augen an Respekt und angeborener Autorität; es blieb bei ihrer staatlichen Macht. Der weitere Verlierer war Herr Keller, der doch noch den Kürzeren gezogen haben muß, denn anschließend wurde er versetzt.

Ob wohl Pädagogen immer daran denken, daß Nebensächlichkeiten, oft scheinbar unwichtige Einzelheiten im Alltagsleben eines Kindes, lebenslängliche Auswirkungen auf dessen Persönlichkeit, auf dessen Weltbild haben können, auf eigene Verhaltensweisen, Vorurteilsbildung, auf das Verhältnis zur Obrigkeit, zur Gesellschaft und Umwelt?

3. Onkel Sams Neffe Gordon

Unterdessen erreichte uns die traurige Nachricht, daß Onkel Kilbassa, mein erster Pflegevater, an einer Lungenschwindsucht gestorben sei, die er sich an der Ostfront geholt habe. Tante Claire lernte zwei Jahre später im Reichshallentheater in Köln - zunächst durch eine zufällige Personenverwechslung infolge gleichen Aussehens - den englischen Captain Gordon Collings kennen. Die Verwechslungsmöglichkeit mit der „Doppelgängerin" klärte Tante Claire rasch auf; sie lernte diese kennen und stellte fest, daß die „Verwechslung" nicht nur ein billiger Anknüpfungstrick war. Es blieb aber bei der Bekanntschaft mit dem schmucken Offizier der britischen Besatzungsmacht, und nicht nur bei der Bekanntschaft. Schließlich war er eine interessante Persönlichkeit, konnte spannend über seine Tätigkeit als Bergwerksingenieur in Südafrika berichten, außerdem war er ein Neffe von Samuel Samuel, sogar der verwöhnte Lieblingsneffe. Der Name Samuel sagte zwar meiner Tante zunächst nichts, aber die Erläuterung, daß es sich um den Mitgründer der Mineralölgesellschaft SHELL handelte, war ihr Aufklärung genug. Bald sollte sie noch erfahren, daß ihr merkantiles Gefühl sie so wenig trog wie die Sympathie zu ihrem neuen Eroberer. Daß diese zunächst zufällige Begegnung auch auf mein Leben entscheidend ausstrahlen würde, ahnte wohl keiner der Beteiligten.

Daß Captain Gordon Collings Jude war, störte sie ebenso wenig, wie es die sonst so konservative britische Armee störte, der er als höchster britischer Verwaltungsbeamter in Deutschland für die Angelegenheiten der Rheinschiffahrtszölle diente, - ebenso wenig, wie es die nationalsozialistische Führungsspitze störte, daß jüdisches Blut in ihren Adern rollte. Authentisch ist die Äußerung des Reichsluftmarschalls Hermann Göring anläßlich der Grundsteinlegung des Reichsluftfahrtministeriums in Berlin, mit der er - leicht angetrunken, wie es bei derartigen Feiern im Bauwesen zünftig ist - in Anspielung auf seinen Staatssekretär Milch, sogar vom Rundfunk übertragen, verkündete: „Wer in meinem Ministerium Jude ist oder nicht, bestimme ich!"

Obwohl Tante Claire eine Deutsche, eine Witwe, bürgerlicher Herkunft und eine Goj war, - obwohl Gordon Collings ein feindlicher Engländer, durch seine Mutter, die Lieblingsschwester von Samuel Samuel, jetzt sehr wohlhabend und ein Jude war, gingen beide miteinander die Ehe ein. Diese großzügige kosmopolitische und in jeder Hinsicht vorurteilsfreie Gesinnung verdient deshalb festgehalten zu werden, weil sie sich, als ich später ebenso dachte und einen Deutschen heiraten wollte, völlig gewandelt hatte; mein Wunsch paßte nicht in die Familienkonzeption. - Im Dom-Hotel zu Köln fand also 1920 die Hochzeitsfeier statt, und man bezog ein stattliches Haus am Hildeboldplatz, das später einmal Romy Schneider bewohnte.

Bald nachdem die Flitterwochen vorüber waren, lud mich Tante Claire zu sich ein, weil sie Sehnsucht nach mir habe und mich ihrem Manne, meinem neuen Onkel und zweiten Pflegevater, Gordon Collings, vorstellen wolle. So setzte mich meine Mutter eines schönen Tages des Jahres 1921 wieder einmal in den Zug, und ich reiste von Leipzig nach Köln.

Meine Tante hatte ihrem Manne viel von mir vorgeschwärmt. Ich gefiel dann auch meinem Onkel so gut, daß er mich sogleich mehrere Wochen dort behielt. Ich durfte nur noch einmal nach Leipzig fahren, um meine restlichen Sachen zu holen. Damit hielt ich Einzug in den großen Familienkreis der Samuels, der Shell-Familie. Zunächst lagen glückliche Mädchenjahre mit vielen netten Erlebnissen vor mir, und ich genoß das Leben mit allem, was mir geboten wurde, in jugendlicher Sorglosigkeit. Ich ahnte nicht, daß es mich eines Tages in engste Berührung mit der europäischen Zeitgeschichte bringen würde, erst recht nicht, unter welchen Umständen, mit Blut und Tränen, ich diesen Clan einmal wieder verlassen würde!

Meine Tante mochte mich gern, aber meine Anwesenheit sollte auch ihren ehepolitischen Ambitionen dienen. Mein brauner Lockenschopf und filmkindlicher Charme sollte meinen Onkel bewegen, den Wunsch nach einem eigenen Kinde zu verspüren und dessen Erfüllung in seiner Vorstellungswelt und in seinem Herzen Raum geben. Das Musterstück der Schwester sollte ihm zeigen: „So etwas könntest du auch haben, wenn du es nur wolltest!" - Mein Onkel wollte es aber nicht. Zwar fand er an mir großen Gefallen und beschäftigte sich mit

mir mehr als ein Vater mit seiner Tochter, doch fürchtete er, das Jüdische, das in seiner Familie besonders ausgeprägt war, würde sich so stark durchsetzen, daß für ein eigenes Kind von etwa meinem Aussehen kaum Chancen bestünden. Ich hörte ihn des öfteren aussprechen: „Ich würde gern Kinder haben wollen; aber wenn ich mir vorstelle, daß sie so abgrundhäßlich jüdisch aussehen könnten wie meine Schwester Flory, dann will ich lieber gar keine Kinder haben."

Außerdem könnte man es vielleicht insofern bequemer haben, so kalkulierte wohl Onkel Gordon, indem man meine Mutter dazu brächte, mich ihnen zu überlassen; mit oder ohne Adoption, das würde die Zeit ergeben. Ob schon zu diesem Zeitpunkt höhere familienpolitische, wirtschaftsstrategische Gedanken bei meinem Onkel mitspielten, mich zu adoptieren und gegenüber seinem Onkel Samuel Samuel, kurz Onkel Sam genannt, ins Spiel zu bringen, vermochte ich damals noch nicht festzustellen.

Jedenfalls übernahm Onkel Gordon Collings sogleich eine vaterähnlich bestimmende Rolle. Er „erlaubte nicht", daß ich etwa weiter Fotomodell und Filmkind bliebe; ich müßte aus diesem Milieu heraus und in das seine hinein. Während ich meine Sachen aus Leipzig holte, würde er zwischenzeitlich ein für mich und meine Ausbildung als „höhere Tochter", wie es damals hieß, geeignetes Mädchenpensionat aussuchen.

Meine Mutter war mit existenziellen Sorgen hinreichend belastet, aber auch nicht ihrer einzigen, nicht gewünschten Tochter besonders zugetan. Meinem Vater nach Ungarn zu folgen war sie nicht in der Lage - oder wollte sie nicht? -, aber sie war auch nicht für andere etwaige Lebenspartner, jünger als mein Vater, frei. Daher willigte sie ein, mich aus ihrer Obhut zu entlassen und der Familie Collings zu überlassen.

Schulisch wurde ich fortan am Zinzendorfer Pensionat, einer Herrenhuter Einrichtung, in Neuwied am Rhein, überantwortet. Die wiederum völlig neue Atmosphäre bedeutete für mich eine große Umstellung. In dieser streng evangelischen Umhausung war ich nicht mehr verwöhnte Schülerin, als Kinderstar gefeierter Mittelpunkt, vom Wohlwollen eines einflußreichen Onkels getragene kleine Persönlichkeit, sondern eine gleichberechtigte Schülerin. Nicht weniger,

aber auch nicht mehr. Lediglich finanziell erfuhr ich als Ausländerin eine Sonderbehandlung: Der Onkel mußte für mich doppeltes Schul- und Pensionsgeld zahlen.

Hier hatte mein Tagesablauf seine geplante und geprüfte Ordnung; neben dem Unterricht gab es Spaziergänge als Pflichtübung ebenso wie regelmäßige Mahlzeiten, pünktliches Schlafengehen und rechtzeitiges Erwachen. Um so freudiger wurde jede Abwechslung in der Freizeit begrüßt, wie beispielsweise die Besuche bei der Fürstin zu Wied auf Schloß Mon Repos, die meine Gesangslehrerin vermittelt hatte.

Trotz meiner katholischen Erstkommunion wurde ich nun 1924 evangelisch konfirmiert. Das war für mich der Anlaß, meinen Onkel zu bitten, der Strenge des Pensionats den Rücken kehren zu dürfen, und nur zu gern willigte er ein, daß ich in seinen Haushalt eintrat und ein Köln-Mülheimer Lyceum in der Genovevastraße besuchte. Der Schulbesuch war aber recht unregelmäßig, da ich wegen der häufigen Reisen meiner neuen Pflegeeltern und infolge meiner über Europa verstreuten Verwandtschaft oft selbst längere Besuchsreisen durchführte und mich zeitweise bei meiner Großmutter in Thüringen, bei meinen Eltern in Ploesti (Rumänien), zeitweise bei den Geschwistern meines Vaters in Budapest, aber auch in den weiteren Wohnungen meines Onkels aufhielt, die er in Brüssel und London unterhielt.

In seiner Funktion als Inhaber der Kontrolle über den Rheinzoll besaß mein Onkel die Möglichkeit, die seit der biblischen Geschichte über die Angehörigen dieses Berufsstandes gehegten Gedanken und Gefühle aufzufrischen und ihnen neue hinzuzufügen. Wir litten daher keinerlei Mangel. Es boten sich ihm vielfältige Möglichkeiten, außerhalb der Verwaltung liegende, aber durch diese mögliche Geschäfte, Transaktionen, Vermittlungen usw. durchzuführen, beispielsweise mit dem Commerzienrat Lippmann, mit dem Schuhgroßhändler Freudenthal in Köln und mit vielen anderen Geschäftsjuden. Ob seine für ihn allzu einträglich gestaltete Tätigkeit Anlaß zur Versetzung war oder ein anderer Grund vorlag, weiß ich nicht mehr; jedenfalls wurde die Versetzung meines Onkels Gordon nach Münster von uns sehr bedauert. Sie war meinem Onkel Anlaß, alsbald seinen Abschied zu nehmen, um mit seiner Frau ungestört und nach eigenen Wünschen

auf Reisen zu gehen. Folglich begann auch für mich wieder eine neue Reisewelle.

Während mich in Budapest nur die Schönheit der Stadt faszinierte, ohne daß die Verwandten einen sonderlichen Eindruck auf mich machten, lernte ich in Ploesti meinen Cousin Georgica Nicodinescue kennen und lieben. Dieser hatte als einer der besten Schüler Rumäniens von seiner Königin Elisabeth, der als Carmen Sylva literarisch bekannt gewordenen Prinzessin zu Wied, zahlreiche Anerkennungen und Preise erhalten, sprach fließend 12 Sprachen, war inzwischen ein gut aussehender und sehr erfolgreicher Advokat geworden, und wir empfanden sehr bald eine herzliche Zuneigung füreinander. Diese aber wurde von der Familie sehr beargwöhnt, später regelrecht sabotiert, weil das Verwandtschaftsverhältnis für eine eheliche Bindung als zu eng betrachtet wurde.

Wieder einmal bekam ich einen schroffen Gegensatz der Anschauungen zu spüren: Bei meiner Tante Claire wuchs ich in einer ausgesprochen judenfreundlichen Atmosphäre auf. Juden waren für sie nicht nur grundsätzlich intelligentere Wesen, sondern, dank des kometenhaften Aufstiegs der SHELL und damit auch ihres eigenen zunehmenden Wohlstandes - beide waren für sie die Bestätigung ihrer Thesen -, die einzigen zur führenden Wirtschaftsordnungsmacht Europas geeigneten und berufenen Köpfe schlechthin. Hier in Ploesti geriet ich nun - obwohl oder weil auf dem Balkan der prozentuale Bevölkerungsanteil der Juden wesentlich größer war, wer will das beurteilen? - in eine judenfeindliche Umgebung. So zeigte mir mein Cousin beim ersten längeren gemeinsamen Spaziergang durch die Stadt als erstes, in welchen Geschäften ich nicht einzukaufen hätte, weil sie Juden gehörten. Mein Cousin führte auch trotz verlockendster Honorarangebote nie Prozesse für Juden. Und schließlich schilderte er sehr anschaulich, wie rabiat jüdisch-englische Ölfirmen, die übrigens teilweise auch zum Shell-Konzern gehörten, das Land mit ihren Bohrungen zerstörten, die landwirtschaftlichen Güter verwüsteten und im Falle der Nichtfündigkeit den angerichteten Schaden nicht wieder gut gemacht hätten.

Zwischen meinen Tanten und meiner Verwandtschaft in Ploesti herrschte anfangs gutes Einvernehmen. Georgica verbrachte mehrere

Wochen seines jährlichen dreimonatigen Urlaubs in Paris, Italien oder London. Nach ihrer Heirat in die Großfamilie Samuel begegnete meine Tante Claire ihm jedoch eines Tages in London am Eingang des Claridge-Hotels, als er gerade wieder London verlassen wollte. Sie fragte ihn verwundert, warum er wieder abreise, ohne sie aufgesucht zu haben. Georgica erwiderte nur kurz: „Das Haus eines Engländers und Juden betrete ich nicht."

Georgica sollte später ins rumänische Kabinett eintreten, das mit Hitler-Deutschland zusammenarbeitete, lehnte es aber ab. Er was sehr davon enttäuscht, wie sich deutsche Offiziere und insbesondere die Etappen-Verwaltungsbeamten mit maßgebenden rumänischen Juden einließen, sich von ihnen einladen, aushalten und „für die gnädige Frau zu Hause" beschenken ließen. Gewiß übersah er dabei, daß mit diesen Arrangements zwar manche Deutsche ihr Gesicht verloren, etliche Juden aber ihr eigenes Leben behalten oder das anderer Juden retten konnten. Daß im Gegensatz hierzu „kleine Juden" verschleppt wurden - jetzt nennt man die Zahl von 70.000 rumänischen Juden, die insgesamt umgebracht worden sein sollen - schien ihm zu beweisen, daß die deutschen Besatzer in egoistischem Nützlichkeitsdenken befangen waren, aber keine konsequente oder von ihrer eigenen Sache überzeugte Nationalsozialisten.

Im Sommer 1944 marschierten die Sowjets in Rumänien ein und brachten mit der ihnen suspekten Intelligenz, die mit Deutschland kollaboriert hatte, auch meinen Cousin ums Leben, nachdem ihnen seine frühere deutsch freundliche Gesinnung verraten worden war, obwohl er zwischenzeitlich innerlich längst von Deutschland abgerückt war; aber nicht etwa wegen der seinerzeit in Rumänien weitgehend unbekannten Judenvernichtung, sondern umgekehrt wegen der deutschen Kollaboration mit den führenden Juden!

So lernte ich langsam die europäischen Länder und die kuriosen Verhältnisse dieser auf Zusammenleben in engstem Raum angewiesenen Völker kennen, ihre berechtigten Probleme und ihre törichten Verbohrtheiten. Wie schön ist Europa, aber wie unvernünftig sind doch seine Bewohner!

Das hat sich in den letzten 50 Jahren leider keineswegs geändert. Der Kontinent ist in zwei Teile gespalten und hüben wie drüben ge-





schieht Machtmißbrauch in verschiedenartiger Form, hier durch das Großkapital und durch eine in der Denkweise des vorigen Jahrhunderts befangene Rechtsprechung, durch eine dem Nationalitäts- und Obrigkeitsdenken verhaftete Verwaltung, die beispielsweise Lebensmittel vernichten läßt, anstatt sich gemeinsam der Probleme der Welt wie des Hungers anzunehmen, - und dort die ebenfalls im Geiste des vorigen Jahrhunderts verbliebene Diktatur der Macht über die Mitmenschen, über ihre Gedanken, ihre Freiheit und Selbstbestimmung. Wieviel Unrecht muß sich wohl erst noch ereignen, bis sich die unterdrückten und ihrer Menschenwürde entrechteten Völker erheben, um diese Regierungen abzuschütteln, die „im Namen des Volkes" oder „im Namen des werktätigen Volkes" fortgesetzt Unrecht tun?

4. Onkel Sams Verwandtschaft

Im Sommer des Jahres 1927 erhielt ich eine Einladung der Familie Samuel nach England. Ich sollte auf Betreiben meines Onkels Gordon Collings, dem Onkel Sam, wie auch ich ihn nun nennen durfte, und den anderen Mitgliedern der Familie vorgestellt werden. Der Weg zu Onkel Sam führte aber gemäß der hierarchischen Gepflogenheit zunächst über die Familie Collings, das Elternhaus von Onkel Gordon in Harmansworth.

Welch ein Ereignis für mich junges, inzwischen 17jähriges Mädchen, das die schweren und sorgenvollen Jahre in Leipzig während des Krieges noch nicht vergessen hatte! Schon die Reise von Ostende nach Folkestone mit dem unvergeßlichen Anblick der Kreidefelsen, dem Wahrzeichen der englischen Ärmelkanalküste, beeindruckte mich sehr. Onkel Gordon und Tante Claire holten mich vom Schiff ab. Nach dem Mittagessen in einem Hotel fuhren wir zunächst nach London zu seinem älteren Bruder Ferdy Collings, einem Rechtsanwalt und Notar, der es aber aufgrund der Geldverteilungen seitens des erfolgreichen Shell-Königs, Onkel Sam, auch nicht mehr nötig hatte, seine Anwaltskanzlei weiter zu betreiben, und zu dessen Frau Irma.

Als wir den Salon betraten, kam uns die Dame des Hauses, Tante Irma Collings, entgegen und begrüßte uns überschwenglich freundlich. Sie war eine mittelgroße, sehr elegante und schöne Erscheinung, in einem langen schwarzen Abendkleid aus Samt, das tief ausgeschnitten war. In ihrer Hand trug sie eine etwa 50 cm lange Zigarettenspitze aus Silber und rauchte während des Gespräches. Ich war einfach fasziniert von der Tante und ihrer Zigarettenspitze, von ihrer ganzen Persönlichkeit.

Tante Irma stammte aus Australien und war dort angeblich Schauspielerin gewesen, bevor Onkel Ferdy, der Globetrotter, sie sich heimführte - was jedoch keiner in der Familie so recht glauben wollte. Jedenfalls konnte man einwandfrei erkennen, daß sie mindestens in ihrer Jugend eine auffallende Schönheit gewesen sein mußte.

Von Tante Claire hörte ich, daß die Familie mit der Heirat von Onkel Ferdy ursprünglich nicht recht einverstanden war, da Tante Irma wesentlich älter als ihr Mann war. Man munkelte, daß sie ihn nur wegen Onkel Sams Geld geheiratet hatte. Außerdem trank sie gern und viel unter Bevorzugung von Portwein, und das galt in vornehmen englischen Kreisen und in denen, die diesen nacheiferten und gleichziehen wollten, als gewöhnlich. Sie hätte eigentlich Onkel Ferdy, ihrem Mann, der allmählich ein Gewohnheitstrinker geworden war, das Trinken abgewöhnen sollen, und nur aus diesem Grunde hatte die Familie überhaupt in diese Heirat eingewilligt. Man hoffte, daß sie als ältere ihren mäßigenden Einfluß auf Onkel Ferdy ausüben könne und würde. Davon aber konnte nun keine Rede mehr sein, im Gegenteil: Die jetzt selbst sehr trinkfreudige Tante Irma förderte noch die Trinkgewohnheit ihres Mannes, und, wie ich später in Kenntnis von Onkel Sams Geldverteilungsschlüssel vermutete, sicherlich nicht ganz ohne Vorsatz: Die Renten der Angehörigen von Onkel Sams überlebenden Erben würden sich noch erhöhen!

Eine halbe Stunde später lernte ich Onkel Ferdy, wie er in der Familie genannt wurde, selbst kennen. Äußerlich ein Mann von Welt, machte er zunächst einen guten Eindruck auf mich. Er trug ein Monokel, ohne dabei affektiert oder arrogant zu wirken oder wirken zu wollen. Sehr bald merkte ich aber, daß er infolge seiner Trinkerei ein menschliches Wrack war.

Dank Onkel Sams reichlich bemessener „Renten" brauchten alle Familienangehörigen nichts Vernünftiges mehr zu tun - wenn ich einmal Onkel Gordon gleichsam als Onkel Sams Privatsekretär, Assistenten und Vertrauten, als Sonderbevollmächtigten und Mädchen für alles ausnehme - und diese Gelegenheit des Nichtstuns im Ruhestand oder des Reichtums ohne Arbeit hatte offensichtlich Onkel Ferdy gründlich verdorben. Daß dies ihm nicht das besondere Wohlwollen von Onkel Sam eingetragen hatte, störte ihn nun nicht mehr, dafür war er dem Alkohol bereits zu sehr verfallen.

Wie in allen fortgeschrittenen Fällen dieser Art, aß er kaum noch etwas, und das ihm vorgelegte Hühnerbein ging unberührt wieder vom Tisch. Seine Hände zitterten sehr stark, und ich erlebte es kurze

Zeit später, daß er keine Tasse mehr selbst zum Munde führen konnte. Der Gedanke war für mich furchtbar, daß seine Angehörigen würden mit ansehen müssen, wie er buchstäblich bei lebendigem Leibe verhungerte, da der Magen keine Nahrung annähme.

* * *

Am späten Abend jenes ersten Tages meines mehrjährigen Aufenthaltes in England fuhren wir dann von Folkestone nach Harmansworth weiter, zu dem ursprünglichen Wohnsitz der Eltern meines Pflegevaters Gordon Collings und Onkel Ferdys. Onkel Gordon wohnte hier, wenn er in England war. Außerdem lebte noch die unverheiratete Schwester im Hause. Das war Tante Flory, deren Aufgabe es war, das zahlreiche Personal zu leiten, dessen es bedurfte, um das große Anwesen in Ordnung zu halten.

Am nächsten Morgen musterte ich von meinem Fenster aus die Gegend: Das Haus, etwa ein Mittelding zwischen einem Gutshof und einem Jagdschloß des vorigen Jahrhunderts, befand sich auf einem weiträumigen, typisch englischen Parkgrundstück mit wundervollen alten Bäumen und sehr vielen verschiedenartigen und zu verschiedenen Jahreszeiten blühenden Blumen. Das Gebäude selbst, etwa in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts errichtet, über und über mit rankendem Efeu bewachsen, wurde von ausgedehnten und gut gepflegten Rasenflächen umrahmt, ein einfach imponierendes herrschaftliches Anwesen. Zu diesem gehörten ausgedehnte Parks, Obst- und Gemüsegärten, natürlich auch zahlreiches Personal, zum jeweils neuesten Auto ein livrierter Chauffeur, und für das Tafelsilber gab es eine besondere „Silberabwaschküche“, wie ich später erfuhr.

Nachdem ich mich angezogen hatte, empfing mich Tante Flory in der Halle des Hauses und begrüßte mich nochmals sehr herzlich. Sie machte mich zunächst mit meiner neuen Umgebung vertraut und stellte mir das Hauptpersonal, Zimmermädchen, Diener, Mamsell, Gärtner usw. vor. Das Zimmermädchen Maud hatte ich bereits um sieben Uhr früh kennengelernt. Sie erschien mit einigen Hunden, doch so leise wie möglich, in meinem Zimmer und brachte eine Tasse Tee an mein Bett. Ich war zu überrascht und hatte mich, um noch

etwas Abstand von den neuen Dingen zu behalten, die mir nun bevorständen, zunächst noch schlafend gestellt.

Noch erstaunter war ich, als Tante Flory mir dann mit größter Selbstverständlichkeit einige Pflichten übertrug. Jedes Familienmitglied hatte seinen eigenen Hund und diesen selbst zu versorgen. Die meisten waren Yorkshire, einige Griffons, Setter und Collies. Ein abgewogenes Mittel der beiden Hunderassen Yorkshire und Collie war der grau- und beigefarbene „Percy". Percy fand ich am drolligsten. Er war der Liebling des kürzlich verstorbenen Hausherrn und Rechtsanwalts, des Vaters von Gordon, Ferdy und Flory Collings. Percy war sichtlich froh, in mir ein neues Ersatzherrchen gefunden zu haben, und von Stund an begleitete er mich wie ein Schatten. Wenn Maud morgens den Tee ans Bett brachte, wurde sie von allen Hunden begleitet. Die Hunde paßten dabei genau auf, ob auch jedes Herrchen oder Frauchen den richtigen Tee bekam. Sie kannten sich in den unterschiedlichen Geschmäckern und Gewohnheiten, ob mit oder ohne Sahne, ob mit Zitrone oder Zucker, genau aus und erwarteten, daß auch sie ihren Tee in der gleichen Art bekämen. Eine manchmal absichtlich falsche Zubereitung lehnten sie unter fürchterlichem Gekläff empört ab.

Nach dem Aufstehen begann nun also für mich zunächst immer die Erfüllung der mir von Tante Flory so freundlich und bestimmt aufgetragenen „Pflichten". Sie waren aber durchaus erträglich. Im Wintergarten mußte ich die Morgentoilette der Hunde übernehmen, die immer recht lustig war. Sie stellten sich mit der größten Selbstverständlichkeit hintereinander in einer Reihe auf und warteten vor dem alten Gartentisch, an dem ich arbeitete, so, wie man in England und in manchen anderen Ländern am Bus-Stop anzustehen pflegt, und schauten geduldig zu, bis sie an der Reihe waren. Waren dann alle abgefertigt, ging es in den Park zum Morgenspaziergang , durch das Dorf und am Friedhof vorbei ins freie Feld, wo sie sich ungehindert austoben und tummeln durften.

Inzwischen hatte sich die Familie zum Hauptfrühstück versammelt. Ein englisches Frühstück ist schon eine imponierende Angelegenheit, was den Umfang und die Qualität betrifft, aber auch die zeitliche Gelassenheit, die man dem königlichen Frühstück einräumt.

Man lernt verstehen, daß die Engländer mit diesem Teil ihrer Lebensart die Welt erobert haben - soweit man sich allerdings ein solches Frühstück leisten kann.

Der Raum war ganz in Mahagoni getäfelt, und die flache Anrichte hatte eine bis zur Zimmerdecke reichende Rückwand, die oben mit dem Monogramm der Hausherrin abschloß. Die Fenster an der Gartenseite gingen fast bis auf den Fußboden hinunter und gaben den Blick auf die gepflegte Anlage frei. In der Mitte des Raumes stand ein großer ovaler Tisch, der immer für mindestens zwölf Personen gedeckt war, denn oft kamen unerwartet Gäste. Zwei große Servierwagen standen bereit, um alle zufriedenzustellen. Statt eines Tischtuches lagen an jedem Platz Sets aus Brüsseler Spitze, so daß die Tafel mit dem stets frischen und reichlichen Blumenschmuck und den aus schwerem Silber gefertigten Bestecken und Vasen, mit den Kerzenhaltern, Toastständern und Kannen immer sehr festlich aussah.

Das Frühstück bestand aus Porridge, Eggs und Bacon, warmen geräuchertem Fisch und Orangenmarmelade. Am ersten Morgen richtete sich das Hauptinteresse der Familie besonders auf mich, den Neuankömmling, dem möglichst schnell etwas geboten werden sollte. Sogleich während des Frühstücks wurden die ersten Pläne geschmiedet und nach kurzer Diskussion festgelegt, was man unternehmen wollte. Außer Besuchen bei den Nachbarn, denen ich ja vorgestellt werden mußte, gab es Einkaufsbummel in London und einen Kinobesuch. Natürlich berührte auch mich die englische Sitte eigenartig, daß im Kino und im Theater am Schluß jeder Veranstaltung die Nationalhymne gespielt und stehend angehört wird.

Der Mittagstisch war noch glanzvoller als das Frühstück. Vor dem Platz des Hausherrn standen drei große Schüsseln mit Roastbeef, Kalbsbraten mit Hammelkeule oder Huhn. Letzteres war mit einer warmen Wurst umlegt. Diese Kombination sei ein jüdischer Brauch, wurde mir gesagt, und bringt geschmackliche Annehmlichkeit, das an sich fade Hühnerfleisch gleich zu würzen.

Auch mittags und abends war die Tafel stets für zwölf Personen gedeckt, denn die Familie war sehr groß, und fast zu jeder Mahlzeit fuhren Wagen mit irgendwelchen Angehörigen, Freunden oder Bekannten vor. Man setzte sich ohne jede Förmlichkeit mit an den

Tisch, und nach der ausgedehnten Mahlzeit und einem weiteren Plauderstündchen verschwanden die Gäste wieder ebenso formlos, wie sie gekommen waren. So lernte ich in wenigen Tagen mehr Menschen kennen als bisher in meinem ganzen Leben, darunter bekannte Persönlichkeiten aus der Wirtschaft und aus dem öffentlichen Leben Englands und anderer Staaten. Ich will den Leser aber nicht mit deren Aufzählung langweilen.

Abends gegen sieben Uhr gingen wir alle auf unsere Zimmer, um uns für das Abendessen umzuziehen. Abend für Abend kamen die Herren im Smoking zu Tisch, die Damen in festlichen Kleidern. Nach dem Essen ging man in den Salon, saß am Kamin, nahm seine Drinks und erzählte von den kleinen und großen Erlebnissen des Tages. Geschäft und Politik - in dieser Reihenfolge die Dringlichkeit - bilden die Hauptthemen. Wie konnte es auch anders sein in einer Familie, die durch das Erdöl reich geworden war?

Nicht anwesend, aber Mittelpunkt aller Gespräche und Überlegungen war Onkel Sam. Sehr bald erkannte ich, daß Onkel Sam der Lebensquell, der Lebensnerv, der Patron, der große Bruder, ja der alles wissende, alles regelnde, alles entscheidende Abgott der Familie war. Man schuldete ihm Lob und Dank, Respekt und Gehorsam. Von Tag zu Tag wuchs das Bild des mir noch persönlich Unbekannten durch jedes weitere Gespräch, wie das Imperium der Royal Dutch/SHELL gewachsen war, dessen Synonym für seine Familie „Onkel Sam" hieß. Die SHELL, das bedeutete Onkel Sam, und umgekehrt verkörperte Onkel Sam die SHELL.

5. Onkel Sams Herkunft

Dieses war also das Elternhaus von Onkel Gordon Collings. Seine Mutter war die älteste Schwester der Samuel-Brüder. Sie wurde von ihnen sehr verwöhnt. Ihr inzwischen verstorbener Mann, Onkel Gordons Vater, war auch einmal Rechtsanwalt, der es durch Fleiß zu einer kleinen Anwaltspraxis gebracht hatte, obwohl auch er noch aus kleinen Verhältnissen kam. Durch seine Heirat mit Onkel Gordons Mutter kam immerhin der erste Akademiker in die Familie Samuel, und daß sie es war, die das fertigbrachte, rechnete Onkel Sam seiner Schwester hoch an.

Collings änderte seinen in England nicht gerade seltenen und nicht sehr vornehmen Namen Collins in den vornehmer klingenden Namen Collings, um so leichter Eingang in die konservativen, alt-englischen Gesellschaftskreise zu finden. Das war auch den Brüdern Samuel Samuel und Herbert Samuel, jetzt meine Onkel Sam und Herbert, sehr recht. Sie erhöhten seine monatlichen Zuwendungen bald so, daß er seine Rechtsanwaltspraxis aufgeben und sich mit seiner Frau auf diesem schönen Landsitz einkaufen und niederlassen konnte.

Obwohl von Onkel Sam immer wie von dem lieben Herrgott gesprochen wurde, gab es doch einige Verwandte, die mit ihm in einem Punkt noch unzufrieden waren. Nicht etwa, daß er sein Geschäft rigoros betrieb, nicht etwa, daß er sie nicht hereinreden ließ, er machte seine Sache schon gut. Sondern weil er ihnen in Bezug auf die Zuwendungen an die Familienmitglieder noch zu zaghaft war. Nur einer kannte diesen Kummer nicht: mein Onkel Gordon.

Gordon Collings hatte in finanzieller Beziehung keinerlei Schwierigkeiten mit Onkel Sam. Er war Onkel Sams erklärter Liebling, da er - im Gegensatz zu Gordons Bruder Ferdy - etwas geleistet und damit bewiesen hatte, auf eigenen Füßen stehen zu können. Er war von Beruf, wie wir schon wissen, Bergwerksingenieur und außerdem im Weltkrieg Offizier geworden. Das imponierte Onkel Sam und ließ Onkel Gordon innerhalb seiner etwa 35 Neffen und Nichten eine Sonderstellung einnehmen. Die genaue Anzahl von Onkel Sams Verwandten kann ich natürlich nicht angeben, zumal sie sich seinerzeit fortlaufend erhöhte. Von den meisten anderen habe ich kaum

etwas Näheres gehört; außer ihrer Geldempfängerfunktion und der Beträge, von denen hin und wieder gesprochen wurde, wußte ich nichts von ihnen. Aber Onkel Gordon nahm bei Onkel Sam die absolute Sonderstellung ein und war, ein wenig wegen seines in seiner Jugend noch guten Aussehens, nicht zuletzt aber wegen seiner Tüchtigkeit, die ihn am weitesten von der übrigen jüngeren Samuel-Sippe gebracht hatte, der Musterneffe.

Während meines ersten Englandaufenthaltes in jenem Sommer 1927 war dann vorgesehen und beschlossen, es sei nun an der Zeit, daß ich auch Onkel Sam selbst vorgestellt werde.

Zunächst war ich enttäuscht. Onkel Sam war äußerlich klein von Statur und hatte einen um so gewichtiger wirkenden Embonpoint, den er mit seiner Leidenschaft für gutes und ausgiebiges Essen pflegte. Ich eroberte dennoch rasch sein Herz, ohne es etwa darauf besonders abgesehen zu haben, und mir wurde die Ehre zuteil, ihm von nun an bei Tisch stets vis-a-vis zu sitzen und sogar während seiner Geschäftsverhandlungen und sonstigen geschäftlichen Angelegenheiten in seinem Büro verbleiben zu dürfen, das sich an das große Eß- und Wohnzimmer anschloß. Im Gegensatz zu den Collings wohnte Onkel Sam als Junggeselle in seinem Londoner Domizil, das zugleich sein Büro war. Ja er lebte praktisch nur in seinem Arbeitszimmer und in dem davor liegenden Eßsalon. Ob die ganze Flucht aus zehn, elf oder zwölf Räumen bestand, kann ich heute nicht mehr sagen. Jedenfalls weiß ich mich noch genau an das Büro und den Salon zu erinnern: In der Mitte des Eßzimmers stand der große runde Tisch. Obenan saß Onkel Sam und bildete den Mittelpunkt. Zu seiner Rechten auf der Fensterseite saß Tante Claire, zu seiner Linken Onkel Gordon. Rechts neben Tante Claire saß Tante Flory, während neben Onkel Gordon ein Gast saß.

Die Einrichtung der Räume war gediegen, aber nicht protzig, wie oft bei Neureichen. Ich kann mich auch an nur ein einziges Gemälde einer älteren Frau erinnern; sie war zu schön, als daß ich zu glauben vermochte, daß es die Mutter oder Großmutter Onkel Sams gewesen sein könnte, und danach zu fragen, traute ich mich nie.

An der Stirnwand des Zimmers führte eine Tür in Onkel Sams Heiligtum, Kommandobrücke seines Imperiums und Schatzkammer

zugleich. Außer dem Schreibtisch, der für den in diesen relativ schmalen Raum Eintretenden links hinten an der Wand stand, beeindruckte die Zahl der Tresore, die den Charakter des Zimmers prägten. Lediglich links war ein Fenster, die rechte schmale Wand war frei. An beiden Längswänden standen jedoch Tresor an Tresor. Etwas Derartiges hatte ich nicht einmal in einer Bank gesehen, die seinerzeit meistens nur einen Geldschrank im Kassenraum sehen ließ. Hier thesaurierte Onkel Sam also immer das Bargeld, das ihm Lord Deterding überbrachte; hier gab er es ihm auch, wenn er Deterding mit Bargeld zu Hitler schickte.

Auf dem Parkett lagen wertvolle Teppiche. Sonst sah man dem Raum aber nicht unbedingt an, daß Onkel Sam hier eine Großmacht von Hunderten von Gesellschaften und Firmen, Tankschiffen, Tanklägern, von Tausenden Tankwaggons, Tankstellen und Zigtausenden von Mitarbeitern befehligte. Fabriken, Raffinerien und Bohrfelder gehörten auch noch zu seinem Reich, und das alles regierte er mit nur ganz wenigen Personen, in diesem Zimmer!

Die stundenlangen Mahlzeiten waren für mich zunächst entsetzlich langweilig. Also vergnügte ich mich, natürlich so, daß es niemand merkte, auf meine Weise. Beispielsweise mußte Onkel Sam infolge seines Körperumfangs so weit vom Teller entfernt sitzen, daß es ihm nicht immer gelang, das Essen auf seinem weiten Weg sicher bis zum Munde zu führen, ohne dorthin unterwegs einiges zu verlieren. So unappetitlich das war, hatte ich doch in meiner noch jugendlichen Heiterkeit meine stille Freude daran, wenn er wieder „gekleckert" hatte.

Sonnabends wurde das Essen stets durch ein Irish Stew gekrönt, weil Onkel Sam das als typisch englisch empfand. Überhaupt achtete er sehr genau auf alle diese Dinge, die man in der englischen Gesellschaft tat, und wachte peinlich in der eigenen Familie darüber, daß sich auch ja alle so benähmen, wie es in den führenden Kreisen üblich war.

Ich spürte es aber, wie ihn immer wieder seine Herkunft hemmte. Er konnte trotz seiner weltweiten wirtschaftlichen Erfolge auch in seinem Alter nicht vergessen, woher sie, die Samuels, gekommen waren. In diesem Punkt war Onkel Sam übrigens sogar immer recht

empfindlich. Vielleicht ist hieraus seine Zurückhaltung in der Öffentlichkeit zu erklären, die für ihn typisch war. Samuel Samuel ist im Zusammenhang mit seinem Konzern so wenig mit seinem Namen hervorgetreten, daß heute kaum noch jemand die Gründer der Shell kennt und häufig angenommen wird, daß sein früherer Konkurrent und alter Generaldirektor, der spätere Lord Henri Deterding, der Inhaber der Shell gewesen sei. Onkel Sam war und blieb im Hintergrund und zog von dort aus seine Fäden. Diktatorisch erteilte er seine Richtlinien, denen sich alle zu fügen hatten, nicht zuletzt auch sein Aushängeschild Lord Deterding. Jeder Wunsch Onkel Sams war für ihn unabdingbarer Befehl, wenn auch die Welt Lord Deterding wegen seiner juristischen Position für den tatsächlichen Inhaber der Gewalt über den Shell-Konzern hielt.

Trotz der Allgewalt Onkel Sams darf man nun nicht etwa denken, daß alle mit dem, was Onkel Sam aussprach, hundertprozentig einverstanden waren. Man war zwar zum Teil auch gegenteiliger Meinung, wagte sie aber nicht etwa vor Onkel Sam wirksam zu vertreten, denn er konnte auf Widerspruch sehr plötzlich und hart reagieren, und dies in „finanzieller", also in unangenehm fühlbarer Weise. Das mochte aber niemand riskieren. So kam es, daß er der unumschränkte Despot der Familie wie des Shell-Konzerns war. Er war ihr Halbgott, der alles richtig und schön machte. „Onkel Sam hat gesagt..." war das geflügelte Wort in der Familie und Gesetz. Damit war jede weitere Kritik abgeschlossen und unterbunden.

Hierin ist eine auffällige Parallele zu Hitler, zu seinen Tischgesprächen und zu den widerspruchslos zuhörenden Nazigrößen zu sehen. Man widersprach Hitler nicht, sondern wollte mit der Macht leben, sich einrichten. Auch „Führerworte" hatten Gesetzeskraft. Der in beiden Fällen augenscheinlich gleiche Sachverhalt ist demnach kein Ausfluß allein der Person, sondern basiert auf der Synthese von Persönlichkeit und Macht. Das dritte Erfordernis ist die Kulisse, die zuzuhören bereit ist. Hier ist es die Familie, dort Hitlers Tafelrunden; hier Lord Deterding als Befehlsempfänger, dort die Generale, Minister und Spitzenfunktionäre.

Ich will die Duplizität nur andeuten, nicht ihr im einzelnen nachgehen. Das bleibe Berufeneren überlassen. Nur auf eine Gemeinsam-

keit will ich noch hinweisen: Die Herkunft aus kleinsten Kreisen, damit verbunden die auf mangelhafte Bildung bzw. autodiktatische Halbbildung zurückzuführenden Minderwertigkeitskomplexe, die Selbstrechtfertigung mit den bereits erzielten Erfolgen und das Sendungsbewußtsein, die Macht nicht von ungefähr erhalten zu haben, sie nun auch zu gebrauchen, zu festigen und zu vergrößern. Onkel Sam und Adolf Hitler, wie glichen sie sich doch? Das ist jedoch eine retrospektive Betrachtung, denn Hitler kannte ich seinerzeit noch nicht.

Der Großvater der Brüder Samuel war ein kleiner Hausierer aus dem Balkan gewesen. Später war er ein kleiner „Pracher", dem auffiel, daß Badegäste am Strand von England Gefallen an ausgefallenen Muscheln empfanden. Mit seiner Frau suchte er folglich des frühen Morgens am Strand die schönsten Muscheln und bot sie während der Saison den Badegästen, zunächst von einem zum anderen laufend, später an einem Bretterstand zum Kauf an. Mit dem beachtlichen Erlös dieses bald schwungvollen Muschelhandels konnte Vater Samuel seine beiden Söhne sogar bereits auf eine Schule schicken. Es bestand zu jener Zeit noch keine allgemeine Schulpflicht, sondern wer seine Kinder etwas lernen lassen wollte, der mußte es bezahlen.

Aus Dankbarkeit und zur Erinnerung an ihre Eltern haben dann die beiden Söhne für ihr Handelsgeschäft, in welchem sie mit allen denkbaren Gegenständen handelten, die Muschel als Firmenzeichen gewählt.

140 Jahre später wird diese Begebenheit, die in keiner Weise gegen den fleißigen und umsichtigen Ur-Samuel spricht, der noch ein Bettler war, noch etwa gegen die Söhne und Enkel, die ihren Eltern diesen Dankbarkeitserweis erbrachten, mit einer - wenn es so etwas gäbe - Patina in Altgold verbrämt und lautet im Heft „Unter diesem Zeichen - Eine Schrift über die Shell in Deutschland und in der Welt" (Hamburg, 1967) folgendermaßen: „Seit 1830 gehörte der Import von Seemuscheln in das England der Königin Victoria zu den Spezialitäten der Samuels, die selber leidenschaftliche Muschelsammler waren."

Von der Existenz einer solchen Muschelsammlung weiß ich nichts, ich habe sie bei Onkel Sam jedenfalls nie gesehen.

Zwar bot die Shell anläßlich der Taufe ihres Öltankers durch Frau Ruth Brandt im Frühjahr 1968 der Öffentlichkeit ebenfalls eine Story, die offenbar in einer Public-Relations-Abteilung und nicht in den Tatsachen ihren Ursprung hat. Als ich in guter Absicht die heutige Firma Shell über die ca. 140 Jahre zurückliegende richtige Story aufklären wollte, entschuldigte man sich aber mit einem sachlichen Irrtum der Deutschen Presse-Agentur.

In einem Gespräch mit einem zuverlässigen Journalisten, der auch ein politisches Mandat trägt, an der Shell in keiner Weise interessiert ist und dessen Angaben Glauben geschenkt werden darf, erfuhr ich jedoch, daß die falsche Information der Presse von eben derselben PR-Abteilung der Shell an die Presse ausgegeben worden war; er bat mich um Richtigstellung. Ohne je von der Shell dementiert worden zu sein, wurde dann mein Brief folgenden Inhalts in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung veröffentlicht:

„Firmenzeichen aus Dankbarkeit

In Ihrem Artikel vom 28. Februar, der von der Taufe des Riesentankers MUREX handelt, wird behauptet, daß der Gründer der Shell ursprünglich Muscheln aus dem Orient nach England importiert hat. Diese Darstellung ist insofern falsch, als der Vater der Gründer nicht Inhaber der Shell war, was man nach der Zeitungsnotiz vermuten könnte. Der Vater der Brüder Samuel war ein kleiner Pracher, der mit seiner Frau Muscheln am Strand von England suchte und sie den Badegästen zum Kauf anbot. Mit dem Erlös konnte er seine zwei ältesten Söhne auf eine Schule schicken. Es bestand zu der Zeit noch keine allgemeine Schulpflicht, und wer seine Kinder etwas lernen lassen wollte, der mußte zahlen. Aus Dankbarkeit haben die Söhne in Erinnerung an ihre Eltern die Muschel als Firmenzeichen gewählt. Überhaupt sind über die Shell allerhand Legenden verbreitet. Es ist in diesem Zusammenhang vielleicht von Interesse, darauf hinzuweisen, daß in nächster Zeit eine Familiengeschichte veröffentlicht wird, die die tatsächlichen Verhältnisse aus eigener Anschauung schildert.

Raymonde Visa“

6. Onkel Sam und die Juden

Onkel Sam war ebenso bewußt Jude wie seine Eltern, die ihm zu dem jüdischen Familiennamen Samuel auch noch den gleichen Vornamen aufprägten. Dabei empfand er aber keine Gegnerschaft zu den Nichtjuden, vielmehr waren für ihn andere Menschen nur Objekte. Aber entsprechend ihrer unterschiedlichen Herkunft machte Onkel Sam auch scharfe Unterschiede innerhalb seiner eigenen Rassegenossen. Es war für ihn nicht etwa Jude gleich Jude, sondern von großer Bedeutung, ob es sich etwa nur um einen „dreckigen polnischen Juden“ handelte, um die sogenannten Ostjuden, die ihn in keiner Weise interessierten, oder ob jemand beispielsweise ein spanischer Jude alter Abstammung war. Letztere galten ihm innerhalb des Judentums als die vornehmsten. Zwischen diesen extremen Flügeln in der Wertschätzung hatten dann die einzelnen jüdischen Rassen unterschiedliche Stellenwerte und Rangunterschiede.

Besonders spaßig fand ich es, wenn er von der Familie Samuel sprach: „Wir sind spanischer Abkunft, wir sind spanische Juden.“ Das hörte man so oft von ihm, daß er es sich gleichsam eingeredet zu haben schien, während noch die Großeltern selbst kleine Ostjuden vom Balkan waren. Aber, wie schon gesagt, war ihm diese Herkunft gleichsam ein Makel, den er zu verdrängen trachtete.

Bei seinem Bruder Herbert Samuel war diese Einstellung sogar noch ausgeprägter. Ihn, der im Alter von 92 Jahren gestorben ist, sahen wir seinerzeit nur ganz selten. Er hielt sich nicht nur in der Öffentlichkeit, wie Onkel Sam, sondern sogar innerhalb der eigenen Großfamilie sehr zurück, weil sie ihm mit Ausnahme seiner Schwester, Onkel Gordons Mutter, der Rechtsanwaltsgattin, nicht oder nicht mehr fein genug war.

In einem nächsten Abschnitt werde ich schildern, wie Onkel Sam über die mögliche Judenverfolgung dachte, die er überraschend klar voraussah, wenn Hitler zur Macht käme, und wie er dieses Schicksal der Juden seinen wirtschaftlichen Erwägungen rücksichtslos unterordnete. Hier will ich lediglich ein Beispiel bringen, wie hart Juden untereinander sein können.

Einst suchte uns ein belgischer Graf de Bequèr jüdischer Abkunft auf und war Zeuge einer mir unangenehmen Szene zwischen Onkel Gordon und Tante Claire. Wir wurden vom Grafen de Bequèr abgeholt, um ein jüdisches Flüchtlingslager aus Deutschland geflohener Juden am Stadtrand von Brüssel zu besuchen. Das Lager bot einen sehr traurigen Anblick, es bestand aus Baracken, die anstelle von Fensterscheiben notdürftig mit Pappen gedichtet waren. Dabei spielte sich der Vorgang Mitte der 30er Jahre ab, es gab also noch keine kriegsbedingte Not.

Auf dem Wege zum Lager ließ meine Tante vor einer Bäckerei halten und kaufte einige Tüten billiges, loses Gebäck. Als Tante Claire mit dem Gebäck wieder in den Wagen einsteigen wollte - ich saß mit Graf de B. im Plafond -, schalt Onkel Gordon lange und heftig die Tante aus, wie sie dazu käme, hierfür Geld auszugeben. Er steigerte sich fast in einen Wutanfall.

Ich war sehr peinlich berührt und habe mich für meinen Onkel geschämt, der doch gleichsam in Vertretung für Onkel Sam den Besuch des jüdischen Flüchtlingslagers durchführte, um den Graf de B. gebeten hatte, weil er sich von Onkel Sam eine Hilfe für das Lager und seine bedauernswerten Insassen versprach. Ich war um so mehr befremdet, als ich doch inzwischen gesehen hatte, wie andererseits das Geld zum Fenster hinausgeworfen wurde.

Als sich die Schimpfkanonade gelegt hatte, sagte Graf de Bequèr zu mir, aber so, daß es auch Onkel Gordon hören sollte: „Sehen Sie, Fräulein Visa, so sind die reichen Juden. Für Ihren Onkel Sam wäre es eine Kleinigkeit, für die notleidenden und kranken jüdischen Flüchtlinge aus Deutschland ein ganzes Hospital zu bauen. Wenn wir einen Wohltätigkeitsbasar durchführen, geben die armen Juden 100 Franc, die reichen Juden aber nur 50 Centimes, und selbst diese tun ihnen noch leid und ärgern sie. Die wollen nur auf Kosten anderer leben." - Onkel Gordon schwieg.

Als Tante Claire nun ihren Mann wegen dieser „Ausgabe" mit dem Gedanken trösten wollte, daß sie eventuell von Onkel Sam erstatten würde, schimpfte Gordon weiter: „Onkel Sam gibt für derartige Dinge nicht einen einzigen Penny aus. Wir brauchen ihm gar nicht erst mit einem solchen Vorschlag zu kommen." Damit war über das

Gebäck, aber auch über eine finanzielle Hilfe für das jüdische Flüchtlingslager das letzte Wort gesprochen.

Wir fanden zwar im Lager ein jüdisches Arztehepaar mit Kind und eine Studentin vor und wechselten mit ihnen einige Worte, wobei sie uns die schwierige Situation der Lagerinsassen schilderten. Der ganze Besuch war aber im Grunde sinnlos geworden, wie die Gebäck-Szene präjudiziert hatte.

7. Onkel Sams Empire

Sie werden nicht von mir erwarten, daß ich hier eine ausführliche und vollständige Geschichte der Royal Dutch-Shell wiedergebe. Diese finden Sie, - wenn nicht vollständig, so doch ausführlich - in dem bereits früher genannten Buch „Unter der gelben Muschel“ von Heinz Flieger. Dennoch müssen wir uns einige Daten und Vorgänge vor Augen führen, um einerseits die Größe des Lebenswerkes Onkel Sams, andererseits seine Machtfülle und die verschiedenen Möglichkeiten ihrer Nutzung, die in den folgenden Kapiteln zur Sprache kommen, zu verstehen.

Fliegers „Unter der gelben Muschel“ darf uns hierbei als Stütze dienen, denn sein Verfasser hat mit Fleiß viele Quellen, Unterlagen, Verträge und Vorgänge verarbeitet. Andererseits erweckt das Buch den Eindruck, als habe man die Vergütung des Autors nach der Anzahl der Buchseiten versprochen: Nach fünf Seiten Vorsatz und Titel folgt eine Seite Inhaltsverzeichnis mit den Hinweisen auf 17 Seiten weiterer Unter-Inhaltsverzeichnisse, diese jeweils mit dem jeder einzelnen Textseite, ferner dreieinhalb Seiten Angaben der Abbildungen und Karten. Diese selbst bedecken weitere 76 Seiten. Ein Stichwort- und Personenregister nimmt allein 41 Seiten ein, vier Seiten die Quellenangaben und 23 weitere Seiten die Namen der Aufsichtsrats- und Vorstandsmitglieder, Gesellschafter und Aktionäre sowie der Beteiligungsfirmen und -gesellschaften. Mithin verbleiben von 320 Buchseiten nur 150 Textseiten. Aus dem, was in diesen zusammengetragen ist, läßt sich nun die weltbewegende Geschichte der Royal-Dutch-Shell entnehmen. Der Kenner entnimmt aber dem Werk auch, was n i c h t darin zu lesen ist, weil es absichtsvoll weggelassen wurde.

Vereinfacht und stark zusammengefaßt verlief der Erdölmarkt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwa folgendermaßen: In der Hauptsache gab es zwei miteinander konkurrierende Erdölförderungs- und Beförderungsgruppen, die amerikanische, aus mehreren Firmen der Rockefellers hervorgegangene „Standard Oil Company“, und die holländische, die aus der „Koninklijke Nederlandsche Maatschappij Tot Exploitatie van Petroleumbronnen in Neder-

landsch-Indie“ aus s'Gravenhage hervorgegangene, spätere Royal Dutch.

Der Kramladen des Großvaters Samuel wurde 1830 unter Markus Samuel sen. zum Handelsgeschäft, das sich in den folgenden Jahrzehnten zur Übersee-Expedition mauserte. Jeder Artikel wurde gehandelt, an dem sich verdienen ließ, von der Stecknadel bis zur Schiffsladung Reis. Durch den Handel mit den Eingeborenen im Fernen Osten kam das Unternehmen auch mit der Schiffahrt zusammen. 1882 durchfuhr der Seetanker „Murex“ der Firma M. Samuel & Co. als erstes Petroleumschiff den Suezkanal. Der Geschäftssinn der Gebrüder Marcus (jun.) und Samuel (Onkel Sam) besorgte auch die erste Japan-Anleihe in Höhe von 4,5 Millionen Pfund Sterling.

Marcus Samuel wurde zum Viscount Bearsted geadelt und war auch Lord Mayor von London.

Um ihre Verkaufs- und Transportorganisation zu straffen, hatten die Gebrüder Samuel 1897 ihre Tanker und Tankanlagen sowie ihre Agenten in die neugegründete „Shell Transport & Trading Company Ltd.“ eingebracht, deren Aufsichtsratsvorsitzender Marcus Samuel wurde. So war schließlich die Shell Konkurrentin der Royal Dutch, die ihrerseits in hartem Existenzkampf gegen den etwa 80prozentigen Marktanteil der amerikanischen Standard Oil stand.

Nun heißt es in der Public Relations-Arbeit so schön weiter: „Royal Dutch und Shell waren somit in gleicher Position. Beide hatten Erdölfelder und Raffinerien in Niederländisch-Indien, beide besaßen eigene Tanker und Tankanlagen.“ Kessler, das war der seit 1892 leitende Direktor der Royal Dutch, „empfand deshalb, sie müßten auf die Dauer zusammenarbeiten.“

Diese Ausdrucksweise kann man natürlich nur als eine Verharmlosung und Verniedlichung des überaus harten, rigorosen und rücksichtslosen Wettkampfes auf dem Erdölmarkt bezeichnen. Die Wahrheit über diese Kämpfe auf Leben und Tod werden bezeichnenderweise von Flieger nicht von den eigenen Ursprungsgesllschaften berichtet, aus der die Holding-Gesellschaften der Royal-Dutch und Shell hervorgingen, sondern über die Konkurrenz. Da wird beispielsweise berichtet, wie sich die Standard Oil trickreich arrondierte





und Preiskämpfe führte, die zahlreiche kleinere europäische Firmen ihre Existenz kostete.

Ohne großen Widerstand gab sich 1890 die Mehrzahl der freien Außenseiterfirmen geschlagen, strich die Segel und ging im Unternehmen der Standard Oil unter. Einige Importeure hatten sich jedoch noch zu einem letzten verzweifelten Widerstand organisiert, doch eroberte die Standard Oil die Schlüsselstellung durch den Erwerb der Rotterdamer Entladungs- und Transportanlagen, deren sich die anderen bis dahin mietweise bedienten. Durch diesen Schachzug waren die wichtigsten Firmen gezwungen, ebenfalls in der Standard-Tochtergesellschaft „The American Petroleum Company" aufzugehen. Allein Philipp Poth aus Mannheim blieb standhaft.

Nun begannen die Amerikaner einen 20monatigen Preiskampf, durch den Poth fast sein ganzes Vermögen verlor. Weitere bis dahin unabhängige kleine Firmen Europas unterwarfen sich 1894 und verkauften sich an die Standard Oil. Durch eine irreführende Unterrichtung über die Vorgänge der Übergabeverhandlungen in New York übergab sich Poth 1895 ebenfalls der Standard Oil. Als Philipp Poth aber schließlich von seiner Überlistung durch die gezielt unwahren Nachrichten erfuhr, machte er seinem Leben ein Ende.

Nachfolger des bereits mit 47 Jahren im Jahre 1900 verstorbenen Royal Dutch - Direktors Kessler wurde 1901 der 1866 in Amsterdam geborene, später geadelte Lord Henri Deterding. Von ihm berichtet Flieger, er suchte nicht durch Preiskämpfe die Konkurrenz zu bekriegen, sondern bemühte sich, mit dem wirtschaftlichen Gegner ein friedliches Übereinkommen zu erzielen. Ein Repräsentant der Rothschilds vermittelte bei den Gebr. Samuel für „Deterdings Plan nach einem Zusammenschluß der Royal Dutch mit der Shell."

Wörtlich sagt Flieger weiter: „In einer Unterredung am 6. April 1902 erhielt Marcus Samuel den Vorsitz im Aufsichtsrat, während Deterding als Direktor die täglichen Geschäfte führen sollte."

Noch orientalischer, die wahren Tatsachen verschleiernder wirken die folgenden Sätze: „Der gemeinsame Verkauf begann am 1. Juli 1902. Deterdings Selbstbewußtsein zeigte sich deutlich darin,

daß er alle Schecks und Briefe mit seinem Namen als Privatmann unterzeichnete. Ein Jahr harter Verhandlungen über die Einzelheiten standen ihm bevor. Rothschilds und Samuels Shell behielten ihre bisherige Stellung auf dem westlichen Markt."

Was sich hinter diesen trockenen Darstellungen an Kämpfen, Kummer und Leid verbirgt, kann man nur ahnen, wenn man die Sprache von Diplomaten, Politikern oder Geschäftsberichten deuten zu müssen gewohnt ist. Krass formuliert hatte sich Deterding bedingungslos übergeben müssen, und die Bedingungen für seinen Status nach der Unterwerfung wurden ihm erst später aufgegeben!

Die neue gemeinsame Vertriebsgesellschaft „The Asiatic Petroleum Company Ltd." pachtete 12 Tanker der Shell und (nur) drei Tanker der Royal Dutch. Wenige Seiten weiter heißt es: „Wer weiß, wie ohne das Einlenken Samuels die Geschichte der großen Erdölunternehmen verlaufen wäre." Es folgt dann der Bericht, daß Deterding seine Royal Dutch zunächst der Standard Oil angeboten, sich aber einen Korb geholt hatte.

Was müssen wir zwischen den Zeilen aller dieser Darstellungen entnehmen? Henri Deterding hatte 1901 mit der Übernahme der Direktion in der Royal Dutch, die in aussichtslosem Konkurrenzkampf und vor ihrem Ruin stand, ein trauriges Erbe angetreten. Nach der Ablehnung einer Zusammenarbeit mit der Standard Oil wäre die Royal Dutch nicht einmal mehr dem Konkurrenzkampf gegen die Samuels gewachsen gewesen, zumal Deterdings britische Ölquellen durch den Burenkrieg beeinträchtigt waren, während jedoch Samuels russische Quellen fleißig weitersprudelten. Die „Unterredung" vom 6. April 1902 war folglich kein Verhandeln zwischen gleichsituierten und gleichberechtigten Verhandlungspartnern, die Vereinbarungen waren keine freien Vertragsabsprachen, sondern Deterding war durch die Marktsituation und durch die sichere Aussicht auf eine Zukunft *ohne* eine Weiterexistenz seiner Royal Dutch zur Selbstübergabe an die Gebrüder Marcus und Samuel Samuel gezwungen, wenn er überhaupt noch etwas von der Royal Dutch retten wollte.

Aus der Tatsache, daß Marcus der Aufsichtsratsvorsitzende und Henri Detering der seinen Weisungen unterstellte Generaldirektor wurde, ist das wahre Kräfteverhältnis Deterdings ersichtlich. Das

wirkliche Machtverhältnis wird nicht durch die Gewinnaufteilung wiedergegeben, die mit 60% für die Royal Dutch und mit 40% für Samuels Shell festgelegt wurde. Diese ist meiner Vermutung nach durch ein anderslautendes, wenigstens zu Lebzeiten Onkel Sams anders praktiziertes Geheimabkommen umgestaltet worden.

Zwar blieb der Firmenname der Royal Dutch erhalten, zwar behielt Henri Deterding in der Meinung der Wirtschaftswelt seine Position als Lenker der Firmengruppe, aber er scheint sich völlig an die Samuels verkauft zu haben. Meine Vermutung stützt sich dabei hauptsächlich auf die Art und Weise, wie Onkel Sam - er war und blieb der einzige Nachfolger seines Bruders Marcus in der Ausübung der Rechte und Macht über Lord Deterding - und wie seine Familie über Deterding zu sprechen pflegte und wie man ihn behandelte.

Deterding wurde nicht einmal mit seinem Namen genannt, wenn man von ihm oder über ihn sprach, sondern stets nur mit den verächtlichen Bezeichnungen „der Habenichts“ oder „der arme Schlukker“ tituliert, womit sowohl seine Armut und Unvermögen, aber auch seine Abhängigkeit von Onkel Sam zum Ausdruck kommen sollte. Man zog über ihn her, hatte keine Achtung vor ihm, weil er sich alles bieten und gefallen ließ - obwohl er wohl gar nicht anders konnte, da er offenbar völlig vom Wohlwollen und von der Gnade Onkel Sams abhängig war.

Als ich 1927 in das Haus von Onkel Sam eintrat, war Lord Henri Deterding bereits ein älterer, gut aussehender holländischer Gentleman von 61 Jahren. Er wurde jedoch behandelt wie ein subalterner Erfüllungsgehilfe, der Onkel Sam für sein Gnadenbrot dankbar sein mußte, - der ihm die Hand dafür zu küssen hatte, daß er überhaupt noch leben und vor Onkel Sams Auge treten durfte.

Zwar hätte Onkel Sam mit Rücksicht auf die Optik in der Weltöffentlichkeit niemals Lord Deterding entfernen oder kündigen mögen, wie etwa Krupp seinen Generalbevollmächtigten Berthold Beitz hätte entlassen können oder wie der Großverleger Axel Springer seine Hauptschriftleiter und Chefredakteure ablösen oder durch andere Personen ersetzen konnte. Aber Onkel Sam hatte kein Interesse daran, Deterding etwa abzuschieben. Er brauchte ihn für seine Zwecke. Dennoch wurde Lord Deterding von Onkel Sam regelrecht verachtet.

Diese Geringschätzung kann ich mir, nachdem ich einige Jahre mit Onkel Sam gelebt habe, nur folgendermaßen erklären:

Onkel Sam respektierte jeden Emporkömmling und jeden, der im Leben Erfolg hatte, aber er verachtete jeden, dessen Marktposition eine rückläufige Bewegung nahm oder der - verschuldetes oder unverschuldetes - Pech hatte. Auch hierin ähnelte er der Einstellung Hitlers, beispielsweise gegenüber seinen Armeeführern. Deterding war zunächst für Onkel Sam ein Feind, den er zusammen mit seinem Bruder besiegt hatte. Zwar überließ er gleichsam dem besiegten Gegner zum Scheine in der Öffentlichkeit seinen Degen, aber im Innenverhältnis war er für Onkel Sam ein geschlagener Gegner, der durch seine Unterlegenheit im Konkurrenzkampf gegen ihn auch seine Ehre ein für alle Mal verloren hatte. Der von ihm besiegte Gegner war zwar kein Sklave, aber er wurde auch Zeit seines, Onkel Sams Leben kein Freigelassener; er blieb ihm lebenslänglich verpflichtet.

Diese Abhängigkeit und Verpflichtung Lord Deterdings Onkel Sam gegenüber schien mir so weit zu gehen, daß Deterding nicht nur Onkel Sams Wünsche als Weisungen und Befehle aufzufassen und zu realisieren hatte, sondern daß Deterding Onkel Sam erhebliche Teile seiner Einkünfte und Bezüge überlassen mußte. Meine Vermutung könnte darin ihre Bestätigung finden, wenn Kenner der Bilanzen jener Jahre ausrechnen können, daß Onkel Sam nicht über die Mittel in mir bekannter Höhe hätte verfügen können, wenn er nicht über weitere als nur über seine eigenen Einkünfte und über die seiner Geschwister verfügt hätte.

* * *

Neben der Weglassung aller negativen Vorgänge in der Vorgeschichte der Shell-Firmengruppe ist eine weitere Auslassung offensichtlich, nämlich die des Namens Onkel Sams, der immerhin die graue Eminenz und der wahre Lenker der Holdinggesellschaften der Shell-Gruppe über den Zeitraum vom Ausscheiden des Marcus bis zu seinem, Onkel Sams eigenem Tode war. Den Namen Samuel Samuel finden wir in der gesamten Darstellung der Firmengeschichte nur ein einziges Mal, und noch dazu in einem eingeklammerten Nebensatz

auf Seite 35: „(inzwischen arbeiteten auch die beiden Söhne Marcus Samuel und Samuel Samuel mit)!“ Hier wird doch offensichtlich die wichtigste Person und die bedeutsamste des Weltunternehmens schlechthin heruntergespielt. Selbst wenn noch an (nur) fünf weiteren Stellen von den „Gebrüdern Samuel“ oder von der Firma „M. Samuel & Co.“ die Rede ist, so wird doch die Darstellung in keiner Weise der Bedeutung von Samuel Samuel als Mitbegründer der Shell und als ihr jahrelanger maßgebender Lenker der Geschichte, als der Reeder, dessen sichtbarer Kapitän Lord Deterding war, gerecht.

Aufgrund dieser offensichtlichen Lücken und teilweisen Beschönigungen und Verharmlosungen kann mein abschließendes Urteil über das Buch „Unter der gelben Muschel“ als Kenner in den Verhältnissen eines Zeitraumes von annähernd 18 Jahren nur lauten, daß es infolge dieser Unvollständigkeit und teilweisen Unrichtigkeiten die Öffentlichkeit bewußt falsch unterrichtet.

Natürlich stellt sich die Frage nach dem „Cui bono“? Aus welchem Grunde wird Samuel Samuel gleichsam unterschlagen, auf wessen Veranlassung, und wem kommt es zugute? Zwei mögliche Antworten kann ich mir als eine Erklärung denken:

Es mag Kreise geben, die ebenfalls von Onkel Sams langdauernder umfangreicher Finanzierung Adolf Hitlers Kenntnis haben. Sie wollen möglicherweise Onkel Sams Existenz rechtzeitig aus der Shell-Geschichte eliminieren, bevor ein Bekanntwerden dieser Vorgänge in der Öffentlichkeit dem Image der Shell abträglich werden könnte. - Neben diesem wirtschaftlichen Grund wäre noch eine rassenpolitische Motivierung denkbar, daß nämlich die maßgebenden Männer des Weltjudentums oder des Zionismus eine literarische Beschäftigung mit Samuel Samuel nicht wünschen, da sie zu der Aufdeckung führen könnte, daß ausgerechnet ein Jude vorsätzlich Hitler finanzierte, mindestens grob fahrlässig dessen Exzesse gegen die Mitjuden ermöglichen half und - wie die Westmächte und der Papst - nicht genug gegen Hitlers Judenvernichtung unternahm, nicht genug für das Wohl und die Förderung der durch den grausam praktizierten Antisemitismus Geschädigten tat, obwohl er hierzu sehr wohl in der Lage und deshalb zu einem humanitären Verhalten verpflichtet gewesen wäre.

Diese meine Vermutung wird dadurch bestärkt, daß auch Ex-Reichskanzler Brüning schrieb, er sei bedrängt worden, den diesbezüglichen Teil seiner Memoiren nicht zu veröffentlichen, in welchem er darlegen wollte, daß er die ausländischen Geldgeber Hitlers kenne.

Gewiß wollte man damit nicht etwa den einen oder anderen deutschen Industriellen schützen. Diese paar Männer, die sich mit dem Nationalsozialismus arrangierten, wurden von den Siegermächten des zweiten Weltkrieges als Kriegsverbrecher angeklagt, und deren in Anbetracht von Onkel Sam's Dotationen vergleichsweise unbedeutende Beihilfen waren Gegenstand eines Kriegsverbrecherprozesses. Onkel Sam war inzwischen gestorben, und die von ihm gelenkte Weltunternehmung wurde nicht zu einem „Nürnberg" zitiert.

Im übrigen war selbst zu meiner Zeit in der Großfamilie Samuel, also von 1920 bis 1938, nicht einmal mehr von Marcus Samuel die Rede. Wenn in der Familie von den „Gebrüdern Samuel" gesprochen wurde, so waren stets Onkel Sam und Onkel Herbert Samuel gemeint, obwohl sie noch zahlreiche weitere Brüder besaßen. Es scheint mir auch fraglich, ob Marcus zu seinen Lebzeiten die führende Rolle vor seinem Bruder Sam spielte; ich vermute vielmehr, daß Marcus als der geadelte offizielle Repräsentant nach außen wirkte, Onkel Sam jedoch als der maßgebende Mann, der Regisseur an den Hebeln der Macht, wie er ja auch nach des Marcus Tod stets im Hintergrund blieb. Onkel Herbert erkannte dann, als sich Marcus nicht mehr aktiv betätigte, die Führungsrolle Onkel Sams bedingungslos und ohne Vorbehalte an, zumal dieser zweifellos der tüchtigste aller Brüder Samuel war.

* * *

Was soll man als befangener Leser, der das Verhältnis Onkel Sams zu Lord Deterding kannte, von einem Satz wie dem folgenden halten: „Im übrigen hat man seitdem (1906) kein Wort darüber gehört, daß die Royal Dutch gegen die Interessen der Shell-Transport & Trading Company oder umgekehrt verstoßen hätte." Wie könnte das auch anders sein? Beide Gesellschaften wurden reine Holdinggesellschaften, die an allen Gewinnen und Verlusten, an allen Besitzungen und Beteiligungen immer im Verhältnis 60 % (Royal Dutch) zu 40%

(Shell) beteiligt waren. Den Haag blieb das Zentrum für Entwicklung, Forschung und technische Angelegenheiten, London der Sitz der Finanz- und kaufmännischen Verwaltung. Über die vermutliche indirekte Beteiligung Onkel Sams auch an den 60 % der Royal Dutch habe ich mich bereits geäußert.

Da die kaufmännische und Finanzverwaltung in London lag, wo Onkel Sam seinen Sitz hatte, wird hierdurch bekräftigt, daß die kaufmännische und finanzielle Leitung beider Firmengruppen in einer Hand lag, und das war die Onkel Sam's. Vielleicht etwas boshaft, aber ebenso zutreffend wäre die Behauptung, daß diese Leitung in Onkel Sams Füßen lag, auf denen der kleine Korpulente regierte. In diesem geeigneteren Modell-pars-pro-toto würde Lord Deterding die Stelze an Onkel Sams Fuß darstellen, die ihn trug und erhöhte, aber ständig selbst getreten wurde, als Mittel zum Zweck kein Eigenleben führen durfte, sondern immer nur jeweils den Schritt tat, der ihm von oben aufgegeben wurde.

Meine Gedanken über die Firmengeschichte möchte ich - nicht zur Firmenwerbung, sondern zum besseren Verständnis des Folgenden - mit den Zahlen des Weltunternehmens von 1970 abschließen:

Rund 172.000 Mitarbeiter besorgten in ca. 500 Unternehmen einen Jahresumsatz von DM 32,8 Milliarden. Etwa 1000 verschiedene Produkte wurden in 130 Ländern gehandelt. Hierfür fuhren 450 Handelsschiffe mit 13,8 Millionen Tonnen Wasserverdrängung täglich mit über sechs Millionen Tonnen Rohöl über die Meere. Allein 7.000 Mitarbeiter arbeiteten in der Forschung, für die die Shell-Gruppe im Jahr fast eine halbe Milliarde DM investierte bei einem Aktienkapital von ca. 2,4 Milliarden DM. Mit diesen Ziffern lag das Unternehmen mit Abstand an der Spitze aller Unternehmen in der Welt außerhalb der USA.

Als Gründerjahre der Gruppe Royal-Dutch-Shell werden übereinstimmend die Jahre 1890 bis 1907 bezeichnet. Mitgründer und Lenker der Firmengruppe bis zu seinem Ableben im Jahre 1934 (24.10.34) war, wenn wir auch darüber auf den 320 Seiten „Unter der gelben Muschel“ nichts lesen konnten, Onkel Sam.

8. Onkel Sam und die Macht

„Ob wir die Macht haben oder nicht, das ist die einzige Frage, die uns interessiert, und darum müssen wir danach streben, eine Macht zu sein und zu bleiben."

(Cheskel Zwi Klötzel in JANUS Nr. 2, 1912, Aufsatz „Das große Hassen".)

Onkel Sams Streben nach Macht begann um die Jahrhundertwende, wie wir im vorigen Abschnitt feststellten, und gehörte, als ich der Familie Samuel zugehörte, bereits der Vergangenheit an. Nun w a r Onkel Sam eine Macht; sein Streben war jetzt nur noch darauf gerichtet, die Macht zu festigen und zu erhalten.

Geschäft und Politik bildeten daher auch bei Onkel Sam die Hauptgesprächsthemen, sei es zwischen den zwölf Gängen der einzelnen Hauptmahlzeiten, sei es bei der Einnahme von Drinks oder bei den langen Gesprächen und Unterhaltungen mit seinen Angehörigen oder Gästen zwischen den einzelnen Mahlzeiten. Diese Gespräche im Hause Onkel Sams bildeten den interessanteren Teil des Tagesablaufes, der im Grunde nur aus lang ausgedehnten Mahlzeiten bestand.

Ich war mit meinen 17 Jahren zunächst politisch völlig ahnungslos, als Onkel Sam schon im Tischgespräch der ersten Mahlzeit die Frage an mich richtete, was Hitler mache und wie es den Juden in Deutschland ergehe. Ich kannte weder Hitler, noch konnte ich den zweiten Teil seiner Frage beantworten. Die Erkenntnis, daß ich mich um die politischen Dinge in meinem deutschen Gastland überhaupt nicht gekümmert hatte, war mir etwas peinlich, denn schließlich war ich alt genug, um über Tagesfragen Bescheid zu wissen. Ich spürte sofort, daß man sich, wenn man mit einer solchen führenden Persönlichkeit des Wirtschaftslebens wie mit Onkel Sam zusammen sein wollte, auch um Politik und Zeitgeschichte kümmern mußte, und tat das in der Folgezeit recht ausgiebig.

Rasch war ich besonders für die politischen Tagesfragen sehr aufgeschlossen, und die Gespräche bei Onkel Sam über die Zeitfragen haben mich bald sehr gefesselt, wenn auch inhaltlich oft sehr abgestoßen.

So hörte ich, daß der Krieg das beste Geschäft seit Jahrzehnten gewesen sei, daß es in Zukunft nicht mehr ohne Öl, Schmieröl, Heizöl und Kraftstoff ginge und daß infolge der technischen Entwicklung ein sich stetig besserndes Geschäft zu erwarten sei. Solche Überlegungen waren bei Onkel Sam besonders beliebt und rissen nicht mehr ab. Er erging sich in langfristigen Zukunftsanalysen, obwohl diese die kommenden Jahrzehnte betrafen, an denen er selbst wegen seines hohen Alters, das er inzwischen erreicht hatte, kaum mehr teilhaben würde.

Bereits während meiner ersten Besuche bei Onkel Sam wurde mir deutlich, daß eine Äußerung von Onkel Sam nicht nur eine Meinungsäußerung schlechthin wie die jedes anderen Menschen darstellte, sondern daß hinter ihr eine Macht stand, die Macht eines riesigen Kapitals, eine der größten Kapitalzusammenhäufungen dieser Welt, über die je einzelne Menschen zu befinden hatten und verfügen konnten. Vielleicht waren das neben Onkel Sam nur noch Rockefeller, Ford, Hearst, der Papst und Stalin. Vielleicht sollte man auch Aga Khan, die holländische Königin und noch einige wenige amerikanische Namen oder Ölfürsten hinzufügen. Jedenfalls folgen erst in weitem Abstand die Deutschen Abs, Flick, Krupp, Thyssen und später Hitler, Oetker und Axel Springer. Von jeder solchen Persönlichkeit, die eine Machtfülle in Händen hat, geht eine gewisse Ausstrahlung aus, der man sich nicht recht entziehen kann. Ehe man es selbst gewahr wird, sieht man in dem anderen Menschen einen Übermenschen. Jede in einen Wunsch gekleidete Äußerung Onkel Sams wurde Wirklichkeit, manchmal makabre Wirklichkeit. Wie leicht verführt solche Machtfülle dazu, Wünsche, auch böse Wünsche zu hegen, die alle zu Wirklichkeit werden?

Die geschäftliche Macht wurde in Onkel Sam zugleich zur wirtschaftlichen Macht, die mir am Tische gegenübersaß und sich den Rock und die Weste bekleckerte. Ja nun boten mir die Flecke auf seiner Weste geradezu den Trost, daß es sich bei Onkel Sam auch nur um einen normalen Menschen handelte. Dennoch kam mir bald die weitere Erkenntnis, daß seine wirtschaftliche Macht infolge ihrer selbst und ihres eigenen Gewichts ein immanenter Teil einer politischen Macht wurde und war. Die eine führte jeweils zur anderen.

Das Geschäft mit dem Erdöl war darüber hinaus bereits als solches eng mit der Politik verquickt. Ich darf an das Wort des britischen Außenministers Lord Curzon erinnern, der über die Ursache des Sieges der Entente über die Mittelmächte feststellte: „Auf einer Welle von Öl sind die Alliierten zum Siege getragen worden."

Manche große Namen bekannter Politiker und Staatsmänner fielen in den Gesprächen mit Onkel Sam. Ich war entsetzt zu hören, wie hier über diese Männer, die zu den Großen ihrer Nation gehörten, gesprochen wurde. Sie waren für Onkel Sam alle gleichsam nur Schachfiguren, die er dirigierte, setzte, verrückte oder fortnahm, wie er es für richtig hielt und wie er sie für seine Geschäfte gebrauchen konnte oder beseitigen mußte.

Entweder war ein Mann zu kaufen, oder war er nicht zu kaufen, aus dem Wege zu räumen. Hierfür gab es ein probates System: Man entzog ihm zunächst die finanziellen Mittel und Zuwendungen, um sie seinem Gegner oder der Gegenseite zur Verfügung zu stellen. Über allem stand das Geschäft mit dem Erdöl; dieses allein war für Onkel Sam Richtschnur allen Handelns. Daß er hierbei alle Nebenprodukte wie Benzin, Paraffin, Teer usw. einbezog, verstand sich von selbst.

Ich mußte so den Eindruck gewinnen, als sei das Geschäft Selbstzweck und die Politik der einzelnen Nationen nur das Mittel für diesen Zweck. So sah nämlich Onkel Sam die Politik an. Seine erste Frage bei der Beurteilung eines neuen Politikers war etwa: „Wer bezahlt ihn, mit welchem oder mit wieviel Geld, zu welchen Bedingungen, wessen Weisungen gehorcht er hierfür, wozu kann ich ihn gebrauchen, was kann er mir einbringen, was würde mich das kosten?"

Es war eine zynische Betrachtungsweise, wie etwa ein Fußballvereinsvorstand über Berufsfußballer, ein Manager über einen Preisboxer, ein Rennstallbesitzer über ein Turnierpferd oder wie ein Werkstattmeister über Hilfs- und Betriebsstoffe spricht, die am Markte feilgehalten werden und über die nüchtern kalkuliert wird.

Auch über Deutschland und seine Politiker wurde in der gleichen Form gesprochen, wie über andere Persönlichkeiten, von Angehörigen eines respektablen regierenden Königshauses bis zu den faschisti-

schen Diktatoren. So bildete auch Adolf Hitler oft den Gegenstand des Gespräches und der Diskussion.

9. Onkel Sam und Hitler

Adolf Hitler war damals, 1927/1928, in der englischen Öffentlichkeit noch kaum dem Namen nach der Bevölkerungsmehrheit bekannt. Schlagzeilen in der Presse machte er erst viel später. Dennoch wollte Onkel Sam genau unterrichtet sein. So fragte er Onkel Gordon Collings, wenn dieser aus Deutschland zurückkam, stets intensiv über die politische Situation aus. Onkel Gordon bezog entweder aufgrund seiner Deutschlandkenntnis oder als Jude instinktiv eine sehr scharfe Stellung gegen Hitler und sah die später eingetretene Entwicklung der Judenfrage in Deutschland ziemlich genau voraus. Diese veranlaßte ihn, seinen Bericht vor Onkel Sam mit einer negativen Stellungnahme über Hitler abzuschließen.

Onkel Sam setzte uns dagegen mit seiner erheblich abweichenden Ansicht in Erstaunen, indem er etwa folgendermaßen ausführte:

„Lieber Gordon, du siehst die Sache falsch. Du lebst doch nicht in Deutschland, was geht es also dich an, was Hitler dort einmal mit den Juden machen wird, wenn er an die Regierung kommen wird? Wir alle hier", und damit meinte er die Großfamilie Samuel, „wir leben zum guten Teil vom deutschen Markt, denn Deutschland ist schon jetzt, trotz der Nachkriegssituation und trotz seiner schlechten wirtschaftlichen Lage, einer unserer größten Abnehmer und Verbraucher. Das wird es als wichtigstes Industrieland Europas in Zukunft in noch viel stärkerem Maße sein, wenn Hitler die stagnierende Wirtschaft erst wieder in Gang bringen wird. Ich sehe zur Zeit keinen anderen, der das zuwege bringen könnte. Aber auch Hitler kann das nur schaffen, wenn wir ihn unterstützen; denn er hat nicht genügend Geld, das er braucht, um sich durchzusetzen. Deshalb muß dieser Mann von uns unterstützt werden. Hitler ist für uns das kleinere Übel."

Damit wich Onkel Sams Ansicht übrigens gar nicht einmal von der gleichen seines Premierministers Chamberlain ab, der - anläßlich des „Münchener Abkommens" von 1938 über die Selbstbestimmung und den Anschluß von 3 ½ Millionen Sudetendeutschen ans Reich als Aufhebung einer unsinnigen Regelung des Versailler Vertrages, Minderheitenprobleme zu schaffen, anstatt solche zu beseitigen - den Faschismus und den Nazismus als „das kleinere Übel" ansah.

Bei einem anderen Tischgespräch über Hitler, das nach einer Geldtransaktion an Hitler erfolgte und an das ich mich ebenso genau zu erinnern weiß, präzisiert Onkel Sam seine Taktik und begründete sie so:

„Wenn ich Hitler nicht unterstütze, droht die Gefahr, daß Deutschland erst sozialistisch und dann zwangsläufig sowjetkommunistisch wird. Das aber führt mit Sicherheit dazu, daß nur noch russisches Öl in Deutschland verkauft wird, und gewiß nicht mehr durch uns, wie bisher. Das zuzulassen können wir uns aber nicht erlauben und müssen wir verhindern, da Deutschland ein Hauptabnehmer unserer Shell ist. Business is business, alles andere ist unwichtig!"

Mich haben diese Äußerungen Onkel Sams nicht nur überrascht, sondern grenzenlos enttäuscht. Was waren das für Menschen, die nur das Geschäft sahen und darüber alles Menschliche, ja selbst das Mitleid mit den Juden, die man mindestens nicht unbehelligt zu lassen sich in der NSDAP schon vor 1933 rühmte, verloren zu haben schienen?

Für Onkel Sam gab es trotz seiner Kenntnis des Programmes der NSDAP in jedem Falle eine Gefahr: Unterstützte er Hitler nicht, entstand aus dem Kommunismus eine Gefahr für sein Geschäft, und diese Gefahr beträfe ihn und unsere Familie persönlich; sie war also die größere und vordringlich zu berücksichtigende.

Aber diese Gefahr drohte ihm nicht nur von einem kommunistischen Deutschland. Ein anderes Mal erklärte Onkel Sam, wenn der Kommunismus und die Farbigen - mit den „Farbigen" pflegte er immer die Araber und die übrigen afrikanischen Völker zu bezeichnen, die im Bereich der große Ölvorkommen ansässig waren - sich die Märkte erschlossen, drohten sie die Märkte zu erobern, weil die Kommunisten gewaltsam kurz gehalten würden, die „Farbigen" aber so genügsam seien und beide allein schon von den Löhnen her das Preisgefüge der anspruchsvollen westeuropäischen Welt unterwandern würden. Hinzu kam die Überlegung, daß die Kapitalisten an möglichst hohen Verkaufspreisen interessiert und auf Mindesteinkünfte angewiesen sind, während die kommunistischen Machthaber ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Kosten niedrigere Preise diktie-

ren und auch insofern den Weltmarkt stören könnten. Das mußte mit allen Mitteln unterdrückt und verhindert werden, und dafür war in Deutschland Hitler gerade der richtige Mann für ihn.

Derartige wirtschaftliche Überlegungen mögen heute vielleicht banal wirken. Vor 65 Jahren erschienen sie mir als höhere Wirtschaftsstrategie.

Onkel Sam war sich aber im klaren darüber, daß er sich aus Gründen des Images der Shell nicht etwa mit dem Judengegner Hitler exponieren durfte. Das war der Grund für ihn, sich in den zwanziger Jahren offiziell zurückzuhalten und Lord Deterding, den Präsidenten der Shell, in den Vordergrund zu rücken. Dieser mußte sich auf Weisung von Onkel Sam mit Hitler befreunden und Hitler im Laufe der Jahre enorme Beträge von Onkel Sams Vermögen überbringen und weitere Beträge von der Shell zur Verfügung stellen.

Es besteht für mich kein Zweifel darüber, daß Onkel Sam etwa nicht sehr wohl wußte, wie Hitler diese Beträge anlegte. Dazu funktionierte sein eigenes Spionagenetz, auf das ich noch zu sprechen kommen werde, viel zu gut. Zunächst dienten Onkel Sams Gelder Hitler beim Aufbau seiner Partei, der NSDAP, sowie der Aufstellung und Einkleidung der Parteiorganisationen SA, SS, HJ und wie sie alle hießen. Später finanzierte Hitler mit diesen Mitteln die Wahlkämpfe, die er bekanntlich unter Zuhilfenahme seinerzeit modernster Organisationsmittel wie Mercedes Benz-Automobil, Ju 52 Verkehrsflugzeuge, Lautsprecheranlagen und eigener Presse, durchführte und die schließlich zum Wahlerfolg und am 30. Januar 1933 zu seiner „Machtübernahme" führten.

Im Besitz der staatlichen Macht konnte Hitler mit Onkel Sams Geldern die Wehrmacht wieder aufbauen, ohne daß die Aufrüstung aus den Staatshaushalten des Reiches und der Länder erkennbar wurde. - In einer vierten Periode trug das Geld zur Durchführung einzelner außenpolitischer Aktionen und zur Vorbereitung des Krieges wie zur Durchführung der Judenfrage bis zu deren „Endlösung" bei.

Ich wage in Kenntnis der Beträge zu behaupten, daß ohne die finanzielle Unterstützung Hitlers durch Onkel Sam die Weltgeschichte einen anderen Verlauf genommen hätte; denn Samuel Samuel hat wesentlich dazu beigetragen, daß Hitler bereits 1933 und in eben

dieser damaligen und für Hitler besonders günstigen, weil für Deutschland wie Europa und seine Wirtschaft ungünstigen Situation die Macht an sich reißen konnte. Onkel Sam war ja schließlich auch das Regulativ für die jeweilige Höhe der Beträge und hatte es so auch in seiner Hand, Hitler 1933 und nicht 1931 oder 1936 zur Macht kommen zu lassen.

Hin und wieder las man in der Presse die Vermutung, daß Lord Deterdings Tochter Olga die „Erbin" der Shell sei. Mithin glaubte bislang die Öffentlichkeit, daß die Gelder bisher unbekannter Höhe, die Lord Deterding Hitler brachte, aus dessen Vermögen stammten, weil die Shell gleichsam sein Eigentum gewesen sei. Das entspricht nicht den Tatsachen. Olgas Vater war nur der von Onkel Sam ausgehaltene Präsident oder Generaldirektor der Gesellschaft und konnte seiner Tochter nur sein persönliches Vermögen vererben, nicht das der Shell. Lord Deterding konnte auch nicht aus dem Shell-Vermögen Dotationen an Hitler leisten, denn das hätte einer Zustimmung der Aktionäre bedurft, wäre in den Bilanzen auszuweisen gewesen und hätte andere Schwierigkeiten mehr nach sich gezogen.

Die Hitler gegebenen Gelder stammten vielmehr aus dem Vermögen von Herbert und Samuel Samuel. Die Shell war eine Holdinggesellschaft, ihre Firmentöchter - heute sind es etwa 500 verschiedene Gesellschaften - waren meist Aktiengesellschaften. Ein großer Teil aller Aktien ist im Familienbesitz von Onkel Sam und Onkel Herbert gewesen. Darüberhinaus, davon bin ich überzeugt, wanderten auch Gelder anderer Aktionärsgruppen und Teile der Gewinne und Einkünfte Lord Deterdings und anderer Strohmänner in die Tresore von Onkel Sam.

Die Dividenden wurden ohnehin so verteilt, wie Onkel Sam es festgelegt hatte, denn wer in den Direktionen, Aufsichtsräten und Aktionärsversammlungen sitzen durfte, bestimmte Onkel Sam. Auch wie gestimmt wurde, das bestimmte - das bezahlte schließlich, wie er es auszudrücken pflegte, - er, Onkel Sam.

Allerdings besteht die Möglichkeit, und, wie ich noch ausführen werde, die Wahrscheinlichkeit, daß Adolf Hitler, der das Geld von Lord Deterding überbracht bekam, von dem wahren Geldgeber, besonders von dessen rassischer Abstammung, keine Kenntnis, viel-

leicht sogar nicht einmal eine Ahnung hatte. Ich spreche jetzt von Onkel Sams Geldern und nicht von den offiziellen Darlehen, von denen die Öffentlichkeit weiß; letztere waren zusätzliche, meines Wissens nie zurückgezahlte Leihgaben ebenso wie die USA-Kriegslieferungen an Sowjetrußland. Außerdem ließ Onkel Sam durch Lord Deterding noch Spenden zum deutschen „Winterhilfswerk" von in der Regel 1 Million Mark überbringen. Aber auch daß Hitler die nichtarische Quelle seiner Finanzkraft nicht kannte, schlägt meiner Meinung nach als weitere Fehlhandlung auf dem Schuldkonto von Onkel Sam zu Buch. Denn wenn er sich Hitler gegenüber als tatsächlicher Geldgeber zu erkennen gegeben hätte, wenigstens zu einem Zeitpunkt, als die Judenverfolgung einsetzte und mit seinem Geld finanziert wurde - denn die Sonderkonten der Judenverfolgung wurden nur zu einem kleinen Teil aus öffentlichen Haushalten getragen oder von den Opfern selbst finanziert -, dann hätte es Hitler vielleicht bei einer gemäßigteren Lösung als seiner „Endlösung" bewenden lassen.

Mindestens hätte Onkel Sam Hitler etwas abkaufen oder abtrotzen können. Onkel Sam verzichtete offenbar auf jede politische Gegenleistung außer Hitlers Antibolschewismus, der ohnehin auf Hitlers Panier geschrieben war. Onkel Sam hat nicht einmal einen Handel versucht. Vielleicht hätte Hitler beispielsweise den Abzug aller Juden aus Deutschland zugelassen, und nicht nur die wohlhabende jüdische Aristokratie nach finanzieller Schröpfung entlassen, um schließlich die Vielzahl verbliebener „kleiner" Juden in die Konzentrationslager einzusperren.

Im übrigen war das Judentum insgesamt im Deutschen Reich gar keine „Belastung". Denn sein Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug allenfalls 0,8 bis 0,9 von Hundert und fiel mithin überhaupt nicht ins Gewicht.

Selbst wenn Onkel Sam es wenigstens einigen Stellen im Ausland bekannt gegeben hätte, daß Hitler sich seine - jüdischen - Gelder schenken ließ, wäre man noch in der Lage gewesen, Hitler entweder in der Presse bloßzustellen oder ihn bei der Androhung des Entzuges dieser Gelder zum Maßhalten, zum Nachlassen seiner radikalen antijüdischen Aktionen zu nötigen. Ich bin ferner der festen Überzeu-

gung, daß Hitler nicht die Nervenkraft besessen hätte, eine Decouvrierung seiner Geldquellen als jüdische Gelder stets erwarten zu müssen, und neige auch deswegen zu der Vermutung, daß Hitler sie tatsächlich nicht als jüdische kannte.

Dennoch hielt Hitler auch seiner Umgebung gegenüber den steten Kapitalzuschuß mindestens der Höhe nach geheim. Und so rätselten die Memoirenschreiber vergeblich herum, wo das viele Geld Hitlers herkam: Baldur von Schirach erwähnte in seinen Memoiren, daß Hitler stets über viel Geld verfügen konnte, daß die Herkunft des Geldes ihm jedoch nicht bekannt sei. In der deutschen Wochenzeitschrift CHRIST UND WELT erwähnte ein Artikel über den ehemaligen deutschen Reichskanzler Heinrich Brüning, der in Amerika seine Memoiren schrieb, daß ihm ausländische Geldgeber bekannt seien, daß die Memoiren jedoch aus diesem Grunde mit Rücksicht auf sie, immer noch nicht veröffentlicht worden seien. Brüning mag die Geldquelle Samuel Samuel bekannt gewesen sein, aber hinsichtlich der Höhe dürfte er nicht meine Kenntnis besessen haben, so vermute ich, wie seine Kenntnisse auch zeitlich früher enden düften, sofern er nicht später persönlich Kontakt zu Lord Deterding unterhalten und hierbei Einzelheiten erfahren haben sollte.

* * *

Ich erwähnte meine Vermutung, daß die Weltgeschichte wohl anders verlaufen wäre, wenn Samuel Samuel nicht Adolf Hitler zu bestimmten Zeiten bestimmte Geldbeträge zur freien Verfügung gestellt hätte. Auch in einer weiteren Hinsicht dürften diese Finanzaktionen eine - für England vielleicht begrüßenswerte - Folge gezeitigt haben:

Vielleicht erscheint im Zusammenhang mit der Tatsache, daß Hitler mehr als ein Jahrzehnt hindurch von England aus in einer Weise finanziell unterstützt wurde, die ihm seinen Erfolg und seine Machtergreifung und -ausübung erst ermöglichte, die Frage in einem ganz neuen Licht, warum er - eben in Erinnerung an und aus Dankbarkeit über diese Gaben - England von den Auswirkungen des Krieges, so beispielsweise während und nach Dünkirchen, verschonen

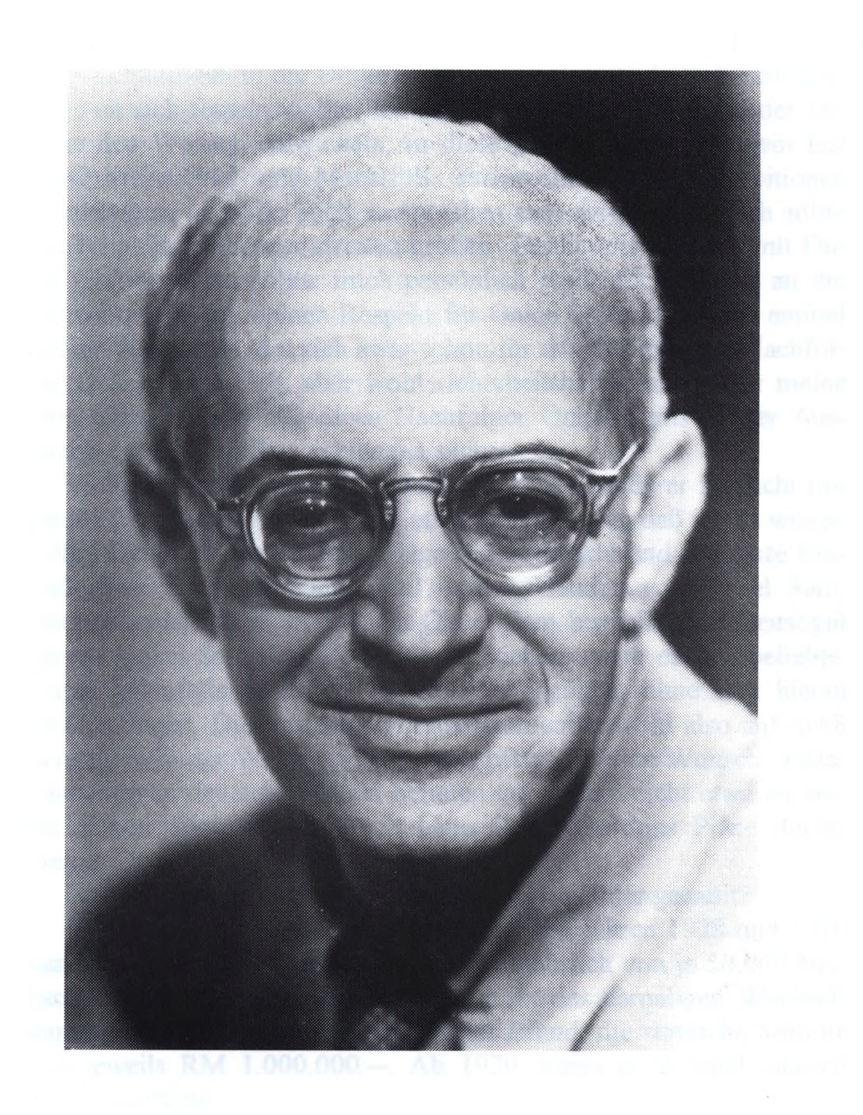
wollte, die Invasion verzögerte und lange auf einen Sonderfrieden mit Großbritannien hoffte.

Diese Version liegt jedenfalls meiner Meinung nach näher als die verbreitete rassische These, das angebliche Motiv Hitlers hierfür in der Rassentheorie zu suchen, wonach es sich bei den Engländern um Angehörige der nordisch-germanischen, daher schutzwürdigen Herrenmenschenrasse handele. Gegenbeweise liefern der Freundschaftspakt mit den slawischen Russen, die „Achse Berlin-Rom" mit den Romanen und schließlich die „Achse Berlin-Tokio" mit den alles andere als nordisch-germanischen Japanern. Derartige Konzeptionen beweisen doch, daß Hitlers Außenpolitik rassische Bedenken oder Rücksichten keineswegs kannte.

* * *

Der genaue Umfang der Zahlungen von Samuel Samuel an Adolf Hitler über Lord Deterding läßt sich heute nicht mehr feststellen und dürfte sich nie mehr exakt angeben lassen, da es darüber keine Aufzeichnungen, keine Bankbuchungen oder dergleichen gab. Alle inoffiziellen Gelder wurden grundsätzlich bar überbracht. Jedoch sind mir genaue Einzelheiten über einen recht bedeutenden Zeitraum, nämlich zwischen 1927 und 1936, bekannt, und man kann aus der Entwicklung dieser Kurve auf die Höhe der Beträge vor 1927 und nach 1936 vorsichtige Schlüsse ziehen. Selbst wenn man diese beiden mir unbekannt gebliebenen Größen außer acht läßt, so sind die mir bekannten aufschlußreich genug.

Wie kam es nun überhaupt, daß ich hierüber genaue Kenntnis erhielt? Diese Kenntnis hat ihre Ursache einmal in der persönlichen Zuneigung und in dem uneingeschränkten Vertrauen, das Onkel Sam mir schenkte; ich durfte allen Gesprächen und seinen Amtshandlungen in seinem Büro beiwohnen, ja selbst wenn er die Weisungen erteilte, welche Gelder Lord Deterding Hitler zu überbringen hatte. War ich nicht selbst zugegen, so besprach Onkel Sam diese Zahlungen später in meiner Anwesenheit mit Onkel Gordon oder sogar bei Tisch im vertrauten Familienkreise.





Zum anderen lag der Grund bei Onkel Gordon, der mich mit solchen Kenntnissen in die Dinge einführen und mich als Geheimnisträgerin an sich fesseln wollte. Ich sollte wohl durch die Höhe der Beträge den Wunsch entwickeln, in diese für ein junges Fräulein fast überirdische Geld- und Machtfülle entsprechend seinen Ambitionen einzusteigen, über die noch zu sprechen sein wird. Schließlich sollte die Teilhabe an diesem zweiten großen Geheimnis, daß ich mit Onkel Gordon teilen sollte, mich persönlich wohl noch stärker an ihn selbst binden und meinen Respekt für Onkel Sam schließlich einmal auf ihn übertragen, der sich zwar schon für den designierten Nachfolger Onkel Sams hielt, aber wohl sicherheitshalber auch über meine Person zu dieser Rolle eines Nachfolger Onkel Sams in der Ausübung der Machtfülle zu gelangen suchte.

Vielleicht wollte Onkel Gordon mir auch in anderer Hinsicht mit diesen Einzelheiten imponieren, etwa in der Weise, daß ich es wissen sollte, Deutschlands Schicksal läge durch direkte und indirekte Einflußnahme zu einem guten Teil in den Händen von Onkel Sam. Deutschlands Führer wurde von Onkel Sam bezahlt, und ebensogut konnte Onkel Sam ihm die Gelder entziehen, wenn es ihm beliebte. Daran jedenfalls schienen sie selbst zu glauben, ohne sich hierzu durchzuringen. Diese Machtdemonstration sollte wohl also auf mich persönlich in der Weise wirken, einen oft geäußerten Wunsch, später einmal einen deutschen Mann heiraten zu wollen, nicht etwa zu verwirklichen. Eine solche Heirat hätte Onkel Gordons Pläne durchkreuzt.

Welche Beträge hat nun Samuel Samuel an Hitler gezahlt?

Im Jahre 1927 wie in den nächstfolgenden Jahren 1928 und 1929 handelte es sich um jeweils zwei Beträge jährlich von je 50.000 englischen Pfund Sterling, also in Anbetracht des damaligen Wechselkurses von RM 20,-- für ein englisches Pfund, die stattliche Summe von jeweils RM 1.000.000,--. Ab 1930 waren es dreimal jährlich 50.000,-- Pfund.

Diese Beträge steigerten sich auch noch nach der Machtergreifung Hitlers um jährlich etwa eine bis zwei Millionen Reichsmark.

1934, also noch vor der Olympiade, waren es sogar schon 1.000.000,-- Pfund Sterling gleich etwa 20.000.000,-- Reichsmark,

aber bezeichnenderweise, wie schon in den vergangenen Jahren, auf ausdrücklichen Wunsch Hitlers in Reichsmark gezahlt und nicht in englischen Pfund. Ein Geldwechsel Hitlers hätte Mitwisser über das Ursprungsland geschaffen.

In der Folgezeit zwischen 1931 und 1933 liefen nebenher noch offizielle Darlehensgewährungen von einem Kreis bedeutender Geldleute wie Rockefeller, Carter, McDean, Montagu Norman und anderen, denen im Auftrage der Royal Dutch ein Mr. Glean angehörte, die einmal 25 und ein weiteres Mal 7 Millionen US-Dollar betrugen und meines Wissens nie zurückgezahlt wurden. Näheres über diese Finanzierung Hitlers ist in dem Buch „So wurde Hitler finanziert". Das verschollene Dokument von Sidney Warburg über die internationalen Geldgeber des Dritten Reiches, herausgegeben und eingeleitet von Ekkehard Franke-Gricksch im Verlag Diagnosen, Leonberg 1983, nachzulesen. Über die von mir berichteten inoffiziellen Zahlungen Onkel Sams an Hitler enthält das Buch jedoch nichts.

Für die Wertung der Höhe dieser inoffiziellen Beträge von Onkel Sam in Relation zur damaligen finanziellen Situation Deutschlands kann sie der Leser in zweierlei Beziehung setzen: Einmal zur Kaufkraft der Reichsmark jener Zeit, oder aber zur Höhe des damaligen Reichshaushalts, des Staatsbudgets.

Zur Veranschaulichung der ersteren einige Preisvergleiche: Ein Brot kostete damals RM -,40, das jetzt etwa DM 3,80 kostet. Ein Herrenhaarschnitt oder Kinobesuch in der 1. Vorstellung kostete damals nur RM -,50, heute um DM 15,--. Eine Kurzstreckenfahrt mit der S- oder Straßenbahn betrug damals RM -,15, heute um DM 2,80. Die mir bekannte anfängliche Spende Onkel Sams von 50.000 Pfund = 1 Million RM im Jahre 1927 entsprach also der heutigen Kaufkraft von ca. 25 bis 30 Millionen DM, während die Zahlungen des Jahres 1934 sogar einer heutigen Kaufkraft von etwa DM 500.000.000,-- bis 550.000.000,-- entsprachen.

Der damalige Staatsetat des Deutschen Reiches, der Reichshaushalt, betrug nur einige Prozente des Umfangs, den der Etat der alten Bundesrepublik ausmachte. Somit erreichte die jährliche Schenkung Onkel Sams immerhin eine Höhe, die man schon in Prozenten vom

damaligen Staatshaushalt ausdrücken kann. Auch hierzu einige Vergleichszahlen:

Der Reichshaushalt belief sich 1925 auf noch nicht einmal 10 Milliarden RM, genau: RM 9.789.997.270,-- 1931 auf 10,5 Mrd. Reichsmark, 1933 sogar nur auf 5,927 Mrd. Reichsmark. - Durch die Jahres-Dotation Onkel Sams konnte Hitler also über einen Betrag in Höhe von 1,68 % des Staatsetats von 1933 zusätzlich verfügen (spätere Staatsetats wurden nicht mehr veröffentlicht), ohne jemandem - oder gar Onkel Sam? - Rechenschaft ablegen zu müssen.

1936 aber brach mein Verhältnis zur Familie Samuel ab, so daß ich nicht mehr genau berichten kann, ob, wie lange und in welcher Höhe die nicht rückzahlbaren Dotationen neben den offiziellen Krediten weitergezahlt wurden. Da die Zahlungen der späteren dreißiger Jahre mit Onkel Sams Absicht einer Stärkung von Hitlers Abwehrwillen gegen den Kommunismus verknüpft waren, halte ich es persönlich in Kenntnis der Denkweise Onkel Sams für wahrscheinlich, daß die Gelder frühestens erst dann eingestellt wurden, als Hitler mittels des in London unbeliebten Außenministers von Ribbentrop einen Pakt mit der Sowjetunion schloß und Handelsverträge mit ihnen einging, die teilweise Onkel Sams Interessen berührten oder zu berühren drohten.

Leider entzieht sich meiner Kenntnis, ob zwischen der Einstellung von Onkel Sams Hitler-Dauer-Spende und dem Ribbentrop-Molotow-Cocktail überhaupt ein ursächlicher Zusammenhang bestand, und welcher Vorgang primär, welcher sekundär war. Nur eine dritte Version erscheint mir unwahrscheinlich, daß Hitler russisches Erdöl direkt bezog und dennoch gleichzeitig Onkel Sams Subventions-Millionen kassieren durfte.

Sonst müßte ich nämlich an Onkel Sams Verstand zweifeln, und dazu hatte ich während meiner Anwesenheit in seinem Hause keinen Anlaß. Es mangelte ihm nur an Herz.

* * *

Die geschäftspolitischen Erwägungen, die Onkel Sam zur jahrelangen Förderung und Unterstützung Adolf Hitlers veranlaßten, gal-

ten natürlich ebenso, wenn auch nicht in gleichem Maße, für die übrigen faschistischen Länder. Hitler sollte mit Deutschland den Sowjetkommunismus und das russische Erdöl abwehren, Mussolinis Italien das Vordrängen der „farbigen" Araber, Spaniens Franco dem Kommunismus in Spanien Einhalt gebieten und den Garaus machen.

Ohne daß ich im einzelnen heute noch die Beträge nennen kann, die Onkel Sam der Falange und Francos Bürgerkriegspartei zugute kommen ließ, fiel mir eine Begebenheit auf und gab mir zu denken: In den Wochen vor dem Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges hielt sich Onkel Gordon im Auftrage von Onkel Sam häufig auf der iberischen Halbinsel auf. Ja sogar noch zwei Stunden vor Kriegsausbruch hatte Onkel Gordon auf Weisung von Onkel Samuel Gelder zu den Falangisten gebracht, damit sie finanziell gestärkt und vorbereitet in den Bürgerkrieg gehen konnten, wie mir Onkel Gordon später selbst berichtet hat. Zwar hatte ich auch nähere Einzelheiten über die Häufigkeit und den Umfang auch dieser finanziellen Transaktionen erfahren, aber da mir Spanien nicht so nah am Herzen lag wie Deutschland, hatte ich diese Beträge nicht in meinem Gedächtnis registriert.

Nicht nur einmal, sondern an hundertmal habe ich die Äußerung von Onkel Sam gehört, er wolle lieber den Faschismus unterstützen, den könne man durch Gewährung oder Entzug unserer Unterstützung im Zaume halten - aber wenn der Kommunismus aufkäme, dann sei es mit unserem Geschäft aus, weil wir dann mit einer Enteignung durch Verstaatlichung, genannt „Sozialisierung", rechnen müßten.

10. Onkel Sam und die Spionage

Wenn Onkel Sam Adolf Hitler finanziell förderte und unterstützte, so besagte das keineswegs, daß er etwa für ihn eine persönliche Schwäche hatte oder Sympathie hegte. Zwar hielt er Hitler für einen bedeutenden Mann, aber auch Hitler war nur eine Schachfigur auf Onkel Sams Brettspiel, wenngleich ein „Offizier", etwa ein Springer.

Daß Onkel Sam bei seiner wirtschaftspolitischen Beurteilung der Förderungswürdigkeit und Förderungsnotwendigkeit Hitlers auch außenpolitische Gesichtspunkte nicht außer Acht ließ, ging daraus hervor, daß er auch einen eventuellen Krieg der Niederlande und Großbritanniens - inwieweit er Frankreich in diese Erwägung einbezog, weiß ich mich heute nicht mehr zu erinnern - gegen Deutschland bewußt ins Auge faßte. Er zog dies durchaus in den Bereich der Möglichkeit, und es blieb nicht nur bei theoretischen Erwägungen, sondern Onkel Sam traf auch entsprechende Vorbereitungen mannigfacher Art.

Nach dem Motto: „Ein erkannter Feind ist nur noch ein halber Feind" legte Onkel Sam größten Wert auf vorzeitige und umfassende Information. Deswegen brauchte er einen Nachrichten-Erkundungsapparat. Hierfür nutzte er ebenfalls sein über Europa verzweigtes Großunternehmen, welches allein in Deutschland 20 Niederlassungen unterhielt, die ihrerseits aus dem Netz von 6.000 Tankstellen mit 18.000 Benzinpumpen und etwa ebenso vielen Tankwarten vieles ihm Wissenswerte in Erfahrung bringen konnten.

Damit bald nicht genug, erteilte er regelrecht Spionageaufträge, und wer hätte hierfür größeres Vertrauen Onkel Sams genießen können als mein Onkel Gordon, der alle Voraussetzungen hierfür mitbrachte? Er besaß das Offizierspatent und Organisationstalent, sprach fließend deutsch, kannte sich in den deutschen Verhältnissen gut aus, verfügte noch über zahlreiche Verbindungen zu Geschäftsleuten und Juden und wußte mit Geld so geschickt umzugehen, daß man eine Gegenleistung jeweils gewünschter Art erwarten durfte und erlangen konnte.

Onkel Gordon wußte sich aus diesem Generalauftrag natürlich wieder ein einträgliches Nebengeschäft durch eine aktuellere Ge-

heimtätigkeit zu schaffen: Er war den Juden beim Auswandern und insbesondere beim Verbringen ihrer Wertsachen außerhalb Deutschlands - selbstverständlich nicht uneigennützig, versteht sich - behilflich.

Bekanntlich verfügten die deutschen Antijudengesetze unter anderem, daß die Juden eine Auswanderungssteuer etwa in Höhe ihres vorhandenen Vermögens an den Nazistaat entrichten mußten und durch Hergabe ihres Besitzes ihr Leben in Sicherheit bringen und sich gleichsam freikaufen konnten. Außerdem sollte die gesamte jüdische Gemeinde Deutschlands, stellvertretend für das „Weltjudentum", ein Vermögen von einer Million Reichsmark als Buße für den am 8. November 1938 von dem Juden Herszel Grynszpan in Paris begangenen Mord an dem deutschen Diplomaten Ernst von Rath aufbringen.

Es erfolgte meines Wissens nie eine diesbezügliche Abrechnung, es kann den Juden mittels dieser willkürlichen Gesetzgebung auch ein kleineres oder größeres Gesamtvermögen abgenommen worden sein. Weshalb man nicht den deutschen Staat vor dem internationalen Gerichtshof in Den Haag verklagte, ist mir noch heute unverständlich.

Onkel Gordon sah indes seine Aufgabe darin, Wege und Möglichkeiten zu ersinnen und nutzbar zu machen, möglichst viel Werte über die deutsche Reichsgrenze zu schaffen. Zunächst empfahl er den Gefährdeten oder Bedrängten räumliche Verkleinerungen ihres jüdischen Vermögens in Deutschland, also etwa von der Größe eines Mietswohnhauses oder Handelswarenlagers in den geringeren Umfang von Diamanten, Schmuck, Gold, Perlen. Diese Kostbarkeiten wurden in benutzte Toilettenseifenstücke hineingedrückt und so außer Landes befördert.

Als dieser Kapitalfluchtweg munter zu florieren begann, wurde Onkel Gordon dreister und höhlte neue Seifenstücke aus, die voll mit Schmuck, Brillianten und Gold ausgefüllt wurden. Sogar seinen Angehörigen gab Onkel Gordon derart präparierte Seifen mit, wenn sie Deutschland verließen, ohne sie vorher über ihre brisante Beiladung zu informieren.

Ich war darüber empört, daß auch meine ahnungslose Tante Claire so von den emigrierenden Juden in höchste Gefahr gebracht wurde,

indem man ihr solche Transportgefäße ins Haus brachte, die sie nach Brüssel mitnehmen sollte. Denn allzu leicht hätte ein derartig präpariertes Seifenstück auseinandergehen, der Inhalt den deutschen Grenzkontrolleuren in die Hände fallen und Tante Claire kompromittieren können. Sie wäre dann den SS-Behörden überantwortet worden. Verstöße gegen Devisengesetze, Verschleppung von Vermögen ins Ausland, und das alles für Juden, das wäre ein Wirtschafts- und Massenverbrechen gewesen, für welches man mit langem KZ-Aufenthalt, wenn nicht mit einer Todesstrafe hätte rechnen müssen.

Auch in diesem Falle konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Onkel Gordon hierbei mit dem Dolus eventualis handelte, daß er dann meine Tante eben losgeworden wäre und sich noch fleißiger seinen sexuellen Eroberungen widmen konnte, Damen jedes Alters, verschiedener Herkunft und Nationalität und unterschiedlicher Vermögensverhältnisse.

Andererseits war auch Onkel Gordon selbst jedesmal ärgerlich, wenn er von solchen Transaktionen jüdischer Vermögen aus Deutschland heraus mittels unserer Angehörigen erfuhr, die aus reiner Gefälligkeit erfolgte, wenn er also selbst keinen Nutzen daran hatte. Auch Tante Claire war über die Ausnutzung ihrer Ahnungslosigkeit und Gutmütigkeit oft sehr verärgert, insbesondere als man ihr einmal einen schwarzen Stock mitgab, der ein altes Erbstück sein sollte. Er steckte, wie sich später nach ihrer Ankunft in Brüssel herausstellte, voller Brillanten, Schmuck und Goldsachen. Tante Claire ist dann nicht wieder nach Deutschland gefahren, um nicht weiterhin für diese überaus riskanten Vermögensverschiebungen mißbraucht zu werden. Andererseits wußte sie, daß sie nicht hätte nein sagen können, wenn Juden sie um diese Gefälligkeit offiziell gebeten hätten.

* * *

Es wurden nicht nur passiv Auskünfte, Nachrichten und Fakten von allen Besuchern Onkel Sams erfragt, die aus Deutschland kamen, alle Ereignisse, Gesprächsthemen und Gerüchte, sondern Onkel Sam beauftragte auch Onkel Gordon, ein aktives Spionagenetz zu etablieren, das wirtschaftliche, politische, militärische und jüdische Nach-

richten aus Deutschland sammelte. Von Onkel Sams Auftrag, einen solchen Apparat aufzuziehen, hatte Onkel Gordon mir nicht nur ausdrücklich berichtet, sondern ich sollte auch persönlich mit eingespannt werden.

Gordon nahm mich zur Tarnung zu den Treffen der aus Deutschland zur Berichterstattung nach Brüssel gekommenen Residenten mit. Die Treffen für die mündlichen Berichte oder Übergaben von Nachrichtenmaterialien fanden meistens in Cafés statt, mitunter suchten wir auch Wohnungen auf, in denen wir mit solchen Personen zusammentrafen. Nie durfte aber ein Resident oder Briefträger des Spionagenetzes in Onkel Gordons Wohnung kommen.

Wie kam es, daß sich Onkel Sam auch mit einer solchen Tätigkeit befaßte? Hierüber befragte ich natürlich Onkel Gordon und erhielt folgende Belehrung: Es sei für alle Angehörigen des englischen Geldadels eine selbstverständliche Ehrensache, im oder für den britischen Secret Service tätig zu sein. Onkel Sams Verantwortung für das Wohlergehen der Shell erforderte jedoch weitergehende, direkte und schnellere Unterrichtung über alle Vorgänge in Deutschland. Onkel Sam arbeite zwar auch für den Secret Service, aber betreibe überwiegend ein eigenes Nachrichten- und Ermittlungsnetz zur eigenen Information. Die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit machte mir Onkel Gordon mit Beispielen aus dem Wirtschaftsleben deutlich, z.B. wie frühzeitige Kenntnisse über vorgesehene Investitionen und die Bearbeitung der betreffenden Investoren, bevor die Konkurrenz hiervon Kenntnis erhält, neue künftige Großkunden einbringen können. Obwohl man selbst Spionage trieb, wurde die doppelte Moral und arrogante Überheblichkeit durch folgende eigenartige Verhaltensweise deutlich, die Onkel Sam eingeführt hatte, Onkel Gordon übernahm und in die ich entsprechend eingewiesen wurde:

Die Hand zur Begrüßung wurde nur demjenigen in der Spionage tätigen Personen gereicht, die Engländer waren und unentgeltlichen Geheimdienst betrieben, oder Deutschen, die gegen Deutschland eingestellt waren und aus dieser Gesinnung gegen ihr Vaterland spionierten. Wer sich für diese Tätigkeit jedoch vergüten ließ, dem wurde nicht die Hand zur Begrüßung geboten. Da ich nun den einzelnen Agenten und Residenten, Berichterstattern und Briefträgern nicht

äußerlich ansehen konnte, wer sich bezahlen ließ und wer es umsonst machte, wurde ich vor jeder Begegnung und Begrüßung von Onkel Sam oder Onkel Gordon entsprechend unterrichtet, wen ich mit Handschlag begrüßen durfte und wen nicht. Durch diese Einweisung wurde ich manchmal erst gewahr, daß es sich überhaupt bei Besuchern um Spione handelte.

Natürlich blieb mir der Widersinn dieser Klassifizierung nicht verborgen, sie erschien mir als doppelte Moral: Onkel Sam betrieb Spionage wegen des Geschäfts, wegen des Verdienstes aus der Unternehmung, zur Erhaltung ihres Umsatzes und ihrer Existenz. Wer aber wie er, nur in verkleinertem Maßstabe, durch die Spionage verdiente, galt in seinen Augen als ehrlos, und solchen Menschen reichte man nicht einmal die Hand. Man verdient nur an ihnen, wenn man die Nachricht als einen wirtschaftlichen Wert betrachten will, und durch sie, wenn man den indirekten Wert der Nachrichtennutzung in Rechnung stellt. Man braucht und gebraucht sie, wirft sie aber nach Gebrauch ebenso kaltblütig fort, wie es in einem der folgenden Kapitel noch zu berichten sein wird.

Bei jeder Deutschlandreise erhielt ich von Onkel Sam irgend einen kleinen Erkundungsauftrag, sei es, die Flugzeug-Zulassungsnummer zu notieren, sei es einmal, Mitte 1934, auszukundschaften bzw. die Richtigkeit einer ihm vorliegenden Meldung zu recherieren, ob bei Bad Godesberg ein Lager eingerichtet worden sei, in welchem 400 italienische Offiziere militärisch ausgebildet würden.

Auf dringende Empfehlung meiner Tanten hielt ich mich jedoch sehr zurück, mich etwa in die aktive Spionage einschalten zu lassen. Nur diesmal wandte ich mich - mehr aus Neugier, ob Onkel Sams Informationen tatsächlich so zutreffend seien, als etwa aus Nervenkitzel, den diese Materie ohnehin zu verbreiten pflegt - an einen mir befreundeten Sohn des Inhabers vom Rhein-Hotel Dreesen, Willi Dreesen, der mir das Vorhandensein des Ausbildungslagers bestätigte. Selbstverständlich kam ich mir hierbei nicht etwa als Spionin vor, wenngleich meine Berichte als Mosaiksteinchen zu einem Gesamtbild beigetragen haben dürften, das sich in Onkel Sams Gehirn zusammenfügte. Aufzeichnungen pflegte er sich kaum zu machen, denn er

verfügte, wie viele außergewöhnliche Persönlichkeiten, über ein hervorragendes Gedächtnis.

Zwischen den Jahren 1935 bis 1937 spannte mich auch Onkel Gordon ein, bei der Flucht von Juden aus Deutschland aktiv mitzuhelfen. So habe ich meinen ungarischen Paß meinem Onkel zur Verfügung gestellt, der mit diesem jüdische Frauen und Mädchen aus Deutschland herausschleuste. Es war allerdings verabredet, daß es im Falle einer Komplikation mit den deutschen Grenzbehörden heißen sollte, mein Paß wäre mir gestohlen worden. Onkel Gordon hatte mir fest versprochen, daß er sich von den Emigrantinnen ausbedinge, im Notfall „zuzugeben", mir den Paß entwendet zu haben.

Ich bin der Überzeugung, Menschen in Not Fluchthilfe zu gewähren, ist ein ebenso schutzwürdiges und gegen eine staatliche Macht legitim anwendbares Recht wie andererseits das völkerrechtlich längst anerkannte Recht der Inanspruchnahme und Gewährung des Asylrechts. So konnten also zahlreiche jüdische Mitbürger aus Deutschland gerettet werden, sofern sie Beziehungen zu Onkel Gordon anknüpfen konnten, ohne daß mir der genaue Umfang der lebensrettenden Wirksamkeit meines Passes je bekannt wurde.

* * *

Onkel Sam hielt die englische Nation für die einzig geeignete, Europa zu führen. Danach kam lange nichts. Mit weitem Abstand folgte für ihn Deutschland als zweitwichtigster Staat Europas in seiner Doppelfunktion als Bollwerk gegen den Bolschewismus in Asien und als Hauptabnehmer der Shell. Onkel Sam haßte alles Kommunistische wie alles Sozialistische und Soziale. Auch wenn Juden in dieser Beziehung irrten, dann bezog er sie in seinen Haß ein.

So berichtete ich Onkel Sam einmal aus Deutschland, daß die Tochter des jüdischen Leiters einer Kunstgewerbeschule sich mit einer roten Fahne in der Hand an kommunistischen Demonstrations-Umzügen durch die Stadt beteiligte. Im Vertrauen auf die Humanität ihrer deutschen Landsleute, auch der Nazis als innenpolitischer Gegner, schob man vorsorglich Kinderwagen voran, damit ihnen nichts passierte; denn man pflegte innerhalb der deutschen „Volksgemein-

schaft“ schon damals auf politisch Andersdenkende scharf zu schießen, wie auch später an der mitten durch Deutschland verlaufenden „modernen Grenze“.

Onkel Sam registrierte meinen Bericht zunächst wortlos, ohne Stellungnahme. Ich merkte jedoch, wie es in ihm gärte und kochte, dann brach es los. - Keiner der Großfamilie Samuel besuchte die Synagoge oder eine Kirche. Aber wenn Onkel Sam sich über jemanden sehr ärgerte, dann schimpfte er: „Gott wird dich strafen“, oder „Gott soll ihn bestrafen!“ Ebenso verdammte er jetzt die jüdische Professorentochter, ihren Namen darf ich mir ersparen, von der ich ihm berichtete.

Andererseits gehörte Onkel Sam Freimaurerlogen an. Daß ihn etwa humanitäre Beweggründe zu diesem Kreis von idealistischen Weltverbesserern geführt hätten, wage ich zu bezweifeln. Vermutlich waren es ihm näherliegende Geschäftsinteressen.

Onkel Sam hörte oder las jede Führerrede Hitlers, war durch sein Spionagenetz über die Verhältnisse in Deutschland bestens unterrichtet und wußte offenbar über die Situation der Juden in Deutschland mehr und früher Bescheid als beispielsweise die US-amerikanische Diplomatie, von der Arthur D. Morse in seinem 1968 erschienenen Buch „While Six Million Died, A Chronicle of American Apathy“, veröffentlicht im Random-House, New York, berichtet.

So erkannte Onkel Sam auch frühzeitig das wirtschaftliche Aufblühen Deutschlands während des nationalsozialistischen Dritten Reiches. Er sah den ständig steigenden Absatz der Erdölprodukte voraus, aber befürchtete auch immer mehr, daß die wachsende Wirtschaftsmacht Deutschlands die Marktinteressen der übrigen europäischen Staaten beeinträchtige, was über kurz oder lang zu einem neuen Krieg führen würde.

Schon 1934 war Onkel Sam überzeugt davon, daß die deutsche Wirtschaftsmacht den Hauptgrund für den nächsten Krieg darstellen würde, egal, welcher Anlaß ihn einst auslösen oder welches Ereignis auch immer als Anlaß dienen würde. Onkel Sam war nicht etwa für einen neuen Krieg. Den hatte er nicht nötig, da ihm der Absatz die Hauptsache war und da er an einer expansiven Wirtschaft in Deutschland und Europa ebenso gut verdienen konnte, wie an der

Umsatzsteigerung, die der Mehrbedarf eines Krieges mit sich bringen würde.

Das letzte, was ich von Onkel Sam über die allmähliche, aber zwangsläufige Entwicklung zum Kriege hin hörte, war, daß er resignierte: „Nun wird es doch zum Kriege kommen. Die Dinge sind zu weit fortgeschritten, als daß ich an ihnen noch etwas ändern könnte."

Das war im Jahr 1934, dem Jahr seiner höchsten Zahlungen an Hitler, die mir bekannt wurden. Der Betrag wurde auch noch im Olympiajahr 1936 gezahlt. Zwei Jahre nach seinem Ableben.

11. Zweierlei Familienplanung

Onkel Sam war und blieb lebenslänglich unverheiratet, war aber das ungekrönte Familienoberhaupt seines gesamten Clans und schrieb auch den anderen Familienangehörigen vor, wie sie ihre persönlichen Dinge zu gestalten hätten. So hatte er Tante Flory, die in ihrer Jugend dem Hobby-Sport des Ballettanzes frönte, als Konditionstraining und Ausgleichssport gern ritt und ein eigenes Reitpferd besaß, verboten zu heiraten. Jeder Bekannte, den sie kennenlernte, war ihm nicht fein genug; und dabei blieb es. Ob ihre Verehrer tatsächlich nicht seinen Ansprüchen genügten, oder ob er Tante Flory gern zurückbehalten wollte, konnte ich nicht klären.

Obwohl unverheiratet, war Onkel Sam nie allein. Ständig war eine Hausdame englischer Nationalität anwesend, ein vorzüglicher französischer Koch pflegte das hohe Niveau der Mahlzeiten und besorgte die Küche, Diener trugen stumm die Speisen auf, für das Büro beschäftigte er noch einen Sekretär. Das Personal arbeitete ebenso lautlos wie unauffällig und war kaum zu sehen und zu hören.

Ich habe nie gehört, daß Onkel Sam sich je für Frauen interessiert hätte, obwohl er es sich finanziell und - wenigstens vor der Zunahme seiner Körperfülle - auch gesundheitlich hätte leisten können, sich oder einer Freundin jeden Wunsch zu erfüllen. Außer den kulinarischen, besser lukullischen Genüssen hatte er zu meiner Zeit keinerlei private Bedürfnisse oder Hobbies.

So erhebt sich die Frage, für wen eigentlich dieser Mann ohne eigene Abkömmlinge ein so immenses Vermögen raffte, schaffte, vermehrte und verwaltete. War es nur die Freude am Nervenkitzel oder an der Ausübung der Macht, an der Einflußnahme in den Geschichtsablauf, an dem Operieren mit anderen Menschen?

Oder trifft es zu, daß Onkel Sam das alles nur aus Fürsorge für die Großfamilie Samuel tat, während alle anderen Menschen doch nur Schachfiguren auf seinem Brettspiel darstellten, welches Shell hieß? War ihm das ganze Erdölgeschäft nur ein einziges strategisches Spiel, das er rücksichtslos mit anderen Menschen trieb, wenn er Anleihen vermittelte, Lord Deterding für sich einspannte, wenn er Diktatoren

finanzierte oder gegen die Judenvernichtung untätig blieb, wissentlich nichts unternahm.

Ob diese Einstellung zum Leben, diese Gesinnung während des ganzen Lebens von Onkel Sam dominierte, oder ob er früher anders eingestellt war, entzieht sich meiner Kenntnis. Jetzt hatte er jedenfalls nur noch Zeit für das Geschäft, für Geld und Essen. Besaß Onkel Sam in früheren Jahren andere Gepflogenheiten, Interessen oder Eigenschaften? Darüber wurde auch in der Familie nicht gesprochen, wie auch von Onkel Marcus nicht mehr die Rede war, obgleich er als Lord-Mayor von London immerhin eine gewisse Bedeutung erlangt haben mußte.

Ob man hierbei Tabus respektierte, oder ob über Onkel Sams „Vorleben" einfach nichts besonderes zu berichten war, kann ich nicht beantworten. Vielleicht lagen für das Schweigen ähnliche Gründe vor wie die, wegen der man über Marcus und Samuel Samuel herzlich wenig in dem Buche liest, das doch eigentlich ihr literarisches Denkmal sein könnte, wie es das Weltunternehmen Royal Dutch-Shell unbestritten, mindestens für ihre Geschäftstüchtigkeit, ist.

* * *

Es steht zweierlei fest: Einmal war Onkel Gordon der offensichtliche bevorzugte Lieblingsneffe, zweitens hatte Onkel Sam für die gesamte Familie, für die Gegenwart und für die Zukunft bestens gesorgt. Für beide Tatsachen kann ich mit folgenden aufschlußreichen Erläuterungen dienen, zunächst die Familienvorsorge Onkel Sams betreffend, zuletzt die Pläne Gordons:

Aus den Dividenden und Einkünften, über die Onkel Sam persönlich verfügte, wurden für alle Mitglieder der nahen und weiteren Familie feste monatliche Zuwendungen festgesetzt, und diese waren nicht unbedeutend. Sie betrugen bzw. betragen mehrere hundert Pfund Sterling pro Monat. Zur Großfamilie gehörten aber in den dreißiger Jahren nicht weniger als etwa 10 Geschwister, 35 Neffen und Nichten sowie deren Abkömmlinge. Ich fragte mich, aus welchem Anlaß Onkel Sam so großzügig verfuhr.

Die Begründung lag einmal, wie schon erwähnt, darin, durch Angehörige unbeeinträchtigt schalten und walten zu können. Zum anderen scheint sie in der Verdrängung seiner Herkunft zu liegen. Onkel Sam wollte den Lebensstandard seines Familien-Clans so heben, daß es den Kindern aller Angehörigen möglich war, die Schulen zu besuchen, daß die Sippe in die Lage versetzt wurde, auch äußerlich sichtbaren Wohlstand zu zeigen, sich gehobene Gesellschaftskreise zu erschließen und sich einen entsprechenden Lebensstandard zuzulegen und unterhalten zu können.

Zunächst war es also die Unterstützung seiner Schwester, durch deren Heirat mit einem Rechtsanwalt Onkel Sam einen ersten Einbruch in den Mittelstand erreichte und finanzierte. Mit dem Einkauf von Lord Deterding und dessen vor dem Ruin stehenden Royal Dutch gelang Onkel Sam dann der Durchbruch zur Geldaristokratie des Landes. Seine Verwandtschaft sollte ohne allzu großen sozialen Abstand von ihm selbst mithalten können.

Diese Denkweise führte Onkel Sam aber auch zu entsprechenden Dispositionen für die Zukunft. Das höhere Niveau sollte von seiner Verwandtschaft auch dann beibehalten werden können, wenn der betreffende Geschwisterteil, Neffe oder Nichte, als Bindeglied zu ihm starb. Onkel Sam führte also ein, daß die Zuwendungen nicht nur weiterliefen, wenn der direkte Verwandte verstarb, sondern daß sogar die verbleibenden Überlebenden eine höhere Rente bekämen, die sich wiederum auf die Kinder und Kindeskinder weiter vererbte. Eine so großzügige Regelung schloß gleichzeitig aus, daß ihm irgend jemand seiner zahlreichen Verwandten seine Position neidete oder gefährdete, ihm hineinredete oder ihn etwa zu verdrängen suchte.

Dieser Sachverhalt verdient deshalb festgehalten zu werden, da Onkel Sam mit seinen Finanzierungen Hitlers ja auch über das Vermögen und die Einkommensteile seiner Geschwister verfügte. So trug also beispielsweise auch Onkel Herbert, der selbst verheiratet war und Kinder hatte, aber sehr zurückgezogen lebte und familiär kaum Verbindung mit Onkel Sam und Familie Collings hielt, mit seinen Einkünften zur Finanzierung Hitlers bei.

Onkel Sam überzeugte sowohl Onkel Gordon als auch seine übrige Verwandtschaft wie schließlich Lord Deterding mit der Argu-

mentation, daß man den Nazis helfen m u ß t e . Wiederholt sagte er, wenn Deutschland kommunistisch wird, wird es der ganze Kontinent; wenn der Kontinent kommunistisch wird, wird es auch England. Dann würde zunächst nur russisches Öl verkauft, später alles verstaatlicht, auch die Shell-Gruppe. Jeder Familienangehörige bekäme jetzt seine gute Rente. Das Kapital sei gut und sicher für alle Zukunft angelegt, keiner brauche je Sorgen zu hegen, mit einer einzigen Ausnahme: Wenn der Russe kommt! Er schloß dann immer mit der rhetorischen Frage: „Wollt ihr lieber jetzt höhere Renten und später alle unter dem Russen arbeiten und auf Eure Renten verzichten müssen?" Das wollte natürlich niemand, und deshalb blieb es bei den Unterstützungen Hitlers in stets größerem Umfang.

Hitlers Schwäche und offensichtliche Sympathie für England buchte sich Onkel Sam wegen seiner Finanzierungen auf sein persönliches Erfolgskonto. Ich verweise auf Hitlers Verhalten bei der Eröffnung der Berliner Olympiade 1936: Beim Einmarsch der Franzosen zeigte Hitler eine eisige Miene. Als jedoch die Mannschaft von Großbritannien ins Stadion einmarschierte, stand Hitler von seinem Sessel auf, strahlte, lachte und grüßte freundlich. Hitler war Onkel Sam der Garant auch des künftigen Wohlergehens seiner Familie trotz der immensen sowjetischen Bedrohung aus dem Osten, als Bollwerk und einziger brauchbarer „Festlandsdegen".

Im übrigen hatte Onkel Sam für die Zukunft - von der stetigen Ausweitung des Unternehmens abgesehen - keine speziellen Pläne, auch nicht einen solchen, für sich einen Nachfolger zu bestimmen. Alle seine Brüder schienen ihm hierfür nicht geeignet, ja selbst Onkel Gordon Collings war zwar sein gutaussehender Liebling, verwöhnter Neffe, erfolgreicher Sonderbeauftragter, Geheimsekretär und Mädchen für alles, wie ich schon darstellte, - aber als seinen Nachfolger hielt er auch ihn nicht für geeignet genug und nicht für eine Persönlichkeit des hierfür erforderlichen Formats. Onkel Sam wollte es vielmehr damit sein Bewenden finden lassen, daß nach seinem Ableben die Familie gesichert war, die Holding-Gesellschaften aber ein solches Schwergewicht und Eigengewicht besäßen, daß sie sich selbst die fähigsten und geeignetsten Köpfe und Wirtschaftsführer wählen könnten und daß die Royal Dutch-Shell Unternehmen im übrigen die

bisherige Richtung einhielten, wie ein Kreiselkompaß durch die Trägheit seiner Masse in der einmal eingeschlagenen Eigenbewegung nicht zu erschüttern und nicht mehr vom rechten Wege abzubringen ist.

* * *

Onkel Gordon fand sich schließlich mit Onkel Sams hohen Dotationen an Hitler durch den Gedanken ab, daß er in seiner familiären Sonderstellung sowieso stets Sonderrechte von Onkel Sam in Anspruch nehmen könnte und würde. Zusätzlich zu seinen normalen Bezügen, die ohnehin unnormal über denen aller Brüder, Schwestern, Nichten und Neffen Onkel Sams lagen, erbat er sich wiederholt in meiner Gegenwart Sonderleistungen, die ihm Onkel Sam meistens anstandslos gewährte, indem er zu einem der Tresore schritt und Onkel Gordon ohne Quittung den gewünschten Betrag bar überreichte.

Erfolgte die Bittstellung Onkel Gordons jedoch gerade nach einer größeren Zahlung an Hitler, so mußte er sich aber auch einmal vorübergehend trösten lassen. Das bewies mir, daß der Geldvorrat Onkel Sams nicht unerschöpflich war, und daß die Geldgeschenke an Hitler sogar für Onkel Sam eine fühlbare Belastung bedeuteten und jeweils einen gewissen vorübergehenden Liquiditätsengpaß mit sich brachten.

Diese Begebenheit erlebte ich mindestens zweimal: Einmal, als Onkel Gordon etwa 1927 von Onkel Sam das Geld für einen neuen Wagen erbat, ein zweites Mal, als Onkel Gordon 1928 in Brüssel eine feudale Eigentumswohnung gekauft hatte, für deren Barzahlung er Onkel Sam um eine fünfstellige Pfund-Sonderdotation bat, zugleich um das Geld für einen neuen Wagen für seine Frau. Es handelte sich um eine Luxuswohnung in der Avenue Paul Dechanel Nr. 243 in Brüssel, die der Architekt Raymond Burggraf kurz zuvor errichtet hatte. Ich schätzte besonders dessen Sohn Henry. Onkel Sam wies Onkel Gordon mit der Begründung ab, daß er gerade wieder Hitler eine größere Zahlung habe überbringen lassen, und daß er eine große Steuerlast zu tragen hätte, so daß ihm - nach Zahlungen an Hitler, an die Verwandtschaft und an das Finanzamt - von einem englischen

Pfund Sterling Einkommen in diesem Jahr nur noch ganze 50 Penny verblieben. An dieses Verhältnis, in diesem Zusammenhang, ein Pfund zu 50 Penny, erinnere ich mich noch ganz genau. Und ich habe keinen Anlaß anzunehmen, daß diese Angabe Onkel Sams an Onkel Gordon etwa nicht genau zutraf, denn wenn Onkel Sam etwas besonders gut verstand, dann war es Rechnen.

Ein anderes Mal erbat sich sein lieber Gordon wieder einmal eine Sonderzuteilung für ein neues Auto. Onkel Sam erwiderte: „Dann kaufe es dir doch, du bekommst ja genug Geld von mir." Schließlich ging er aber doch wieder an einen der Tresore und gab ihm den gewünschten Betrag, wieder ohne Quittung, ohne daß je ein anderer Angehöriger darüber etwas erfuhr, ohne daß der Betrag notiert, verbucht oder angerechnet wurde.

So ist es verständlich, daß Onkel Gordon Collings sich diese gleichsam unerschöpfliche Quelle nicht nur erhalten, sondern ausbauen, wenn nicht vervielfachen wollte. Entgegen der selbstlosen Zukunftsplanung für die Familie durch Onkel Sam verfolgte Onkel Gordon hierbei eine Familienplanung, die er sich selbst zu- und maßschneidern wollte und in der ausgerechnet ich die Hauptrolle spielen sollte, wie nun zu berichten sein wird.

* * *

Die zweite Ehe meiner Tante Claire mit Onkel Gordon blieb wieder kinderlos, weil meine Tante ein kürzeres Bein hatte und ihr Leib dadurch bei jedem Schritt so erschüttert wurde, daß sie kein Kind austragen konnte. Wegen der Kinderlosigkeit hatten sie mich angenommen und hatte ich zu meinem Onkel als Ersatzvater zunächst ein besonders herzliches Verhältnis. Ich war für ihn gewissermaßen seine Tochter, und er ließ es gern zu, daß man mich als seine Tochter bezeichnete. Dieser Umstand machte ihn noch stolzer, weil man ihm damit immerhin ein gewisses Kompliment machte.

So wie Onkel Gordon der intimste Vertraute Onkel Sams war, so war ich es für Onkel Gordon. Es gab absolut nichts mehr, was er mich nicht wissen ließ und nicht mit mir besprach, die heikelsten politischen, geschäftspolitischen, aber auch die intimsten Privatange-





legenheiten. Ja er schickte mich sogar zu seinen Freundinnen, ihnen Blumen oder kostbaren Schmuck zu überbringen und die Zustimmung zu neuen Treffen einzuholen. Gegen meinen Willen wurde ich zur Mitwisserin, und mit einer ständigen Nötigung, auf die ich später noch zu sprechen kommen muß, wußte er mich in dieser Zwangsrolle festzuhalten.

Onkel Gordon hatte laufend andere Frauen, weil er gut aussah und augenscheinlich über viel Geld verfügte. Teils liefen ihm amerikanische Filmschauspielerinnen, teils Ballettratten, aber auch Mädchen aus gutem Hause nur so nach. Wenn aber einmal keine Liebschaft zur Hand war, dann scheute er sich auch nicht, Bordelle aufzusuchen, wobei er, wie ich bald sehen konnte, blond bevorzugte. Bloß meine Tante sah nie die blonden Haare an seiner Kleidung und war von Gordons Treue unerschütterlich überzeugt. Ja sie riet mir noch, nur einen Juden zu heiraten, denn Juden wären die treuesten Ehemänner. Onkel Gordon trat mich dann heimlich unter dem Tisch auf den Fuß, wenn ich mir das Lachen kaum verkneifen konnte. Weil er aber durch seinen unheimlichen Verschleiß bald selbst recht verbraucht war, konnten ihn schließlich nur immer noch versierte Frauen reizen. Bei seinen Amouren ging er mit äußerster Raffinesse und Routine vor, wobei er mich als Gehilfin und Mitwisserin fest einplante:

Normalerweise mußte ich ihn immer begleiten. Wenn er mich aber vormittags mit einem Augenzwinkern zum Zuhausebleiben abhängte, dann wußte ich, welchem Ziel er zustrebte. Erst mittags kam er zurück und setzte sich an den Tisch, nachdem er alle abküßte. Ich wandte mich vor seinem Kuß nach Bordellbesuchen angewidert ab, aber dann schalt mich noch die Tante, daß ich so undankbar gegenüber meinem Onkel sei, dem ich doch alles zu danken und verdanken hätte. Raffiniert erzählte dann Onkel Gordon beispielsweise: „Stell dir vor, wen ich heute erwischt habe, ich sah unseren Bekannten, Henry Sachs, aus der bewußten Straße herauskommen." So zog er dann vorsorglich über den anderen her, so daß dieser nicht etwa Onkel Gordon vor Tante Claire in Verlegenheit bringen könnte.

Sogar im eigenen Hause in Le Zoute bei Knokke an der belgischen Küste, wo wir für einen Sommer ein Appartement gemietet hatten, führte Onkel Gordon seine Poussage. Im Stockwerk unter uns

wohnte eine sympathische Dame mit zwei bildhübschen jungen blonden Nichten. Mit mindestens zwei Personen, wenn nicht mit allen dreien, beschäftigte sich mein Onkel abwechselnd. Wenn es am Vormittag stundenlang stark geregnet hatte, mußte ich nach seiner Rückkehr schnell seinen Anzug im Badezimmer mit der Brause übersprengen, dann einmal hatte Tante Claire erstaunt festgestellt: „Dein Anzug ist ja trotz des Regengusses ganz trocken geblieben." Damit war die Angelegenheit für sie bereits erledigt, während Onkel Gordon künftig vorsichtiger war. „Wehe, wenn du Tante etwas sagst", drohte er mir vorsichtshalber. Er ging kühn davon aus, daß ich zu ihm hielte und Tante Claire nichts verriet.

Seine ureigensten Gedanken hielt er aber noch immer zurück. Erst im Jahre 1930 ließ er die Katze aus dem Sack und überraschte mich eines Tages mit seinen geheimsten Plänen:

Er hab mich dazu ausersehen, nicht etwa ihn zu heiraten, wie ich zu Beginn des feierlichen Gespräches befürchtete, sondern den alten, ja inzwischen für meine Begriffe uralten Onkel Sam! Mit der Zeit würde Onkel Sam immer älter, und ich würde, getragen von Onkel Sams Vertrauen und die an mich erfolgte Gewöhnung, alles für ihn regeln und so allmählich alle Geschicke in meiner Hand halten. Durch mich würde dann aber später Onkel Gordon das Heft und die Hebel der unermeßlichen Macht in seine Hand bekommen können. Nur so allein sei gewährleistet, daß die Machtfülle in der engsten Familie verbleibe. Andernfalls sei zu befürchten, daß sich andere, nicht so wie er, Gordon, geeignete Familienmitglieder der Macht bemächtigen, oder daß sie der Familiendynastie ganz entglitte und die Shell so von einem Familienunternehmen zu einem Machtgebilde eigener Art würde. Das würde für ihn und Onkel Sam einer Degeneration gleichkommen und nicht in ihrem Sinne sein. So lautete, nicht wörtlich, aber inhaltlich, Onkel Gordons Plan.

Dabei vermied es Onkel Gordon tunlichst, sich mir gegenüber klar auszudrücken, ob diese Überlegungen allein seine eigenen Gedanken oder der Wille Onkel Sams seien. Er trug es mir so bestimmt vor, daß ich jedenfalls annehmen sollte, es sei der Wunsch und daher unum-

stößliche Wille Onkel Sams, und jeder Widerspruch oder gar Widerstand dagegen sei also von vornherein aussichtslos.

Da ich aber energisch widersprach und nicht mit guten Worten und den mir in Aussicht gestellten Reichtümern für seinen Plan zu erwärmen oder gar zu gewinnen war, gab es die ersten ernstlichen Spannungen zwischen uns. Und nun erst wurde mir erschreckend klar, daß Onkel Gordon dieser Gedanke nicht erst jetzt spontan eingefallen war, sondern daß er seit Jahren an ihm konsequent gearbeitet und ihn folgerichtig durchgeführt hatte: Mein Besuch des Mädchenpensionates, meine Einführung zunächst im Hause seiner Eltern, Onkel Gordons Einflußnahme auf Onkel Sam, meine wohlwollende Aufnahme in dessen Hause, alles verlief ja in den letzten drei Jahren so, wie es nach Onkel Gordons Willen verlaufen sollte. Hierin fand also auch Onkel Sam in Onkel Gordon seinen Meister; in diesem Stück sollte ich die Hauptrolle spielen, und Onkel Gordon wollte der Autor und der Regisseur sein; um die Gage mit mir zu teilen oder um sie mir abzunehmen? Das blieb für mich zunächst noch eine offene Frage. In diesem Stück sollte also der alte Onkel Sam mein Partner sein. Und mit diesem Theatercoup wollte Onkel Gordon die der Familie zukommenden Erträge der Shell von Onkel Sam gänzlich usurpieren. Seine in mich investierten Gelder, Mühen und Jahre sollten ihm dann reiche Früchte tragen und einbringen.

Diese letzte große Rechnung hatte er aber ohne mich aufgemacht! Mit meiner Weigerung drohten seine Träume zu zerrinnen, und seine Haltung mir gegenüber änderte sich. Es war etwas zwischen uns zerbrochen, das sich nicht wieder kitten ließ! Für mich war die folgende Zeit recht peinlich. Ich war mir zunächst nicht ganz im klaren darüber, ob der Wunsch, daß ich nun 20jährige dem greisen Onkel Sam angetraut werden sollte, wirklich allein die Strategie Onkel Gordons war, ob Onkel Sam den gleichen Wunsch hegte oder Gordons Plan wenigstens duldete und nur mitzuspielen bereit war. Es bestand für mich die Gefahr, daß, wenn Onkel Sam etwa auch von der Richtigkeit und Notwendigkeit dieser Familienplanung überzeugt wäre, es für mich kein Entrinnen geben würde.

Ich bin Onkel Sam heute noch dankbar, daß er mich immer nur als Kind und nicht etwa als eine von ihm begehrenswerte Frau behandelt

hat. Ich weiß nicht, wie Onkel Sam in seinen früheren Lebensjahren zu Frauen gestanden hat. Jetzt interessierte ihn jedenfalls nach meinen Beobachtungen neben den Geschäften, die allmählich weniger seiner direkten Einwirkung in den Details bedurften und weitgehend selbständig liefen, wobei er sich auf die Einflußnahme mittels seiner Generalanweisungen vor den Hauptversammlungen und vor dem Abschluß der Bilanzen beschränken konnte, nur noch das Essen.

Bei Onkel Sam spürte ich also nach gespannter Aufmerksamkeit aller Sinne nichts von den Plänen Onkel Gordons, es wurde in seiner Gegenwart nichts darüber gesprochen, und ich hatte erst recht keinen Anlaß, dieses heikle Thema etwa selbst anzuschneiden. Es wäre für mich furchtbar gewesen, weil ich einer Entscheidung Onkel Sams außer meinem Widerspruch nichts hätte wirksam entgegensetzen können. Denn letzten Endes bin ich mit seinem Gelde großgezogen worden und habe mir oft genug von Tante Claire sagen lassen müssen, wenn man kein Geld hat, hat man nichts zu bestimmen, sondern man hat dem zu gehorchen, von dessen Gelde man lebt. - Inwieweit etwa auch Hitler mit der Annahme von Onkel Sams Geldern bestimmte Weisungen erhielt oder Wünschen gehorchte, blieb mir zeitlebens unbekannt. Aber bei dieser Familiengesinnung, einer strengeren Abwandlung des Satzes: „Wes Brot ich eß, des Lied ich sing", wäre eine gezielte Zweckbestimmung wenigstens eines Teiles der Dotationen bei ihrer Übergabe an Hitler und wären konkrete Bedingungen und Weisungen nicht ganz ausgeschlossen.

Und ich lebte, wie ich inzwischen erfahren hatte, von Onkel Sams Geldern. Mir wurde bekannt, daß Onkel Gordon meiner Tante Annette in Köln für meinen Unterhalt zweimal jährlich 50 Pfund = RM 2.000,-- zahlte, obwohl ich nur selten in Köln war. Andererseits erhielt er von Onkel Sam hierfür genau den doppelten Betrag. Daß bei jeder Transaktion 50% bei ihm selbst hängenbleiben mußten, war also sein „Satz", seine Taxe. - So hatte ich also allen Grund, Onkel Sam gegenüber eine entsprechende „Dankbarkeit" zeigen und Gehorsam üben zu müsse. Aber vor Onkel Sam wurde, wie gesagt, diese Familienplanung Onkel Gordons nie diskutiert, und so hoffte ich, daß es Onkel Gordons eigene Planung war, der ich mich vielleicht doch

noch vorsichtig widersetzen, später erfolgreich entziehen können würde.

Als Onkel Gordon einzusehen schien, daß der Altersunterschied zwischen Onkel Samuel Samuel und mir für mich unzumutbar war, schien er diesen Plan begraben zu haben. Nun wollte er eine für ihn zweitbeste Lösung anstreben, die für ihn etwa den gleichen Effekt ergeben sollte, nämlich daß ich einen seiner Cousins, und zwar einen Sohn seines Onkels Herbert Samuel, ebenfalls Herbert Samuel jr. mit Namen, heiraten sollte. Mehrere für diesen Ersatzplan Onkel Gordons ungünstige Umstände bewirkten jedoch, daß ich in meinem ganzen Leben diesem für mich erkürten Freier nicht ein einziges Mal begegnet bin. Außerdem war meine Tante Claire gegen diese Verbindung.

Bezeichnenderweise hatte Tante Claire nichts gegen meine vorgesehene Verkuppelung mit Onkel Sam einzuwenden gehabt, weil auch sie davon selbst davon überzeugt war, daß dann die Öldynastie Onkel Sams letztlich von Onkel Gordon weiter geleitet würde und sie ihren guten Anteil daran haben würde. Das schien ihr jedoch nicht ausreichend gesichert, wenn ich einen Cousin wie Herbert Samuel jr. geheiratet hätte. Sie mochte unbedingt die First Lady der Samuels und dadurch ihrer eigenen Familie werden und bleiben. Aber würde ich die Frau eines anderen, jüngeren Samuel, dann drohte ihr diese Rolle zu entgleiten und auf mich überzugehen. Tante Claire mißgönnte mir ohnehin meine Jugendlichkeit. Diese menschliche Schwäche ging bei ihr so weit, daß sie auf Partys die anwesenden Herren einzeln befragte: „Wen finden sie hübscher, meine Pflegetochter oder mich?“ Man sagte ihr dann zwar die Komplimente, die sie gern hören wollte, machte sich aber gleichzeitig hinter ihrem Rücken darüber lustig. Denn schließlich siegt doch immer die Jugend.

In diesem Zusammenhang ist eine Begebenheit bezeichnend, die ich jetzt schildern möchte:

Nach einem Sabbat-Dinner zog man ins Claridge-Hotel. In einem großen Saal fand dort eine jüdische Konfirmation eines Sprößlings der Familie Samuel statt. Etwa 120 Personen waren anwesend. Zwei livrierte Zeremonienmeister standen am Eingang des Saales und klopften dreimal mit dem Zeremonienstab, um dann laut die Namen der illustren Gäste auszurufen, die sich einfanden. Nach Onkel Gor-

don mit Ehefrau und Tochter Raymonde, das war ich, wurde Herr Baron de Rothschild aufgerufen, ein Sproß der englischen Linie dieses bekannten jüdischen Geldadels. Baron de Rothschild war, wie auch die Mehrzahl der Familien Samuel, von kleinem Wuchs, von schmächtiger Figur und hatte rötliche Haare. Er war schätzungsweise nur wenige Jahre älter als ich. Für mich zeigte er rasch ein besonderes Interesse und kümmerte sich intensiv um mich. Nur mit mir tanzte er, und, was gleich eine gewisse seelische Übereinstimmung erzeugte, er machte sich insbesondere über die höfische Prozedur der Namensaufrufe durch den Zeremonienmeister wie schließlich über die gesamte anwesende Gesellschaft lustig. Das erregte bereits den Unwillen meiner Tante, die offensichtlich der Meinung war, man müßte für diese vornehme Art des Empfangs eine entsprechende ernste Miene an den Tag legen.

Baron de Rothschild fragte mich, ob ich reiten und Tennis spielen könnte; ich sollte jeden Morgen mit ihm im Hyde-Park ausreiten. Da ich beides konnte, sagte ich gern zu. In den folgenden Tagen und Wochen hatte er dann viele Male bei uns angerufen, doch Tante Claire hat es mir nie vermittelt oder ausgerichtet, wie mir später, zu spät, das Dienstmädchen Maud verriet. So hat es Tante Claire verstanden, zu hintertreiben, daß ich je wieder mit ihm zusammenkam.

Noch mehrmals versuchte mir Onkel Gordon eine Änderung meiner Einstellung zu seinen Familienplänen abzufragen, indem er scheinbar beiläufig erwähnte, Onkel Sam würde wohl nicht mehr lange leben, man könnte alles erben, wenn man ihn heiratete, und es gehe uns zwar gut, es könnte uns aber noch viel besser gehen, wenn ich es mir richtig überlegte. Ich aber blieb bei meiner Ablehnung seines Planes.

Die Folge meines Widerspruches zu Onkel Gordons Familienplanung mit meiner Verheiratung an Onkel Sam war für mich immer fühlbarer. Ich wurde nun noch kürzer gehalten. Schon jetzt hatte ich keinen Umgang mit jungen Leuten meines Alters, da ich auf Schritt und Tritt überwacht wurde und mich ohne meinen Onkel nicht in Freiheit bewegen durfte. Auch konnte ich niemanden meine Freundin nennen, denn da ich nichts mitmachen durfte, keine „Erfahrungen" im Umgang mit anderen jungen Leuten hatte und daher auch nicht hätte

mitreden können, da meine vorübergehende Anwesenheit in einem fremden Hause sofort durch Telefonanrufe überprüft wurde, war ich auch als gesellschaftlicher Umgang für meine Altersgenossen uninteressant. Es blieb mir nur übrig, unter der alten Verwandtschaft dahinzuleben, kein Wort mitreden zu dürfen und ständig wie in einem goldenen Käfig überwacht zu sein. Ich konnte zwar reiten, Tennis und Klavier spielen, ja auch Turniere tanzen, jedoch keinen jungen Mann kennenlernen. Denn wer wollte sich schon so zweckbeschränkt mit jemanden abgeben, wenn er nicht auch ein bißchen Freizeit mit der Partnerin teilen durfte?

Daher war ich froh, wenn ich hin und wieder allein nach Köln reisen durfte, wo ich bei meiner - durch Erkältung auf der Flucht während des 1. Weltkrieges schwerhörig gewordenen - Tante Annette wenigstens etwas mehr Freiheiten genießen durfte. Aber auch sie war beauftragt, mich kurz zu halten und über meinen Tagesablauf genauestens schriftliche Berichte zu erstatten.

Meine Tanten konnten jedoch nie als Mutter empfinden, konnten weder vergessen noch verzeihen, konnten sich nicht in meine Lage versetzen, und so gingen meine schönsten Lebensjahre dahin, als Gefangene der Öl-Dynastie Onkel Sams.

Meine einzige Freude war es, wenn ich mich einmal im Jahr in der bezaubernden Thüringer Landschaft bei Saalfeld aufhalten und meine Großmutter besuchen durfte, umgeben von netten, einfachen Menschen, - von den Intrigen, von der Spionage, von dem familiären Falschspiel und all den Schmutzigkeiten, die mich anwiderten, entspannen und erholen konnte. Das hatte ich mir von meinen Pflegeeltern ausbedungen, dorthin durfte ich allein reisen, und das tat ich auch noch nach dem Tode meiner Großmutter gern. Wenn ich geahnt hätte, was mir noch alles widerfahren sollte, hätte ich mich gewiß bei einer solchen Gelegenheit durch die Flucht ganz von dieser Familie Samuel-Collings getrennt. So aber trug ich mein Geschick eisern und verbissen, freud- und lustlos, oft lange in die Nacht hinein in meine Kissen weinend, immer in der Hoffnung, irgendwann einmal in Köln jemanden kennenzulernen, den ich heiraten und mit dem ich mich in die, wie mir schien, glücklichere Schweiz absetzen könne. Alles Bis-

herige war aber erst ein Vorspiel zu dem Drama, dessen Höhepunkt mir noch bevorstand, ohne daß ich es jetzt schon hätte ahnen können.

12. Nazis und andere Menschen

Der Leser wird mich vielleicht fragen, warum ich das mindestens materiell äußerst verlockende Angebot, den mächtigsten Mann des größten Wirtschaftsunternehmens der Welt außerhalb der USA heiraten und an dessen Wohlstand Zeit meines Lebens Anteil haben zu dürfen, von mir gewiesen und ausgeschlagen habe. Hierfür hatte ich mehrere Gründe. Zwar sagt man, viele Gründe sind kein Grund, sondern Ausreden. Ich meine aber, daß in diesem Falle jede einzelne Überlegung für mich Grund genug war, auf die Verlockung zu verzichten:

Erstens war ich ein junges Mädchen, das wie alle von einem künftigen Lebenspartner bestimmte Vorstellungen hatte: Er sollte von großer Gestalt sein und gut aussehen, eine gleiche Einstellung zum Leben haben, gleiche Interessen und Zuneigung sollten die Grundlage einer Liebesheirat sein, und, da ich während meiner Jugend einen Vater entbehren mußte, sollte mein künftiger Ehemann älter sein als ich, aber doch meiner Generation angehören.

Von all dem wies Onkel Sam absolut nichts auf: Obwohl ich nur 159 Zentimeter klein war, waren alle Samuels noch kleinerer Gestalt. Onkel Sam hatte einen dicken Bauch, sein Interesse beschränkte sich, von seinen Geschäften abgesehen, auf gutes Essen, und altersmäßig trennten uns zwei Generationen.

Wohl vermag ich dafür Verständnis aufzubringen, daß Angehörige eines regierenden Herrscherhauses private Ambitionen zurückstecken müssen, wenn es das Vaterland gebietet; daß Söhne eines Unternehmers auf die freie Berufswahl verzichten müssen, wenn das elterliche Unternehmen es erfordert, seine Lenkung zu übernehmen, um die Kontinuität zu gewährleisten oder um die Tradition fortzusetzen. Dasselbe mag auch noch für größere land- und forstwirtschaftliche Güter zutreffen, deren Bestand es der Familie zu erhalten gilt.

Ich sah aber keine Veranlassung, meine ureigensten Wünsche und Lebensziele etwa meinem Onkel Gordon, Onkel Sam oder gar der Firma Royal Dutch-Shell zuliebe aufzugeben, zumal die Holdinggruppen eine solche Größe erreicht hatten, daß sie durchaus nicht mehr von einer Familiendynastie gelenkt werden mußten, um ordent-

lich weiterzubestehen. Auch keine vaterländische Pflicht legte mir irgendwelche allgemeingültigen oder sittlichen Gebote für mein Verhalten oder für meine Entscheidung auf. Einmal konnte ich kein einzelnes Land Europas als mein Vaterland betrachten, zum anderen war die Royal Dutch-Shell kein Unternehmen einer einzigen Nation mehr: die Firmensitze lagen in England und Holland, die Niederlassungen, die Aktionäre, Mitarbeiter und Kunden waren nicht allein in ganz Europa zu Hause, sondern in der weiten Welt.

Auch kein ethisch oder moralisch zwingendes Argument vermochten meine Tanten oder Onkel Gordon dafür ins Feld zu führen, daß sie mich veranlassen könnten, mich ihren Wünschen unterzuordnen. Es war vielmehr ihr purer Egoismus, der ihre Überredungsversuche motivierte und bestimmte. Keiner von ihnen dachte in Wahrheit an die Firma, an ein Vaterland oder etwa an mich, vielmehr dachte jeder nur an seine eigensten materiellen Interessen. Dabei war ich nur ein Objekt, ein Mittel zum Zweck, und so würde es auch immer geblieben sein, wenn ich ihren Wünschen entsprochen hätte. In den Händen Onkel Gordons war ich nur ein Werkzeug, das keinen eigenen Willen, noch viel weniger eine eigene Meinung haben durfte.

Ich besaß und besitze kein Vorurteil gegen Juden, aber ihre Einstellung zum Leben, den Mitmenschen und Nichtjuden gegenüber war nicht so attraktiv für mich, einem Zusammenleben mit dieser Familie zuliebe die Hoffnung auf eine eigene Familie, in der ich nicht nur Marionette, sondern Lebenspartnerin sein würde, zu opfern.

Es gab aber noch ein Weiteres: Nicht nur der altersmäßige Unterschied zweier Generationen, sondern meine umfassende Abscheu gegenüber diesen Generationen, die mir eigennützig, hartherzig, gewissenlos, vor allem unehrlich vorkamen, stieß mich ab. Die doppelte Moral, die Heuchelei, Falschheit und Verlogenheit dieser Gesellschaft, ihrer Presse, ihrer Politiker, ihrer Rechtsprechung schreien nach Veränderung. Sie ist noch immer nicht erfolgt und scheint als eine Aufgabe unserer Jugend zu verbleiben. Unsere heutige Jugend ist in ihrer Haltung, in ihrer Lebensäußerung, ja selbst in ihrem Protest erfreulich offen und jedenfalls ehrlicher als die Generationen, die vom „Vaterland“ und vom „Heldentod“ sprechen, wenn sie ihren Mißbrauch junger Menschen für eigene Geschäftszwecke oder zur

Machterhaltung ihres Regimes bemänteln, - die eine intakte Ehe vortäuschen, wenn sie fremdgehen, - die sich über Judenverfolgung anderer Völker mokieren, aber weder die Flüchtlingsschiffe „Königstein", „Cariba", „Conte Grande", „Cap Norte", „General Artiges", „St. Lous" und „Exodus" in ihren Häfen landen, ihre traurige Menschenfracht löschen oder auch nur sich versorgen ließen, noch mit einigen Lastwagen das Leben jüdischer Menschen retten wollten, andererseits Millionen Menschen aus ihrer Heimat vertreiben ließen. Die unter dem Deckmantel übernationaler Gerechtigkeit die Schauprozesse des Stalinismus verurteilten, aber selbst in Nürnberg politische Schauprozesse veranstalteten, die nur den bereits besiegten Gegner als „Kriegsverbrecher" vernichten sollten, während man jedoch zahlreiche andere Verbrechen ungerichtet und ungesühnt ließ und die einmalige Chance, internationale Gerechtigkeit und Schadenswiedergutmachung einzuführen, ungenutzt versäumte.

Mit dieser Generation wollte ich nicht paktieren, an derartigen Dingen nicht, an verantwortlicher Stelle stehend, mitschuldig werden, - wenngleich einige der eben aufgezählten Erscheinungsformen schizophrener menschlicher Verirrung und politischen Fehlverhaltens seinerzeit noch in der unbekannten Zukunft lagen.

Schließlich war es auch meine persönliche Abhängigkeit von Onkel Gordons sexuellen Praktiken, denen ich mich bei meiner Heirat mit Onkel Sam weiterhin wohl kaum hätte entziehen können, während ich mir andererseits bei einer Heirat mit einem Deutschen sehr gut eine Lösung von Onkel Gordon als möglich vorstellen konnte, zumal Onkel Gordon Deutschland kaum noch zu betreten wagte.

Meine angeheirateten Angehörigen waren mit den verfolgten Juden blutsverwandt, aber man half ihnen nicht ernstlich. Man machte mit den Deutschen Geschäfte, aber verachtete sie. Meine Tanten waren selbst gebürtige Deutsche, aber beschimpften sie alle verallgemeinernd als Nazis. Sie sahen, - wie es auch anderen Deutschen im Ausland erging, - in allen Deutschen nur Verbrecher, und nicht einmal „andere Deutsche", wie Willy Brandt.

Man gaukelte mir die Macht über den gesamten Reichtum der Royal Dutch-Shell vor und wollte doch über meine Person nur den eigenen Wohlstand festigen und vergrößern. Abscheu und Opposition

wirkten also bei meiner Entscheidung mit, und diese blieb nach wie vor beim „Nein!“ zu meiner Heirat mit einem der mächtigsten großen Alten dieser Welt, Onkel Sam.

* * *

Nun ist es nicht etwa so, daß mir bei der Absicht, möglichst einen deutschen Mann zu heiraten, der klare Blick für die deutschen Verhältnisse verloren gegangen wäre. Mir blieben weder die etwa seit der Beendigung der Berliner Olympiade im August 1936 erfolgenden Vorbereitungen zum Kriege verborgen, noch konnte ich übersehen, wie beschaffen die derzeitige Führungsschicht Deutschlands war. Für beides einige bezeichnende Beispiele:

1937 verspürte ich die Lust, einmal die deutsche Reichshauptstadt Berlin kennenzulernen. Den vorgesehenen Reisezug hatte ich verpaßt. Kurzerhand fuhr mich eine Kölner Bekannte zu einem namhaften Düsseldorfer Industriewerk, das laufend Lastzüge in den Osten Deutschlands fahren ließ. Der Fahrer eines solchen Lastzuges mit zwei langen Anhängern, ein Franzose mit einer deutschen Frau, die in Düsseldorf einen Modesalon betrieb, nahm mich noch am gleichen Abend mit nach Berlin und berichtete mir, mehrmals wöchentlich Artillerie- und Infanteriemunition, Schnell- und Handfeuerwaffen nach Schneidemühl zu fahren. Von anderen Industriefirmen der zivilen Bedarfsdeckung wußte ich, daß sie Wehrmachtsausrüstungen, Verdunkelungseinrichtungen und Kriegsgerät herstellten.

In Berlin suchte ich auf Empfehlung eines jüdischen Berliner Bekannten, Raymond Albino, der nach Brüssel geflüchtet war, das Hotel „Grüner Baum“ in der Krausenstraße auf. - Als ich Albino zuletzt in Brüssel traf, war er recht niedergeschlagen, weil ihm seine Freundin Gertrud aus Berlin sein ganzes Vermögen in bar über die Grenze gebracht hatte und unter der Bedingung an ihn auszuhändigen bereit war, daß er sie heiratete. Da er sehr schön, sie aber weniger hübsch war - die Schönheit jüdischer junger Mädchen vergeht oft so rasch wie bei den anderen Mittelmeer-Völkern -, kam ihm diese Lösung, wieder in den Besitz seines eigenen Vermögens zu gelangen, recht

unbequem und gleichsam lästig vor. Das Materielle siegte in ihm und er biß seinem Gelde zuliebe in den sauren Apfel, der Gertrud hieß.

Die Rentabilität dieses Personenstandsgeschäfts kann man natürlich nur beurteilen, wenn man die Höhe des geretteten Vermögens kennt; ich kannte sie nicht. Bekannt ist aber, daß die deutschen Gesetze zunächst nur RM 200,-- später nur noch RM 50,--, schließlich gar nur RM 20,-- in ausländischer Währung auszuführen gestatteten. Das Gesetz richtete sich ganz offensichtlich gegen Juden, die sich durch Emigration der ungewissen Zukunft und dem drohenden Unheil zu entziehen trachteten.

Ich war also im Hotel „Grüner Baum" sehr komfortabel, doch auch recht teuer untergebracht. Am nächsten Morgen ging ich im Zentrum Berlins spazieren und kam an die Berliner Staatsoper, Unter den Linden. Dort begegnete ich zufällig einem Berliner Turniertänzer T., den ich gut kannte. Während unserer Begrüßung stand ein kleiner Herr neben ihm. Ich erwähnte, daß ich gerade ein anderes, etwas billigeres Hotel suche, dann verabschiedeten wir uns.

Nun trat nochmals ein kleinerer Herr an mich heran, der sich mir als Jockey Willy F. vorstellte, und empfahl mir die Pension Wagenknecht in der Augsburger Straße im Bayerischen Viertel. Hauptberuflich war der Jockey im Auftrage Görings an der Oper tätig, bekleidete dort offiziell nur eine unbedeutende Stellung, hatte aber den gutbezahlten Auftrag, in der Oper für Göring Spionagedienste zu leisten, indem er ihm über sämtliche Vorkommnisse aus dem Hause Berichte lieferte.

Bekanntlich waren Göring und Goebbels mit ihren beiden von ihnen protegierten Opernhäusern, der Staatsoper und dem Deutschen Opernhaus, miteinander in harter Konkurrenz und lagen in einem andauernden scharfen Kleinkrieg. Man intrigierte gegeneinander und fischte sich die Spitzenkräfte weg, man wachte eifersüchtig auf möglichst gleichmäßige Besuche durch den Führer und ausländische Ehrengäste. Zu begrüßen war der aus diesem Zweikampf resultierende echte Leistungswettstreit mit Bühnenbild und Ausstattung, mit Chor und Ballett, mit erstklassigen künstlerischen Leistungen und Inszenierungen in beiden Häusern. Die Orchestermitglieder beider Häuser waren Meister ihres Instruments, die sich ohne Proben gegenseitig

aushelfen konnten, begehrte Solisten und besaßen oft Professorenrang. Beide Opernhäuser boten ein Niveau, das auf der ganzen Welt seinesgleichen suchte und nur zeitweise von der Mailänder Scala, von der New Yorker Met, zeitweise vom Dresdner Opernhaus, von Bayreuth und Salzburg erreicht, aber m.E. kaum übertroffen wurde.

Die Pension Wagenknecht war eine typische Berliner Großwohnung mit langem Flur und zahlreichen Zimmern, einem „Aufgang nur für Herrschaften" und einen zweiten „Für Dienstboten und Lieferanten". Zwei Mädel, Else und Gertrud, waren die dienstbaren Geister. Gleich rechts neben der „Entreetür" lag mein Zimmer. Gerade schloß ich auf, da wurde ich gepackt, in mein Zimmer geschubst und eingeschlossen. Am nächsten Tage kam sich Gertrud für diesen Vorfall entschuldigen. In der Pension weilten häufig Männer der Reichs- und Nazi-Prominenz, unter anderem ein Mitglied des Kabinetts der Reichsregierung, das sich einmal wöchentlich, donnerstags um 16 Uhr, hier mit einer Freundin, einer ebenfalls bekannten Dame der Berliner Gesellschaft träfe. Da sie ihn gestern versetzte, wollte er eine andere Dame der Pension zur Unterhaltung haben und hätte alle weiblichen Pensionsgäste in sein Zimmer geladen, um sich geeignete und bereite Damen auszusuchen. Um uns bzw. mich als Ausländerin zu verschonen, wurden wir kurzerhand von den dienstbaren Geistern der Pension in bester Absicht in unsere Zimmer verfrachtet, bevor der potente Herr unserer ansichtig werden konnte.

Gertrud beschrieb mir dann dessen Allüren und zeigte mir den in der Pension verwahrten Koffer mit dessen Utensilien: ein schwarzes Spitzenhöschen, schwarze seidene Strümpfe, Schuhe mit hohem Absatz und für die Liebesbezeugungen eine lange Lederpeitsche. Ich sah dann am kommenden Donnerstag den hohen Herrn selbst, die unverkennbare, noch nach dem zweiten Weltkrieg ebenso konservativ gekleidete Gestalt dieses Mitglieds von Adolf Hitlers Reichskabinett.

Wenn die Fremdenpolizei die üblichen Razzien durchführte, pflegte sie sich sofort wieder zu verabschieden, wenn sie hörte, daß sich die Nazi-Prominenz in der Pension aufhalte. Man erzählte mir, daß sich diese Verhältnisse mehr oder weniger in anderen Berliner Hotels und Pensionen ähnelten. - Auch der mit Marika R. verheiratete Regisseur Georg J. pflegte in dieser Pension zu wohnen.

* * *

Von einem weiteren Kabinettsmitglied war in London häufig die Rede, besonders im Zusammenhang mit der Abdankung König Eduards, des Herzogs von Windsor, zu Gunsten seiner Heirat mit der geschiedenen Frau Wallis Simpson. Die Klatschkolumnistin E. Maxwell sagte einmal: „Liebesheirat? Daß ich nicht lache! Aber mein gutes Verhältnis zum englischen Königshaus verbietet es mir, mehr darüber zu sagen."

In den Momoiren des Nazi-Jugendführers Baldur von Schirach liest man die Bemerkung, daß Hitler geäußert habe, die Juden hätten den König von England, den Herzog von Windsor, entthront. Ich kann bestätigen, daß an dieser Äußerung Hitlers etwas Wahres ist.

Der frühere Weineinkäufer und Sektvertreter Joachim von Ribbentrop war in London deutscher Botschafter. Man belustigte sich über seine undiplomatischen und protokollwidrigen Taktlosigkeiten, beispielsweise jedermann mit „Heil Hitler" zu begrüßen, und traute ihm durchaus zu, sich auch am englischen Hofe mit dem zackigen Gruß, begleitet von Zusammenschlagen seiner Hacken und dem Ausruf „Heil Hitler, mein König!" eingeführt zu haben.

Dieser Botschafter war mit Frau Wallis Simpson, der späteren Herzogin von Windsor, sehr eng befreundet, wie man es auch seinerzeit der englischen Tagespresse entnehmen konnte. Die deutsche Wochenzeitschrift „Frau im Spiegel" hat diese Freundschaft kürzlich ebenfalls erwähnt. Es verging kaum ein Tag, an welchem nicht Herr von Rippentrop mit Frau Simpson zusammen war, Bridge spielte oder sich gemeinsam mit ihr sehen ließ. Bald sprach und las man über diese unpassende Freundschaft in allen englischen Zeitungen. Ebenso bekannt war es, daß Miss Simpson sehr von Hitler eingenommen war. Da sie aber auch mit dem englischen König Eduard eng liiert war, wurde nun in England befürchtet, daß von der Herzogin über ihre engen Beziehungen sowohl zu von Ribbentrop als auch zum britischen König ein allzu starker deutscher Einfluß seitens des deutschen Botschafters und späteren Reichsaußenministers auf den britischen König ausgeübt werden könnte.

Außerdem gingen auch Gerüchte um, König Eduard huldige bestimmten Neigungen, würde stark dem Alkohol zusprechen und schließlich auch wegen seiner sozialen Neuerungsgedanken und seines Liebäugelns mit den Deutschen als britischer König ungeeignet sein. Mein Cousin Georgica erlebte einmal, wie der Herzog von Windsor in Budapest eine ganze Flasche Whisky pur leertrank und dennoch kerzengerade das Hotelfoyer verließ, weil er derartige harte Kost gewohnt war.

Onkel Gordon las zu jener Zeit im Auftrage Onkel Sams an jedem Morgen nervös die innenpolitischen Nachrichten sowie eine Familienbeilage der Daily Mail und stellte immer wieder verärgert fest, daß die Gerüchte über diese Beziehungen von Ribbentrop - Lady Wallis Simpson - König Eduard nicht verstummten und noch immer nicht von offizieller Seite dementiert worden seien. Das ließ ihn nicht ruhen, und gewiß machte Onkel Sam seinen Einfluß dahin geltend, daß sich die britische Presse schließlich für eine Veröffentlichung von gegen den König gerichteten Meinungsäußerungen entschloß. Bis dahin hielten sich Befürworter und Gegner des deutschfreundlichen Königs die Waage.

Auch hieran mag man erkennen, wie sich manche Dinge nur vordergründig in der Öffentlichkeit abspielen, während die Fäden hinter den Kulissen geknüpft und die Drähte gleichsam aus den Soffitten gezogen werden, - wie Personen, die offiziell in Erscheinung treten, oft nur Marionetten sind, während die eigentlichen Drahtzieher im Hintergrund sitzen und die Einsätze aus dem Souffleurkasten oder aus der Dekoration kommen. An scheinbar nebensächlichen Stellwerken oder Schauplätzen, die aber zu entscheidenden Wendungen in der Weltgeschichte führen, agieren oft Juden.

Onkel Sam brauchte nur den Telefonhörer hochzuheben und eine Redaktion anzurufen, und sein Anliegen blieb nicht ungehört. Schließlich ist jede Zeitung in einem demokratischen Staatswesen mit kapitalistischer Marktwirtschaft und sogenannter freier Presse auf die Großinserenten und deren gute Stimmung angewiesen. Das war vor dem zweiten Weltkrieg nicht anders als heute, in England nicht anders als in Westdeutschland oder in anderen Staaten der „freien Welt“.

Der Bruder meines Cousins Georgica, mein Cousin Nico Nicudinescus, berichtete mir von ebenso aufschlußreichen Begebenheiten. Er war ein intelligenter Ingenieur, wie sein Bruder Rechtsanwalt war, studierte nebenher am Konservatorium Klavier, Erste Geige und Gesang und war oft beruflich auf Reisen. So wurde er in Polen Zeuge von Vorgängen, daß polnische Juden polnischen Arbeitern am Wochenende viel Geld gaben, damit sie sich betranken, um dann - vor dem sogenannten Polenfeldzug - die Deutschen zu provozieren.

Solche Vorgänge ließen es dann in der Weltmeinung wahrscheinlicher erscheinen, daß Polen den deutschen Reichssender Gleiwitz überfallen hätte, während das eine von den Nazis selbst inszenierte „Provokation" war. Letztlich waren, wenn man zurückblickt, die Polen und die Deutschen die Opfer der geschichtlichen Entwicklung.

* * *

Durch meine beiden Berliner Bekannten Dr. Rosenberg und Dr. Friedrich Schultze-Anger erfuhr ich Einzelheiten über den Reichsarbeitsführer Robert Ley und den Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Dr. Joseph Goebbels. Dr. Rosenberg, Dr. Schultz-Anger und als dritter Berliner Otto Iversen und ich, wir gingen einmal im Jahre 1937 zusammen in Köln aus. Als wir im Blatzheim-Betrieb „Kaiserhof" dem Programm beiwohnten, in welchem die Filmschauspielerin Else E. auftrat, gingen plötzlich, wie ich es dort öfter erlebt habe, die Flügeltüren auf, zwei SS-Leute postierten sich beiderseits der Tür, dann marschierte der kleine und oft angetrunkene Robert Ley mit seiner uniformierten Gefolgschaft herein, und sie setzten sich an sofort für sie freigemachte Tische. Die anwesenden Gäste durften dem Programm weiter folgen, aber neuen Gästen wurde von den Wachtposten an der Tür der Eintritt verwehrt.

Nach ihrem Auftritt kam Else E. zu dem Tisch Robert Leys und setzte sich zu ihm. Wegen ihres Verhaltens vermutete ich zunächst, sie sei seine Freundin. Otto Iversen war jedoch als leitender Funktionär der Arbeitsfront, der Staatsgewerkschaft ohne Gewerkschaftsfunktion, in Köln besser informiert und erklärte mir, daß sie nicht die

Freundin von Ley, sondern von Goebbels sei. Sie habe auch von diesem zwei Kinder bekommen, zwei Jungen. Für deren Geburt verließ sie jeweils Deutschland und brachte die Knaben in England zur Welt, um dann ohne die Kinder nach Deutschland zurückzukehren. Kraft dieser Geburt in England wurden somit die beiden Goebbels-Söhne englische Staatsangehörige. Unter der Naziprominenz waren derartige Tatsachen bekannt, für mich waren sie neu.

Freilich ist die Auswahl des Staates, in dem die Naziprominenz ihre illegitimen Kinder zur Welt bringen ließ, von relativ nebensächlicher Bedeutung. Daß es aber gerade England war und nicht etwa die neutrale Schweiz oder das befreundete Italien, auch nicht die nordischen Staaten oder die weiter von Deutschland entfernten Freundstaaten Deutschlands wie Finnland, Irland, Spanien oder die Türkei, erschien mir immerhin symptomatisch für die allgemeine Einstellung der Hitler-Regierung gegenüber England, die später durch den ominösen Flug des theoretisch zweitmächtigsten Mannes, des Stellvertreters des Führers, Rudolf Heß, eine weitere Ergänzung erfuhr.

Wir wechselten die Tapeten, wie die Berliner sich auszudrücken pflegen, und zogen vom Kaiserhof zur Königindiele, - blieben also „standesgemäß", - wo Dr. Schultze-Anger unser Gespräch über die Naziprominenz fortsetzte. Dr. Friedrich Schultze-Anger erstellte für einzelne Nazigrößen, die hierfür grundsätzlich sehr aufgeschlossen waren, Horoskope, teilweise sogar tägliche Ausarbeitungen, so unter anderem für Hermann Göring, Joseph Goebbels, für die Filmschauspielerin La Jana, die mit Michael Bohnen verheiratet war und ebenfalls für Goebbels eine Schwäche hatte, und für andere Spitzen des deutschen Staates und der nationalsozialistischen Parteiführung sowie deren Organisationen. Diese Mentalität übertriebener Sterngläubigkeit stand im krassen Widerspruch zur rationellen Nüchternheit und Härte, die man nach außen hin zur Schau stellte, zur Sachlichkeit, der man im Baustil und in der bildenden Kunst frönte, nachdem man jede Weiterentwicklung, jeden Versuch neuerer Richtungen als „entartete Kunst" abgetan hatte. - Ob wohl das deutsche Volk so vertrauensselig „Führer befiel, wir folgen!" gebrüllt hätte, wenn es gewußt hätte, daß die Führer ihre Entscheidungen von Horoskopen eines Juden Hanussen, des Dr. Schultze-Anger, des Schweizer Astrologen E.K. Krafft



und anderer Sternendeuter abhängig machten, von denen auch der 1933 emigrierte Ludwig von Wohl, jetzt englischer Captain Louis de Wohl, zu berichten weiß?

Einige Zeit nach dieser Kölner Begebenheit wurde in einer Filmzeitung die pompöse Villa der Else E. und ihr Interieur abgebildet, das erkennbar zwei große Bilder von Hitler und Goebbels aufwies, während sie selbst nur eine mittelprächtige Schauspielerin war.

* * *

Von der Familie Venn, Inhaber einer Buchhandlung in Wiesbaden, Am Kochbrunnen, wußte ich, daß der Reichslandwirtschaftsminister Darré für kommende Kriegszeiten Limburger Käsemengen gehortet hatte, die sich, zur Belustigung aller davon Wissenden, allmählich verflüssigten. Als Fettpolster für magere Zeiten stapelte er Palmin für seine Familie, ein nur beschränkt verwendungsfähiges Fett, außerdem ein Stärkemehl einer gängigen Handelsmarke. Im übrigen galt aber für die Allgemeinheit der Volksgenossen, daß eine derartige materielle Fürsorge für die Familie und private Vorsorge als strafwürdiges Verbrechen gegen die Wirtschaftsordnung verfolgt wurde. So wurde ein Direktor eines Flugzeugwerkes seines Postens enthoben und in ein KZ gesperrt, als herauskam, daß er sich an einer „Schwarzschlachtung“ beteiligt hatte. Sein Personalchef wurde, als er sich über das größere Unrecht dieser unverhältnismäßigen Ahndung mißfällig äußerte, seiner „UK“-Stellung, der Unabkömmlichkeit für den Kriegsdienst, entledigt und an die Ostfront geschickt, obwohl er als „Politischer Leiter“ selbst ein kleiner Politruk war, die wegen des vielen Goldes an der braunen Uniform „Goldfasane“ genannt wurden.

Mit dem Godesberger Hoteliersohn Willy Dreesen war ich, wie bereits im Kapitel über die Spionage erwähnt, befreundet. Er duzte sich mit allen Nazigrößen außer mit Hermann Göring. Dieser sei ihm zu arrogant, obwohl Göring sich nach außen stets jovial und volkstümlich ausgab, zum Beispiel wenn er sich zu Fuß, beide Hände in den Taschen, seinen Hut verkehrt herum aufgesetzt, als „Volksgenosse unter Volksgenossen“ unter das Volk der Berliner mischte und in

der Leipziger Straße einen Spielwarenladen betrat, um für seine Tochter Edda und zur Vergrößerung seiner Spielzeugeisenbahn Weihnachtseinkäufe zu tätigen.

Von Willy Dreesen also erfuhr ich, daß Adolf Hitler eine Zeitlang mit der Nichte Hermann Görings, Lisa Göring, eng befreundet gewesen sei, ja daß Hitler sogar drauf und dran gewesen sei, Lisa Göring zu ehelichen. Sie war eine der wenigen Personen, die gut mit Hitler umgehen konnten, und sie sei die einzige gewesen, die ihn während seiner Erregung und Aufwallung anläßlich und im Zusammenhang mit dem sogenannten Röhm-Putsch am 30. Juni 1934 im Rheinhotel Dreesen einigermaßen zu beruhigen und zu besänftigen vermocht habe, wie mir Willy Dreesen versicherte.

Anschließend fuhr Lisa Göring wieder nach Berlin, wo sie oft von irgendwelchen ambitionierten Geschäftsleuten gebeten wurde, sie ihrem Onkel Hermann Göring vorzustellen. Heute pflegt man diese außerparlamentarische Einwirkung von Standesinteressen auf die Gesetzgebung und Verwaltung, auf Parlamentarier und Ministerialbeamte „Lobby" zu nennen. - Hitler hat sich dann jedoch allmählich von Lisa Göring distanziert und schließlich von ihrer Heirat ganz abgesehen, weil sie mit einem verheirateten, heute jedoch noch sehr bekannten Markenspirituosenfabrikanten „durchgebrannt" sei.

Hitlers vorübergehende ernsthafte Liaison mit Lisa Göring scheint mir insofern authentisch zu sein, als sie auch mit den Venns in Wiesbaden verkehrte und diese mir den Bericht Willy Dreesens bestätigten.

* * *

Unheimlich war uns im Ausland Lebenden auch der häufige Bericht von Selbstmorden, die sich im Nazideutschland ereigneten. Da hatte Maria Barth Selbstmord begangen, der Schauspieler Gottschalk wegen seiner Ehe mit einer jüdischen Frau, da beging Renate Müller Selbstmord und viele andere, und über die Gründe kursierten die verschiedensten Versionen. Einmal sei es eine enttäuschte Liebe zu Goebbels gewesen, einmal Rauschgift, ein anderes Mal Syphilis oder Krebs, die Tatsache eines „nichtarischen" Vorfahren, den die „Ah-

nenforschung“ bei der Erstellung des obligatorischen Stammbaums ergab, oder eines jüdischen Gatten.

Andererseits kursierten aber auch Gerüchte, daß sich insbesondere Hermann Göring, seine zweite Frau Emmy Göring und Gustav Gründgens besonders für Juden eingesetzt hätten. Ebenso hartnäckig hielten sich die Gerüchte, daß hierfür eigene jüdische Verwandte Veranlassung gegeben hätten. Teils vermutete man, Görings Pflegevater, teils, der erste Mann seiner zweiten Frau sei „jüdisch versippt“, wie es im Nazijargon hieß. Teils vermutete man in Robert Ley, in Alfred Rosenberg, ja sogar in Heinrich Himmler Viertel- oder Halbjuden, in Heydrich und Eichmann Halb- oder Volljuden. Eichmann mag zu dieser Fama selbst beigetragen haben, weil er sich rühmte, eine israelische Schule besucht und fließend hebräisch sprechen gelernt zu haben. Nach Angabe eines nichtdeutschen Nachrichtenmagazins soll General Patton vor seinem Tode geäußert haben:

„Aber was am widerspruchvollsten ist, ist die Tatsache, daß Adolf Eichmann, der Beauftragte der ‘Endlösung’, auch Jude war.“ Als Quelle wird sein ‘Kriegs-Bericht’ genannt.

Daß diese und ähnliche Vermutungen in der Nachkriegszeit nicht authentisch widerlegt wurden, scheint deren Richtigkeit sogar zu bestätigen. Insofern ist die theoretische These nicht als gänzlich abwegig abzutun, die vor einigen Jahren einmal ein hannoverischer Rechtsanwalt in einem Prozeß gegen einen ehemaligen SS-Angehörigen in Erwägung zog, ob nicht gar die Judenverfolgung von infiltrierten Judengegnern betrieben oder forciert sei, sei es aus ureigenstem persönlichen Antisemitismus, den auch Viertel- und Halbjuden aufweisen können, sei es, um dem deutschen Ansehen in der Welt zu schaden oder Deutschlands Schuldkonto und damit die internationale Aversion gegen Deutschland zu vergrößern, - wie sich ja auch Engländer und rußlandhörige Kommunisten in führende Positionen der deutschen Ministerien und des deutschen Generalstabs einzuschleichen wußten. Ernsthaft um die Erforschung der historischen Vergangenheit bemühte Wissenschaftler sollten derartige Erwägungen nicht einfach als billige Schönfärberei-Versuche unverbesserlicher Nazisten abtun. Die Suche nach der Wahrheit sollte sich

nicht durch solche Hindernisse unsachlicher Vorurteile behindern lassen.

* * *

Auch persönlich hatte ich unliebsame Erfahrungen mit den Nazis machen müssen. Als ich einmal in Köln einer marschierenden Einheit uniformierter Nazis, deren Fahnen vorangetragen wurden, nicht die geforderte Beachtung schenkte und Reverenz erwies, - man hatte am Straßenrand stehen zu bleiben, Front zur Fahne zu nehmen und die rechte Hand zum Hitlergruß zu erheben - ließ der Anführer des Zuges seine Marschkolonne meinetwegen anhalten, schritt auf mich zu und herrschte mich an, warum ich nicht die Fahne „grüßte". Nach dem damaligen Motto, „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns!", hatte ich mich in seinen Augen als Nazigegnerin demaskiert.

Zwar hätte ich auf „Wilhelm Tell" des deutschen Dichters Friedrich Schiller verweisen können, in dessen Geßler-Hut-Szene diese Art von fetischistischer Tyrannenwillkür gegeißelt wurde, und diese Szene auch gegenwärtig auf Deutschlands Bühnen dargestellt würde, hätte ihm antworten können, daß beispielsweise die meisterhafte Darstellungskunst Heinrich Georges als „Wilhelm Tell" kaum einen anderen Sinn haben konnte, als derartigen Unsinn, der an den Fetischkult von Medizinmännern in noch nicht voll entwickelten Völkern erinnert, lächerlich zu machen.

Schließlich waren die Fahnen, Fähnchen und Wimpel einer „Horde" Jungvolks doch nicht etwa einer Fahne eines Regiments Soldaten gleichzusetzen, mit dem etwa Friedrich der Große eine Schlacht gewann oder verlor.

Aber wer garantierte mir, daß dieser SA-Mann überhaupt Schiller kannte, daß er den Wilhelm Tell verstand und noch klar über den Fahnenkult denken konnte? In meiner Not meisterte ich die Situation derart, daß ich auf französisch antwortete: „Qu'est ce vous désirez? Je ne vous comprend pas!" Der Anführer notierte sich meine Personalien, ließ weitermarschieren, und ich mußte mich fortan in jedem zweiten Monat einmal bei der Polizeibehörde in einem Revierbüro in der Nähe der Firma „4711" melden.

Wenn dieses Polizeirevier seinen Fremden-Tag hatte, saßen dort zahlreiche Ausländer, die man mit mir vorgeladen hatte. Ich wurde nach meinen Fremdsprachenkenntnissen gefragt, die ich nun, da sie den Polizeibeamten offenbar nicht bekannt waren, weitgehend verleugnete, und wurde nach meinen Auslandsreisen ausgefragt. Jetzt stapelte ich sozusagen tief, weil ich befürchtete, von Deutschen Spionageaufträge zu erhalten oder zwangsweise als Dolmetscherin eingesetzt zu werden, zumal ich sonst keiner Berufstätigkeit nachzugehen nötig hatte.

Wenn ich mich Spionageaufträgen Onkel Sams zu entziehen wußte und auf den gut gemeinten Rat meiner Tante Annette nicht in derartige Dinge eingelassen hatte, um ruhig schlafen zu können, dann wollte ich ebensowenig nun etwa von den Nazis gegen Belgien oder gegen England als Spionin mißbraucht werden. Mag die Spionage, so lange es überhaupt Möglichkeiten oder angebliche Notwendigkeiten kriegerischer Auseinandersetzungen zwischen den Völkern gibt, auch noch so wichtig sein und mag manche Information, der man rechtzeitig über den Gegner habhaft wird, ganze Armeen einsparen und viel Blutvergießen verhindern, - ich wollte mit diese Tätigkeit nichts zu tun haben; ich hatte keinen Ehrgeiz, das Schicksal der Mata Hari am eigenen Leibe zu erfahren.

Nicht zuletzt waren mir Tätigkeiten als Spionin wie auch „nur“ als Dolmetscherin deswegen suspekt, weil beide unausweichlich früher oder später zu Interessenkollisionen und Gewissenskonflikten führen, selbst wenn man nicht einer Grenzbevölkerung angehört, die sich hin und wieder für dieses oder jenes Vaterland entscheiden muß. So berichtete mir einmal meine Tante Annette, daß sie als Gerichtsdolmetscherin für Französisch in Braunschweig tätig sein mußte. Die beschuldigten Ausländer hätten sich frech, schimpfend und deutsche Interessen verfluchend geäußert, was Tante Annette im Interesse eines günstigeren Urteils abmilderte oder verschwieg. Hinterher hätten sich die Delinquenten aber noch öffentlich damit gebrüstet, was sie den Deutschen alles an den Kopf werfen konnten und dennoch freigesprochen wurden. So folgerten sie dann noch irrtümlich, indem sie die Wirksamkeit ihrer Gönnerin übersahen, man müsse nur mit einer gehörigen Portion Arroganz auftreten und den Deutschen richtig die

Meinung sagen, dann würde man schon siegen. Die deplazierten Zügellosigkeiten hatte aber meine Tante beim Übersetzen unterschlagen und riskierte dabei selbst Kopf und Kragen, wenn ein Sprachenkundiger ihre wohlwollende Miß-Übersetzung angezeigt hätte.

* * *

Kritisch mußte ich auch vermerken, mit welcher Art Menschen sich die Naziführer umgaben: mit anhaltend Arbeitslosen, mit verkrachten Existenzen, mit Ungebildeten, ja selbst mit Kriminellen. Weil die Führer selbst ungebildet oder sogenannte Halbgebildete waren, umgaben sie sich auch gern mit derartiger Umwelt. Hierfür ein allgemeines und ein persönliches Beispiel:

Bei Public Relations-Veranstaltungen an Volks-Gaudi-Tagen, an denen man die besondere Verbundenheit mit dem Volke auf der Straße im übertragenen und im wörtlichen Sinne zur Schau stellen wollte, - das waren z.B. offizielle Eintopfessen vor den Linsen der Kameras, Winterhilfswerksammlungen für das Winterhilfswerk und die Wochenschauen, Filmbälle und Staatsfeiertage, - umgab man sich vorzugsweise mit Filmschauspielern und -innen; besonders mit solchen Künstlern, die man zu „Staatsschauspielern“ oder Professoren erklärt hatte, sofern man nicht besondere Titel schuf, wie etwa den „Reichsbühnenbildner“ für Benno von Arendt, der sich später aus politischen Rücksichten von seinem eigenen Sohn distanzieren mußte. Letzteres gab es auch bei Churchill, um von lebenden Ministern zu schweigen.

Neben den Naziführern selbst gehörten in Deutschland also vorzugsweise die Filmkünstler zur Prominenz, je höriger, desto besser. Begeistert sprangen Heinrich George und andere von ihren Sitzen in die Höhe, als der Durchhalteparolenminister Goebbels der Welt den massenpsychologischen Test „Wollt Ihr den totalen Krieg!“ demonstrierte, - eine für die Künstler beschämende Szene, die jetzt stets aus der damaligen Wochenschau herausgeschnitten ist, wenn gegenwärtig in TV-Dokumentarsendungen die Kamera auf die im Begeisterungstaumel verzückte Masse Mensch im Berliner Sportpalast schwenkte, laut Goebbels die „Kirche der Bewegung“. Ihr Unisono unterschied

sich nicht von der Kroll-Oper, in welcher der deutsche Reichstag Hitlers lautstarke Verlesung von Regierungserklärungen und seiner eigenen Beteuerungen entgegennahm.

Von Geisteswissenschaftlern, von Akademikern, Juristen, Forschern usw. war dagegen kaum die Rede, wenn man sie nicht als Intellektuelle beschimpfte. Mit der Intelligenz stand man ohnehin in einem gespannten Verhältnis, zumal in allen Disziplinen und Fakultäten auch Juden bedeutende Plätze eingenommen hatten und eine objektive und wertungsfreie Wissenschaft und Forschung einen Rassenhaß ausschließen.

So kam es zu dem grotesken Ergebnis, daß im Ausland zahlreiche wissenschaftliche Leistungen als „deutsche" empfunden wurden, während sich die Führung Deutschlands über diese internationale Anerkennung jener Forschungsergebnisse ärgerte, weil oftmals die erfolgreichen oder geehrten Wissenschaftler deutsche Juden waren. Ähnlich verhielt es sich in der Literatur und Musik, in der darstellenden und bildenden Kunst.

Das persönliche Beispiel betrifft meinen Klavierlehrer Heinz Rotenhöfer, der mich seit 1924 in Köln-Mühlheim im Klavierspiel unterrichtete. Rotenhöfer war ein begabter Mann und konnte auf vielen Klavieren spielen, auf dem Gebiete der Organisation wie der Buchhaltung, in der Musik wie in der Kriminalität. Wegen Veruntreuung wurde er aus Belgien, wo er Kölner Gelder verjubelte, ausgewiesen, meldete sich als Arbeitsloser im „Braunen Haus von Köln" in der Mittelstraße und erhielt eine Uniform und freien Mittagstisch, vermutlich also als Letztverbraucher von Onkel Sams Hitlerspenden. Als „Alter Kämpfer" wurde er später bei der Deutschen Arbeitsfront in Untersachsenhausen als Kassierer eingestellt. Diese Betätigung betrieb er so erfolgreich, daß er schließlich mit ca. RM 175.000,-- Beitragsgeldern der Kölner Deutschen Arbeitsfront erneut floh, diesmal in die Schweiz, in das Land der Kapitalfluchtgelder mit und ohne ihre recht- oder unrechtmäßigen kapitalflüchtigen Besitzer. Rasch wurde er aber wieder einkassiert und nach Deutschland zurückgeliefert, ohne das Geld. Vermutlich ist es noch heute gut verwahrt und erwartet bessere Tage, vernünftigere Verwendungszwecke oder Eigenverdoppelungen durch Wachstumsanlagen in Steueroasenfonds. So lie-

gen friedlich Kapitalien von Zaren und Fürsten, Stalinisten, Nazisten und Juden beieinander, verdiente oder gestohlene Gelder, ohne daß diese kurze Aufzählung etwa Anspruch auf Vollständigkeit erhebt.

Man setzte also derartige Personen auch in leitende Stellungen, ohne auf die Vorbildung Wert zu legen oder zu überprüfen, ob das Vorleben in strafrechtlicher Hinsicht einwandfrei war. Zwar will ich damit nicht behaupten, daß jeder Vorbestrafte oder durch eine Amnestie vor Bestrafung und Strafvollzug Verschonte ein verkappter Krimineller sei, erst recht nicht in der Gegenwart, in der vermutlich jeder fünfte Deutsche „vorbestraft" ist und sogar einige Hundert Anträge auf Aufhebung der Immunität von Angehörigen des deutschen Bundestages gestellt wurden, des höchsten deutschen Gremiums, das protokollmäßig noch vor der Bundesregierung rangiert.

Der Status als „Alter Kämpfer" war aber in der Tat während der Nazizeit ein Freibrief, ein Weißmacher auch bei schmutzigster Weste. Deshalb nahm diese Kategorie von Opportunisten ebenso rasch zu wie nach dem zweiten Weltkrieg die Zahl derjenigen, die „schon immer dagegen" waren und sich „entnazifizieren" ließen, ein Vorgang, der so kurios ist, wie er heißt, und der mit der Re-re-edukation vom Antimilitarismus zur neuen Wehrbereitschaft als Bürger in Uniform und gutwilliger Steuerzahlungsfreudigkeit für die Wiederaufrüstung parallel lief.

An dieser Stelle erinnere ich mich eines makabren politischen Witzes, der nach dem 30. Juni 1934 grassierte, als Hitler zahlreiche der bis dahin als „Treueste der Treuen" geltenden „Blutordensträger", der ehemaligen Mitmarschierer beim gescheiterten Marsch zur Münchner Feldherrnhalle, anläßlich des sogenannten Putsches der SA-Führer Röhm, Ernst und anderer ohne ordentliche Gerichtsverfahren erschießen ließ, ohne daß sich die Regierung, der Reichstag, das deutsche Volk oder wenigstens seine -zigtausend amtierenden Volljuristen dagegen auflehnten:

„Was ist der Unterschied zwischen Blutordensträgern und 'Alten Kämpfern'?" So lautete die Frage, auf die man zunächst keine Antwort wußte, da man beide etwa für miteinander identisch hielt. Die Antwort lautete dann: „Die Blutordensträger werden immer weniger, die 'Alten Kämpfer' immer mehr."

* * *

Schließlich war es die Unersättlichkeit Adolf Hitlers, die im Ausland befremdete und Besorgnis erregte. Diese Eigenschaft veranlaßte beispielsweise eine belgische Bekannte, die in Brüssel nahe der Kirche St. Gudul wohnte, in der später König Baudouin und Fabiola getraut wurden, ihren Hund „Hitler" zu rufen. Auf Befragen nach dem Grund dieser originellen Namensgebung erwiderte sie, „er will auch immer alles haben, was er sieht." Die politische Maßlosigkeit erschien ihr unter der Raffgier der Naziführer als entscheidendste Eigenschaft. Denn in Anbetracht des Eigenbedarfs an „Filmschaffendinnen" hätten der Hund sonst ebensogut „Goebbels", hinsichtlich der Begehrlichkeit nach Uniformen und Orden nach dem späteren „Reichsmarschall" „Göring" heißen können.

Mit der Aufzählung dieser negativen Erscheinungsformen der Nazis, Deutschlands und der Deutschen will ich zum Ausdruck bringen, daß ich mich keineswegs etwa als Deutsche im Sinne Nazideutschlands fühlte oder eine solche Schwäche für Deutschland hätte, diese negativen Momente nicht mehr zu hören oder zu sehen oder nicht wahrhaben zu wollen. Wenn ich trotzdem den Wunsch hegte, einen Deutschen zu heiraten, so waren hierfür andere Motive und Gefühle maßgebend.

Deutschland war die Heimat meiner Mutter und meiner Großmutter. Ich kannte Thüringen, Niedersachsen, das Rheinland und Berlin. Ich verbrachte einige Jahre meiner Jugend in Leipzig und in Köln und hatte hier Bekannte, die mir geistig aufgeschlossener und kulturell anspruchsvoller schienen als die vermögende Verwandtschaft in Belgien und England.

Es herrschte immer eitel Freude daheim bei den Pflegeeltern, Onkel und Tanten, wenn ich nur zu Hause saß und keinen anderen Umgang hatte. Sobald ich aber einen Deutschen kennenlernte, schrillten gleichsam in der ganzen Verwandtschaft die Alarmglocken: meine Tanten schimpften mit mir, die Deutschen seien alle arme Schlucker, mein Onkel sprach nicht mit mir, und ich stand sofort im Abseits. Bevor ich einen Deutschen heiratete, sollte ich lieber gar nicht heira-

ten. Ich würde ja auf jeden Fall genug von Tante Flory, Onkel Gordon und Tante Claire erben. Andere als diese materiellen Interessen durfte es scheinbar für mich überhaupt nicht geben.

Obwohl alle drei Schwestern von Geburt Deutsche waren, erst durch Heirat meine Mutter zur Ungarin, Tante Claire eine Engländerin wurde, beschimpften und verdammten sie das ganze deutsche Volk, als ob allesamt Nazis gewesen wären, weil die Wahlergebnisse dies vermuten lassen konnten. Man pflegte in unseren jüdischen Kreisen zu sagen, „Der größte Feind des Juden ist der Jude.“ Die Einstellung meiner Tanten belehrten mich aber, daß auch die Abwandlung ihre Richtigkeit hätte: „Der größte Feind des Deutschen ist der Deutsche.“

So war meine Aufgeschlossenheit, einen Deutschen kennenzulernen, auch ein gut Teil Opposition gegen die Verwandtschaft, die mir alles Deutsche ausreden wollte. In dieser Sicht ist wohl zu verstehen, weshalb ich 1937 in Deutschland einen Mann kennen lernte, den ich 1939 heiratete.

Mein Mann war einiges älter als ich und erschloß mir eine ganz andere, bürgerliche Welt. Er war ein mittlerer Behördenangestellter, nicht besonders wohlhabend, doch mit geistigen Interessen und nicht nur materialistisch eingestellt. Wir führten eine glückliche Ehe, in der wir drei Kinder bekamen und großzogen, die inzwischen ebenfalls glücklich verheiratet sind.

Die schlimmste Auseinandersetzung mit meiner Verwandtschaft stand mir aber noch bevor. Ich konnte mich zwar den Familien Samuel und Collings räumlich, geographisch entziehen; der Clan der Öldynastie Onkel Sams war aber nicht so leicht abzuschütteln, und die Folgen meines Versuches, mich von ihm zu distanzieren, sollte ich noch über Jahrzehnte bitter zu spüren bekommen.

13. In schlechten Händen

Wir schrieben inzwischen das Jahr 1937. Die Berliner Olympiade war vorüber, Hitler erhielt bis zu jener Zeit die höchsten mir bekannt gewordenen Dotationen aus Onkel Sams Kasse. Andererseits wurden Worte wie „Kanonen statt Butter" hörbar, mit denen man die Aufrüstung und zugleich eine wirtschaftliche Autarkie anstrebte, ohne die Abhängigkeit der deutschen Wirtschaft von den Weltmärkten und ausländischen Rohstoffquellen zu berücksichtigen oder sie - vom selbst produzierten Buna-Gummiersatz abgesehen - ausschalten zu können.

Im Jahr darauf ließ Goebbels durch die SA die sogenannte Reichskristallnacht veranstalten, in welcher allen jüdischen Einzelhändlern die Schaufenster eingeschlagen und die Warenlager größtenteils geplündert, Deutschlands Synagogen und Logenhäuser in Brand gesetzt wurden. Wieder bäumte sich weder das Volk, noch seine gewählten Volksvertreter oder die beamteten Juristen, Richter und Staatsanwälte gegen die Fülle von obrigkeitlichen Rechtsbrüchen und Verfassungsverstößen auf, auch nicht, als die Schadensersatzansprüche gegen die Täter oder gegen die Einbruchdiebstahls- und Feuerversicherungsgesellschaften kurzerhand beschlagnahmt wurden.

Wieder grassierte ein makabrer politischer Witz, die Reichskristallnacht sollte bald wiederholt werden. Auf die Gegenfrage nach dem Warum und Wieso folgte die Erläuterung: „Um den deutschen Hausfrauen Gelegenheit zu geben, umzutauschen, was beim ersten Mal nicht gepaßt hat."

Unterdessen nahm das Schimpfen meiner Verwandtschaft auf Deutschland ständig zu, und das hatte ich satt. Es erschien mir so paradox: Auf der einen Seite finanzierte man den Urheber dieser entarteten Erscheinungen politischen Verblendetseins, auf der anderen Seite erregte man sich über ihn, ohne reinen Tisch zu machen, indem man beispielsweise Hitler bloßstellte und ihm die Gelder entzog.

Bei Tante Annette in Köln hatte ich einen Deutschen kennengelernt. Als ich ihr gegenüber äußerte, daß ich ihn vielleicht heiraten würde, war es um mich geschehen. Sofort berichtete sie den unge-

heuerlichen Vorfall Onkel Gordon, und auf höheren Befehl wurde ich unverzüglich zurück nach Brüssel beordert. Unser Verhältnis war in den letzten Jahren zunehmend gespannter geworden, seit ich Onkel Gordons Familienplanung ablehnend gegenüberstand. Auch sollte ich Deutschland nicht mehr betreten, setzte aber durch, dennoch hin und wieder nach Deutschland zu reisen. Meine Tante Annette wohnte noch in Köln, ich pochte auf mein Recht, das Grab meiner inzwischen verstorbenen Großmutter in Thüringen besuchen zu dürfen und war schließlich inzwischen 27 Jahre alt.

Folgsam reiste ich jedoch nun nach Brüssel zurück, um Schlimmeres zu verhüten, wie ich dachte. Acht Tage ging man wie die Katze um den heißen Brei. Über alles Mögliche wurde gesprochen, nur meine Freundschaft mit einem Deutschen als Gesprächsthema vermieden. Dann, eines Sonntags beim Tee, war es so weit.

Ich saß mit Tante Claire und Onkel Gordon allein, als er mich feierlich ansprach, ob ich ihm denn nichts zu sagen hätte.

„Doch“, erwiderte ich, „ich habe die Absicht, zu heiraten. Außerdem wirst du es ja bereits von Tante Annette wissen, die dir doch laufend schriftlich Berichte geliefert hat.“ Darauf stellte er mich zur Rede, ob ich mir überhaupt im Klaren sei, was eine solche Affäre für mich bedeute. Mit einer Entscheidung für einen Deutschen würde ich mich auch für Hitler entscheiden, denn die Nazis rufen nicht nur: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer!“, sondern dem sei auch tatsächlich so: Hitler, das ist Deutschland, und Deutschland, das bedeutet Hitler. Entschiede ich mich für einen deutschen Mann, so würde ich mich auch für Deutschland entscheiden, und damit auch für Hitler.

Ich erwiderte vorsichtig, daß ich trotz dieser Ansicht bei meinem Standpunkt verbleiben möchte, und bat Onkel Gordon, ich wäre froh, wenn er seine Meinung revidieren, sich mit meiner Absicht abfinden und mit der Heirat einverstanden sein würde. Übrigens sei mein künftiger Mann weder Nazi, noch Mitglied einer Parteiorganisation. Im Gegenteil: er war sogar mit einer Jüdin verheiratet, und demnach galt er in Deutschland entsprechend der deutschen Rassengesetze selbst ebenfalls als jüdisch versippt. Aus diesem Grunde sei er jetzt sogar aus dem Staatsdienst entlassen und etwa dreizehn Mal umgezogen, um sich Belästigungen oder einer Verfolgung zu entziehen. Mein

künftiger Mann sei also zwar ein Deutscher, aber eher ein Opfer der Nazis als etwa ein Mitverantwortlicher an dem durch die Naziregierung betriebenen Unrecht gegen Juden.

Selbst das ließ Onkel Gordon nicht gelten. Wer sich dafür entscheide, in Deutschland zu wohnen, entscheide sich für Hitler. Mir schien aber diese These kein überzeugender Grund, sondern nur ein Vorwand zu sein. Ich glaubte zu erkennen, daß es ihm nicht um politische Erwägungen ging, sondern weiterhin um seine eigenen Interessen und Ambitionen, die immer noch um meine Person in Verbindung mit dem inzwischen verstorbenen Onkel Sam und der Öldynastie kreisten.

Allmählich redete sich Onkel Gordon dermaßen in Rage, daß schließlich Vorwürfe aus seinem Munde sprudelten, als trüge i c h die Verantwortung dafür, daß Adolf Hitler überhaupt gewählt wurde und die Macht erlangt hatte. Nun war es für mich an der Zeit, ihn daran zu erinnern, daß ich als ungarische Staatsangehörige kein einziges Mal in Deutschland bei einer Wahl meine Stimme hätte abgeben können oder sonstwie für irgendeine Naziorganisation optiert oder gestimmt habe. Onkel Gordon wußte mir darauf nur vorzuwerfen, wenn ich nicht so sehr für Deutschland eingenommen wäre, hätte ich schon längst seinem Wunsche entsprechend festen Wohnsitz in England bezogen, wobei für England Onkel Sam zu verstehen war. Meine Reiserei nach Deutschland sei aber ein Beweis für meine schwarze Seele, die ihm also zu braun dünkte.

Ein Wort gab das andere. Ich wurde auch in meiner Verteidigung aggressiver, und die Diskussion wurde bald so hitzig, bis ich - nach einer meiner besonders pointierten Äußerungen - eine von Tante Claire gerade zur Beruhigung gedachte, heiß zubereitete Tasse Tee von Onkel Gordon mitten ins Gesicht geschüttet bekam. Jetzt wurde auch ich wütend. Ich ging auf die Vorgänge der zwanziger und dreißiger Jahre ein, die ich ihm nun vorwarf: „Durch eine Heirat mit einem Deutschen setze ich mich angeblich für Hitler ein? Das ist doch lachhaft! Was aber macht denn ihr? Ihr finanziert ihn doch schon jahrzehntelang und noch heute! Und nachdem ihr Hitler groß gemacht habt, sollen andere die Schuld an seiner Existenz tragen, noch dazu

ausgerechnet ich? Da betrachtet euch lieber einmal im Spiegel und faßt euch an die eigene Nase!“

Das war offener Widerstand! Meinen Onkel, der mich zeitlebens noch nie geschlagen hatte, überkam die Wut. Er rannte auf den Flur, wo eine Sammlung exotischer und altertümlicher Waffen aller Art an den Wänden hing, griff nach einer Kamel-Peitsche mit kurzem Riemengriff und langer Peitschenschnur aus Leder, kam zurück, und ehe ich mich versah, ließ er die Peitsche unbeherrscht und in jetzt unbändiger Wut auf mich losgehen. Da half kein Schreien, kein sich wehren. Nach etlichen Peitschenhieben versuchte ich, ihn mit meiner völligen Bewegungslosigkeit und Selbstbeherrschung zu beschämen und ihm auf diese Weise Einhalt zu gebieten. Doch sein Zorn war längst in blinden Jähzorn übergegangen. Er sah nichts anderes mehr, sein Bewußtsein hatte quasi abgeschaltet. Es gab für ihn nur eins, mich zu peitschen, ohne Rücksicht darauf, wo er mich im einzelnen traf und was seine Peitschenhiebe anrichteten, - mich bis zur Bewegungsunfähigkeit zusammenzuschlagen.

Und meine Tante? Sie stand zunächst untätig daneben und rief ihm noch zu: „Siehst du, warum hast du ihr auch immer alles erzählt, warum hast du sie auch immer alles miterleben lassen? Ich hatte dich schon immer vor ihr gewarnt, nehmt euch vor ihrem Gedächtnis in acht!“ Mein gutes Gedächtnis wurde von der Familie stets gefürchtet.

Auch als der Onkel immer kräftiger und sinnloser auf mich einschlug, dachte die Tante nicht etwa daran, ihn zur Vernunft zu bringen und ihm endlich Einhalt zu gebieten, indem sie ihn besänftigte, wie es eine Mutter in solchen Fällen zu tun pflegt. Sondern sie unterstützte ihn noch mit ihrer klaren Parteinahme gegen mich und beschimpfte mich gleichzeitig mit weiteren Vorwürfen, die ebenso unsinnig und ungerecht waren, wie die Vorwürfe Onkel Gordons selbst: „Das ist der Dank für all das, was wir und Onkel Sam für dich getan haben!“, und setzte fort: „Aber du wirst noch deine Strafe bekommen; dafür wird der liebe Gott schon sorgen!“ - Ich rief unter Tränen zurück: „Das braucht er nicht mehr, er hat mich schon genug gestraft, indem es mir nie zuteil wurde, in einem richtigen Elternhaus groß zu werden, sondern auf die lieben Verwandten angewiesen zu sein, wie auf euch!“

Inzwischen hatte ich überall meine schmerzenden Striemen weg und blutete am ganzen Körper, als Onkel Gordon endlich erschöpft innehielt. Nun war auch die höchste Erregung Tante Claires überschritten; sie gelangte allmählich ebenfalls wieder zur Besinnung, und jetzt fing auch sie an zu weinen. Als sie sah, was ihr Mann an mir angerichtet hatte, bat sie mich flehentlich, diesen Vorfall niemanden zu erzählen. Aber ich war so mißhandelt, daß ich am ganzen Körper blutete. Angesichts dieses Zustandes, - mein Gesicht war vom kochend heißen Tee verbrüht, mein Körper von der Peitsche zerschunden, - würde ohnehin jedermann sehen, was geschehen war. Tagelang mußte ich daher im Bett bleiben, bis ich, mit einigermaßen verheilten Wunden, ohne alle meine Sachen und ohne jeden Abschied, nach Köln abreisen konnte, wo ich Tante Annette mein Herz ausschütten wollte.

Zu meinem höchsten Befremden mußte ich aber hier erfahren, daß auch sie selbst gegen meine vorgesehene Ehe war. Ihre Berichte über mich an Onkel Gordon hatte sie also nicht nur in Befolgung einer entsprechenden Anordnung, im Rahmen ihrer übernommenen Aufsichtspflicht geliefert, sondern sie entsprachen ihrer eigenen Einstellung zu meinen persönlichen Dingen. Sie war gegen die vorgesehene Ehe mit meinem späteren Mann, weil diese erstens mir materiell keine besonderen Reichtümer einbringen würde, aber zweitens auch ihr finanziell nicht die Möglichkeiten erschlösse, die ihr etwa meine Befolgung von Onkel Gordons Planung, meine Heirat mit Onkel Sam, hätten erbracht haben können. Allein diese Ambition war aber auch das entscheidende Motiv für Gordon Collings' Einstellung. Damit stellte sich also Tante Annette ebenfalls auf Onkel Gordons Seite, und ich stand ganz allein in meiner Not.

Andererseits ließ aber zu diesem Zeitpunkt im übrigen auch das gute Einvernehmen zwischen Onkel Gordon und Tante Annette merklich nach. Sie verstanden sich nicht mehr so recht wie früher. Onkel Gordon fühlte sich von Tante Annette durchschaut, und sie war nur noch mit ihm zufrieden, wenn er viel Geld von Onkel Sam brachte; sonst aber begann sie über Gordon zu schimpfen. Nach ihrer ersten Reaktion auf meinen Bericht, der zu meinem Befremden ihre eigene Übereinstimmung mit Onkel Gordons Familienplanung offen-

barte, fühlte ich mich gezwungen, Tante Annette von Einzelheiten über das Verhältnis zwischen Onkel Gordon und mir zu unterrichten, und ich erzählte ihr dann verschiedene Vorkommnisse, über die sie früher, wenn ich sie andeutete, hinweggegangen war, ohne sie ernst zu nehmen oder hören zu wollen. Jetzt aber sprach ich mir alle Einzelheiten von der Seele, die sie nie hat wissen wollen, die ich ihr bisher verschwiegen hatte, ja die ich bis dahin überhaupt noch niemandem anvertraut hatte.

Jetzt war auch Tante Annette als Frau und Tante darüber maßlos empört, was sie alles von mir hören mußte. Als eine gute Briefschreiberin faßte sie nun den Entschluß, ich sollte Onkel Gordon schriftlich ausführlich meine Auffassung darlegen und begründen. Sie half mir mit ihrem Diktat, meine Gedanken und Vorwürfe zu formulieren und in ordentlicher Diktion in deutscher Sprache zu Papier zu bringen. Der Briefinhalt rechtfertigte nochmals meinen beabsichtigten Schritt, meinen künftigen Mann heiraten zu wollen.

In diesem Brief, der zweimal zwölf Seiten lang wurde und den ich in zwei getrennten Sendungen abschickte, suchte ich neben der Begründung meiner Gedanken auch seine Vorwürfe mit entsprechenden Gegenvorwürfen zu beantworten. Diese zweimal zwölf vollen Briefseiten kosteten mich, retrospektiv betrachtet und materiell gesehen, ein nicht schätzbares Vermögen. Sie beeinflußten aber auch mein weiteres Leben in einer Weise, daß ich sagen muß, oh hätte ich sie nie geschrieben, hätte ich lieber geschwiegen!

Aus dem Briefstil mußte Onkel Gordon selbstverständlich erkennen, daß der Brief von Tante Annette diktiert war. Er fürchtete schon immer etwas die geistige Gewandtheit seiner Schwägerin, die ihm überlegen war, wenn sie auch nicht so gerissen und organisatorisch nicht so routiniert war wie er. Um so peinlicher muß es für ihn gewesen sein, daß er die Vorwürfe meines Briefes aus der Feder der Tante lesen mußte und sie nun alles wußte. Denn mit dem Brief warf ich ihm Dinge vor, die in all den Jahren nie zur Sprache gekommen, die aber deshalb nicht etwa von mir vergessen oder vergeben waren.

Auf meine beiden Briefe bekam ich nur eine ganz kurze Antwort Onkel Gordons. Auf einer knappen Seite erwiderte er, daß er mir diese Briefe nie verzeihen würde und daß er mich nie wieder sehen

wollte. Diesen Vorsatz hielt er künftig auch lebenslänglich ein - es war wohl das einzige Wort in seinem Leben, das er nie gebrochen hat. So nachhaltig war die Wirkung meiner beiden Briefe auch für ihn.

Wohl hatte ich ihn gehaßt, und nach all dem Vorgefallenen wird mir diese menschliche Schwäche niemand verübeln, der die folgenden Kapitel gelesen haben wird. Andererseits hing ich natürlich auch ein wenig an ihm, nachdem man mehr als 15 Jahre miteinander gelebt hatte. So hat mir mein Brief und die Reaktion Onkel Gordons , die strikte Befolgung seines Entschlusses, zugleich auch etwas entrissen, die Pflegeeltern, das Ersatzelternhaus, - mochte er sich auch noch so unkorrekt mir gegenüber betragen, mich noch so eigensüchtig in seine Planung eingebaut haben. Nun war ich praktisch ganz allein.

1952 hatte meine Tante Annette einmal Onkel Gordon Collings in Bad Neuenahr gesehen. Sie fragte ihn, ob er mich denn nicht einmal wiedersehen wollte. Er entgegnete nur: „Nein, niemals. Raymonde ist für mich gestorben!" Die Briefe, die ich ihm geschrieben hatte, würde er nie vergessen können.

Tante Annette soll ihm aber, wie sie mir berichtete, offen ins Gesicht erwidert haben, daß er dann ein Feigling sei, denn das sei doch eine Schwäche, daß er sich noch 15 Jahre später nicht einer Begegnung stelle. Schließlich sei er es doch, der mich wegen allem Vorgefallenen um Verzeihung zu bitten hätte, und nicht umgekehrt. Gordon lehnte aber strikt ab. Meine Vorwürfe hätten ihn allzusehr belastet. Sei es, daß er sich wegen seiner Schuld schämte, sei es, daß er noch immer darüber verärgert war, daß ich mein Wort nicht gehalten hatte, über bestimmte Vorgänge niemals mit anderen zu sprechen, die ich dann doch der Tante Annette anvertraute und ihm in meinem Brief zum Vorwurf machte. Wegen seines Verhaltens hatte ich mich aber nicht mehr an das Wort gebunden gefühlt. Nach diesem kurzen Vorgriff in die Nachkriegszeit zurück zum Jahresende 1937.

* * *

Infolge dieser Vorgänge, meiner Auseinandersetzung mit Onkel Gordon, durch die Prügelszene und den anschließenden Briefwech-

sel, herrschte gegen Ende 1937 innerhalb unserer Familie eine derartige Hochspannung, daß Onkel Gordon zu verabscheuungswürdigsten Methoden Zuflucht suchte, um rückgängig zu machen, was für ihn doch ohnehin nicht mehr zu retten war. So veranlaßte oder nötigte er beispielsweise Tante Annette, an die deutsche Behörden und an verschiedene maßgebliche Personen anonyme Briefe gegen meinen künftigen Mann und gegen mich zu schreiben, mit dem Ziel, die inzwischen abgesprochene Heirat nach Möglichkeit doch noch zu vereiteln.

Man verfolgte meinen künftigen Mann mittels Detekteien und meldete dann den Behörden jeweils, wo er wohnte und arbeitete, und scheute nicht davor zurück, ihn durch Rufmord in den Augen des Nazistaates unmöglich zu machen; er sei nicht mehr zuverlässig, weil er mit einer Jüdin verheiratet sei und anderes mehr.

Auch seiner ehemaligen Frau schrieb man Briefe, ich hätte ihre Ehe gebrochen, sie sollte nicht in eine Scheidung einwilligen, ich sei an ihrer Trennung schuld, - obwohl beide bereits lange vor ihrer Scheidung, ohne daß ich etwa hierfür die Ursache war oder einen Anlaß gegeben hatte, getrennt lebten.

Nichtsdestoweniger verließ ich im Januar 1939 Köln und zog nach Berlin, zumal mein Mann inzwischen geschieden war und dort in einer neuen Umgebung eine neue Arbeitsstätte gefunden hatte. Ein weiteres Zusammenleben mit Tante Annette war mir ohnehin nicht mehr zuzumuten, weil sie aus finanziellen Gründen wieder auf Onkel Gordons Linie eingeschwenkt war, getreu dem Jahrhunderte alten Anpassungsgrundsatz „Wes Brot ich eß, des Lied ich sing."

Zunächst wohnte ich in einer ordentlichen Berliner Pension. Nach einigen Monaten waren endlich alle erforderlichen Papiere vorhanden und in Ordnung gebracht, wir konnten heiraten und suchten uns eine Wohnung. Im nächsten Akt versuchten aber meine Verwandten wiederum, mich bei den Behörden als „lästige Ausländerin" hinzustellen, um so zu bewirken, daß ich aus Deutschland ausgewiesen würde. Vielleicht würde dann mein Mann in Deutschland zurückbleiben und meine Ehe mit dem Deutschen entfallen, würde ich in meiner Not vielleicht wieder reumütig zurückkehren und um Wiederaufnahme in den Schoß der Familie winseln.





Über meine inzwischen angeknüpften Beziehungen erfuhr ich jedoch rechtzeitig von diesen hinterhältigen Intrigen, konnte mich entsprechend darauf einstellen und so das Ärgste abwenden. Vorsorglich verschwanden wir nach unserer Heirat auch wieder aus Berlin. Mein Mann bekam in Juni 1939 eine gute Anstellung in Stettin, und wir hofften, wir würden dort ruhig und in Frieden leben, ohne daß uns weiterhin die Verwandtschaft nachstelle, nachdem auch ich nichts gegen sie unternahm. So dachten wir es uns, doch vergeblich. Es sollte anders kommen. Im September 1939 begann der deutsch-polnische Krieg, in deutscher Sprachregelung „Polenfeldzug" benannt.

Bald darauf wurde unser erstes Kind, ein Sohn, geboren. Es galt, für ihn einen Namen zu finden. Die Vornamensgebung fiel in die Ära der Wunschkonzerte. Sofern die weiblichen Vornamen nicht von Hermann Nielebock (Herms Niel) zu Marschschlagern vertont waren, sollten die Vornamen des jungdeutschen Nachwuchses grundsätzlich aus dem Mittelalter, möglichst aus der germanischen Götter- und Heldenwelt, wenn nicht gar aus der Edda oder aus einer Richard-Wagner-Oper stammen. Übernazistische - also im Volksmund als „Hundertfünfzigprozentig" bezeichnete Standesbeamte gingen sogar so weit, altchristliche Vornamen nicht zuzulassen und deren Eintragung abzulehnen, da die Bibel ein „jüdisches Geschichtsbuch" und daher undeutsch sei.

Wir wollten diesen germanischen Namensrausch nicht mitmachen und wählten daher bewußt einen ausländischen Vornamen. Der Standesbeamte hatte keine Einwendungen mehr, nachdem ich nachwies, daß ich gebürtige Ausländerin sei und daher nicht den strengen deutschtümelnden Anordnungen unterlag.

Mein Sohn war gerade sechs Wochen alt, als mein Mann einige Tage lang eine Dienstreise nach Rostock und Stralsund durchführte. Am Nachmittag des nächsten Tages klingelte es an der Wohnungstür. Ich öffnete, und ein solide gekleideter unbekannte Herr stand vor der Tür. „Sind Sie Frau X.?" Als ich bejahte, klappte er den Revers seines Mantels um und zeigte stumm darauf. Es war eine mir unbekannte Plakette sichtbar. Auf meine Frage erläuterte er mir, er käme von der Geheimen Staatspolizei, genannt Gestapo. Ich fragte nach

dem Anlaß seines Besuches. Er dürfe ihn mir nicht sagen, ich hätte vielmehr am folgenden Tage um 16 Uhr ins Polizeipräsidium zu kommen. Daß ich noch einen Säugling zu stillen hatte, war für ihn uninteressant. Ich hätte ohne Kind zu erscheinen.

Als ich am nächsten Tage dort vorsprach, wurde ich ins oberste Geschoß verwiesen. Oben mußte ich ein sich selbst oder durch unsichtbare Hand öffnendes Gitter durchschreiten, bevor ich in einen Vorraum trat, von welchem aus weitere Türen in umliegende Räume abzweigten. Erst nach etwa einer Viertelstunde erschien ein in Zivil gekleideter Beamter, und ich mußte ihm in einen der Räume folgen.

Hier standen zwei Schreibtische, an welchen sich zwei Beamte gegenübersaßen. Geraume Zeit wurde überhaupt kein Wort gesprochen oder an mich gerichtet, dann erging die barsche Aufforderung, mich auf den Stuhl vor den linken Schreibtisch zu setzen. Nach weiteren zwanzig Minuten, die ich so dasaß, wurde es mir zu dumm, und ich fragte höflich nach dem Grund meiner Ladung. Der Beamte blätterte nun in einer Akte herum, die meinen Namen trug, und ich sah mit Bestürzung und Schrecken ein Briefkouvert, das eine ausländische Briefmarke trug. Von wo könnte der Brief kommen? Es war weder eine belgische noch britische Briefmarke - in diesen Ländern hatten meine Verwandten ihre Hauptwohnsitze - noch eine französische, spanische oder marokkanische - in diesen Ländern besaßen sie Sommer- und Ferienhäuser - auch keine Schweizer oder italienische Marke - dorthin reisten meine Verwandten zu Ferienzeiten. Nur eines stand für mich fest: Der Briefumschlag trug die unverkennbare Handschrift meines Onkel Gordon Collings, gerichtet an die Gestapo, Berlin!

Endlich fiel das erste Wort, indem der Beamte zu seinem Gegenüber sagte: „Es ist ein Skandal, daß ein deutscher Junge mit einem französischen Vornamen leben muß!“

Das war für mich ein Stichwort. Langsam ahnte ich, um was es sich zu handeln schien. Wenn mir nichts anderes vorzuwerfen war, - mit diesem Problem würde ich schon fertig werden. Mein Delikt schien also „Sympathisieren mit dem Feind durch französisch klingende Vornamensgebung“ zu lauten. Natürlich war ich mir nicht sicher, ob nicht weitere, schwerere Beschuldigungen folgen würden.

Ich erwiderte freundlich, aber bestimmt, daß sie offenbar schlecht unterrichtet seien und die Verwaltungsbestimmungen nicht kennen, wonach ich als gebürtige Ausländerin zu dieser Wahl des Vornamens meines Sohnes berechtigt war.

An beiden Schreibtischen Stille. Daß man in den Räumen der Gestapo die Stirn besitzen konnte, diesen gefürchteten Staatssicherheitsbeamten mit ihrer ungesetzlichen Übermacht und Allmacht zu widersprechen, schien ihnen etwas Neues zu sein und ließ auch den zweiten Beamten aufhorchen. Als einzige Erwiderung folgte die Frage, ob mein Mann „in der Partei“ sei, womit natürlich die einzig vorhandene, die NSDAP, gemeint war. Da doch die Gestapo genau wissen mußte, daß mein Mann gar nicht „organisiert“ sein durfte, weil er mit einer Jüdin verheiratet war, wich ich einer direkten Beantwortung aus. Ich wußte nicht recht, worauf man hinauswollte. Sollte ich die Unwahrheit sagen, um mich herauszuwinden? Wollte man meine Glaubwürdigkeit erproben? Oder wußte man tatsächlich nicht, daß mein Mann wegen seiner früheren Ehe mit einer Jüdin selbst als „jüdisch versippt“ galt?

Da kein anderer Vorwurf mehr folgte, vertrat ich trotz der Nervenanspannung mit vorgetäuschter Sicherheit selbstbewußt mein Recht als Ausländerin, während der Vernehmungsbeamte, wie mir schien, allmählich etwas kleinlauter wurde und mir zuhörte. So hielt ich ihm entgegen, wie viele Engländer tragen deutsche Vornamen, weil ihre Mutter eine Deutsche ist. Ich nähme nicht an, daß die englischen Behörden in gegenwärtiger Kriegszeit, in der man doch gewiß zahlreiche andere Sorgen hätte, diesen vielen Müttern jetzt ebensolche Schwierigkeiten machten. Schließlich hat doch Deutschland im letzten Feldzug gesiegt, ohne daß der Vorname meines Sohnes abträglich war oder die Kriegsmoral untergraben hätte. Er würde auch bei künftigen Schlachten die Entscheidung gewiß nicht beeinflussen.

Nachdem ich so an Deutschlands Größe und Stärke erinnert hatte und mir mein Ablenkungsversuch vom verhaßten Frankreich auf das in diesem Stadium des Krieges noch weniger gehaßte England gelungen zu sein schien, hielt ich den Beamten für meine brennende Frage sturmreif, was es denn nur mit dem Brief von Onkel Gordon auf sich habe. Aber wie sollte ich nun fragen?

Da mir hierfür so rasch keine bessere Taktik einfiel, sagte ich ihm auf den Kopf zu, daß ich auf jenem Briefumschlag die Handschrift eines entfernten Verwandten erkannt hätte. Ob es mir der Beamte wohl sagen könne, wenn diesem Nenn-Onkel etwas zugestoßen sei, weil ich selbst seit Jahren keine Verbindung mehr mit ihm unterhielt. Hiermit wollte ich gleichzeitig vorbeugend meine Distanz zum Ausdruck bringen, falls sich Onkel Gordon bei einer unerlaubten Handlung ertappen ließ und ich hineingezogen zu werden bedroht sei.

Zunächst ging der Beamte nicht auf meine Frage ein. Doch als dann sein Vis-à-vis den Raum verließ, nutzte der eine die Abwesenheit des anderen, um mir, jetzt plötzlich den Gutmütigen spielend, anzuvertrauen, daß ich hinsichtlich der Handschrift richtig vermutet hätte. Er dürfe mir zwar eigentlich aus der Akte keine Einzelheiten mitteilen, aber es lägen der Gestapo zwei Briefe vor, einer von meiner Tante Annette aus Köln, der andere von Onkel Gordon Collings. Wie ich später erfuhr, war Onkel Gordon mit Tante Claire 1939 zur Weltausstellung nach Chicago gereist und dort vom europäischen Kriegsausbruch überrascht worden, ohne noch nach Brüssel zurückkehren zu wollen oder zu können. So kam also Gordons Brief mit der mir unbekannten Briefmarke aus den USA.

Beide Briefe hätten einen mich belastenden Inhalt, verriet mir jetzt der Beamte leutselig weiter, dem nachzugehen und ihn aufzuklären Aufgabe der Gestapo sei. Nähere Einzelheiten dürfe er mir natürlich nicht mitteilen. Die Gestapo hätte daraufhin zu verschiedenen Beschuldigungen ihre Ermittlungen gegen mich aufgenommen und durchgeführt. Es hätten jedoch keinerlei belastende Anhaltspunkte festgestellt werden können, lediglich die Namensgebung sei - wenn auch der geringste Belastungspunkt - übrig geblieben. Aber da alle anderen Beschuldigungen nicht erweislich waren, würde man wohl höheren Orts auch über diesen diskriminierenden Vornamen des Sohnes hinwegsehen, zumal meine Einlassung als die einer gebürtigen Ungarin hierzu stichhaltig sei, wie der Beamte einräumen mußte.

Natürlich fiel mir nun ein schwerer Stein vom Herzen, daß der Kelch „Gestapo“ so relativ harmlos an mir vorüberging. Es hätte weit schlimmer kommen können! Emigrationshilfe, jüdische Verwandtschaft, Ehemann einer Jüdin geheiratet, einer Nazifahne den Respekt

verweigert und somit Abneigung gegen das Reich oder gegen die Partei bekundet, was hätte alles auf mich zukommen können!

Gleichwohl gingen mein Puls und mein Atem wie nach einem Langstreckenlauf, arbeiteten meine Gedanken weiter: Welche Ironie des Lebens, welche Verhältnisse auf dieser Welt! Ein Onkel zeigt seine Nichte und Pflegetochter an, mit der er über 15 Jahre zusammen gelebt hatte und viele Geheimnisse teilte. Ein jüdischer Christ denunziert seine Verwandten bei der die Juden verfolgenden Gestapo. Onkel Gordon spannt die verrufene und berüchtigte Geheimpolizei des von ihm verabscheuten Hitlerstaates ein, um seinen persönlichen Haß gegen mich abzureagieren, der nur auf der maßlosen Enttäuschung beruht, daß ich ihm seine materiellen und materialistischen Ambitionen hinsichtlich der Royal Dutch-Shell „vermasselt" hatte. Denn was hätte es ihm noch einbringen können, wenn mich die Gestapo etwa in ein Ausländer-KZ eingesperrt hätte, wie es Onkel Gordon doch wohl mit seiner Denunziation beabsichtigt hatte? Nichts als die Genugtuung, so meine vorwurfsvollen Briefe beantwortet, sich so für meine eigene Gattenwahl gerächt zu haben; für die Tatsache, daß ich den Antritt der Nachfolge der Machtausübung Onkel Sams ausgeschlagen, das Firmenschiff nicht in Onkel Gordons Hafen gesteuert und damit das Steuerrad der Macht nicht seinen schlechten Händen überlassen habe.

Vielleicht wollte mich Gordon aber auch als gefährliche Mitwisserin ausschalten, die mundtot gemacht werden mußte, bevor sie etwa „auspackte". Auch weiß ich noch heute nicht, ob er mich bei der Gestapo damit anschwärzte, indem er ihr wahrheitsgemäß anzeigte, daß ich Juden bei ihrer illegalen Auswanderung geholfen hatte, oder etwa mit der unwahren Behauptung, daß ich Spionage gegen Deutschland getrieben hätte. Vielleicht auch damit, daß ich wissentlich einen ehemaligen Ehemann einer Jüdin ehelichte und, nach der Auslegung der NS-Judengesetze, demzufolge selbst einen „Juden", einen „durch Rassenschande jüdisch verunreinigten Deutschen" geheiratet hätte. Ich weiß auch nicht genau, ob und wie erheblich das strafverfolgungswürdig war, weil ich mir keinen Kommentar über diese unwürdigen Gesetze verschaffte, den bekanntlich der spätere

Staatssekretär Dr. Adenauers, Globke, als doppelter Spezialist für Recht und Judentum verfaßt hatte.

Für den ersten Verdacht sprach, daß sich die Gestapo davon überzeugte, ob ich noch im Besitz meines Auslandspasses war. Gottseidank hatte ich inzwischen wieder einen solchen. Für den zweiten Verdacht, daß man sich anhand gründlichen Studiums meines mit zahlreichen Visen und Grenzübergangsstempeln voll bedruckten Reisepasses davon überzeugte, daß ich seit meiner Heirat und jedenfalls nach Kriegsbeginn nicht mehr im Ausland war. Mein dritter Verdacht gründete sich auf die Frage des Gestapo-Beamten nach meinem Umgang, und wann zuletzt und ob wir noch mit der ersten Frau meines Mannes oder mit anderen Juden Kontakt hätten.

Auch die letzten Fragen konnte ich zur sichtlichen Zufriedenheit des Vernehmenden beantworten, dahingehend, daß der Anzeigenerstatter selbst der letzte Jude war, mit dem ich in Verbindung gestanden hatte und daß dieser „Kontakt“ offensichtlich aufgelöst sei, wie doch die ihm vorliegenden Briefe eindeutig bewiesen. Andererseits fragte ich nun aber gespielt vorwurfsvoll, ob jetzt die Gestapo mit ihren ärgsten Gegnern zusammenarbeite, um Unbescholtene zu belasten, ob sie meinen jüdischen weitläufigen Verwandten mehr Glauben schenke als mir, einer Nicht-Jüdin.

Fast bekam ich es mit der Angst, der Beamte könnte meine Ironie heraushören, zumal er mich jetzt durchdringend ansah, als ob er sich nicht ganz schlüssig sei, wie ich das meinte. Aber meine Darstellung war wohl glaubwürdig, meine Entrüstung echt genug. Denn ohne eine Antwort auf meine Gegenfrage klappte der Mann damit seine Akte zu, nicht ohne mir noch schnell, - bevor sein Kollege wieder hereinkommen würde, - anzuvertrauen, daß Onkel Gordons Wohnung in Brüssel beschlagnahmt sei, gleich als wolle er mich für diese Unbill der Verdächtigung, Vorladung und Vernehmung damit trösten: „Dafür ist er seine Wohnung los.“ Welche Folgen jedoch dieser Umstand für mich haben sollte, darauf muß ich noch zu sprechen kommen.

* * *

Zu diesem Zeitpunkt wußte ich, wie schon gesagt, noch nicht, daß Onkel Gordon und Tante Claire zur Weltausstellung nach Chicago gereist waren und nur die für diese Zeit erforderlichen Sachen, Bekleidung und Schmuck mitführten. Dort wurden sie vom Kriegsausbruch überrascht, und sie blieben zunächst in Chicago. In ihrer Abwesenheit marschierte die deutsche Wehrmacht in Brüssel ein und ein Offiziersstab mit zwei Generalen residierte in der Luxuswohnung der Collings wie Gentlemen, ohne dabei der kostbaren Einrichtung zu nahe zu treten.

Auch deutsche Blitzmädel sollen in der Wohnung gewohnt haben. Ob gleichzeitig mit den Stabsoffizieren als „Stabshelferinnen", oder, weniger wahrscheinlich, schutzlos allein, wurde mir nicht berichtet.

Jedenfalls bemächtigte sich jedoch anschließend die SS der Wohnung, kehrte das Unterste zu oberst, kühlte an den wertvollen Gobelins, an Reiseandenken aus überseeischen Gebieten und an den Jagdtrophäen ihr Mütchen und hauste wie die Vandalen. Alles wurde durchstöbert, und hierbei fielen einem dieser schwarzen Sturmsoldaten mit dem Totenkopf, einem Kraftfahrer und Burschen für alles, auch die bewußten, mit delikaten Vorwürfen gegen meinen Onkel angefüllten beiden Briefe in die Hände! Jeder SS-Mann nahm als Beute mit, was ihm gefiel. Diesem Unhold gingen beim Lesen der Briefe die Augen auf und über, und er mußte sogleich gewittert haben, daß er auf den bedeutsamsten Fund innerhalb der Wohnung gestoßen war, aus dem sich gewiß einmal etwas machen ließ!

Er nahm die Briefe an sich und verbarg sie vor Jedermann, - denn sie konnten ja teilweise ihres brisanten Inhalts wegen auch ihm selbst gefährlich werden. Auch die SS-Uniform schützte nicht davor, daß Männer, die zuviel gesehen oder erlebt hatten, die zuviel wußten, beseitigt werden konnten. Unser Held nahm sich statt dessen vor, sich Zeit zu lassen. Irgendwann einmal würde er sich als Alchimist betätigen, der aus diesen scheinbar bedeutungslosen Papieren Gold zu machen verstehen würde. Das waren handfeste Schweinereien, die man gegen manche Seite verwerten konnte: gewiß gegen „die Juden", vielleicht auch einmal gegen den Führer, wer weiß? Die Zeit würde es zeigen, wer einmal den Finderlohn oder das Schweigegeld berappen mußte. Und er sollte recht behalten!

Die Existenz und Aufbewahrung dieser beiden Briefe durch Onkel Gordon wäre mir unmöglich erschienen und stellte - allein schon wegen der Gefahr, daß sie in Tante Claires Hände fallen konnten, - eine Riesendummheit von Onkel Gordon dar. Daß diese Dummheit für mich noch nach vielen Jahren schwerwiegende Folgen zeitigen sollte, konnte Gordon allerdings gewiß nicht ahnen und war nicht seine Absicht.

Diese beiden Briefe waren aber auch dem Gestapo-Beamten unbekannt. Die Vernehmung wäre bestimmt ganz anders verlaufen, wenn die Gestapo deren Inhalt gekannt hätte. Mit Sicherheit wäre ich gezwungenermaßen zu einer Titelfigur in der antisemistischen Hetzzeitung „Der Stürmer" des Judenhassers Julius Streicher geworden, aber möglicherweise auch eine ausquetschbare Zitrone für die Spionageabwehr, oder eine gefügig zu machende Spionage-Mitarbeiterin, nachdem man den Briefen entnehmen konnte, welcher Tatsachen Mitwisserin ich sei, daß mein Paß zur Verschleppung von Juden diente, daß ich einflußreiche Verwandte in den Feindstaaten besaß und so fort. Mit manchen Dingen konnte man andere erpressen, mit manchen mich, z.B. mit meiner Emigrationshilfe!

Zwar hatten die Nazis zunächst selbst auf die jüdischen Hilfsorganisationen einen Druck ausgeübt, um die Abreisen der Juden aus Deutschland zu beschleunigen. Der für die Auswanderung zuständige Gestapo-Chef, der Jude oder Halbjude Adolf Eichmann, soll laut Angaben im jüdischen Almanach einem jüdischen Hilfsverein selbst befohlen haben: „Schickt Hunderte und Tausende statt Dutzende eurer Leute weg!" Wollte Eichmann ihnen mit diesem Befehl schaden, wollte er sie vor der Endlösung retten? Wer aber sonst den Juden half, war eben ein Gegner des Regimes. Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht das gleiche.

So hätte mir jedenfalls auch Unbill seitens der deutschen Machthaber gedroht, wenn die Briefe in deren Hände gefallen wären.

Der Mißbrauch der Briefe in ebenso schlechten Händen war aber nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben.

14. Zuckerbrot und Peitsche

Da die beiden Briefe einen Markstein in mein Leben setzten, da sie die Verbindung zwischen der Familie Samuel Samuel und mir endgültig und für immer abbrachen, ist es für das Verständnis meiner folgenden Berichte notwendig, weitere Einzelheiten wiederzugeben.

Einer meiner gegen Onkel Gordon gerichteten Vorwürfe war meine Erwiderung auf seine Beschimpfung, meine Alternative, mich entweder für ihn und Onkel Sam zu entscheiden oder für meinen künftigen Mann und damit gegen sie zu optieren, hätte ich als „Hitlerienne" entschieden. Im ersten Teil meiner Antwort führte ich hierzu aus, daß die Zuneigung einer Frau zu einem Mann nichts mit der Nation zu tun hat, der beide angehören. Er hatte ja auch eine Deutsche, meine Tante, geheiratet. Mein künftiger Mann sei kein Nazi, sondern durch viele Nackenschläge ein Opfer der Nazis. Man könne aber kaum auswandern, ohne das gesamte Vermögen preiszugeben und seine Habe infolge der „Reichsfluchtsteuer"-Abführung einzubüßen.

Ein weiterer Teil meiner schriftlichen Erwiderung befaßte sich mit einer sehr heiklen Angelegenheit: Ich machte Onkel Gordon zum Vorwurf, daß er mindestens drei Menschenleben auf dem Gewissen habe, und seine persönliche Mitschuld werde nicht dadurch geringer, wenn er sich etwa damit herausreden wolle, es sei im Auftrage oder im Interesse Onkel Sams geschehen. Der Vorgang war folgender:

Ich erwähnte bereits den Aufbau und die Unterhaltung eines ausgedehnten Spionagenetzes Onkel Gordons im Auftrage und für Onkel Sam und sein Weltunternehmen. Einige wichtige Agenten in diesem Netz waren gekaufte Künstlerinnen und internationale Artistinnen. Der Leser wird vielleicht denken, in dieser Branche fiel Onkel Gordon die Anwerbung besonders leicht. Das allein war es aber nicht. Es gehört nun einmal zu den Realitäten dieser Welt, daß sich die einflußreichsten und vermögendsten Männer die gutaussehendsten Damen zur Unterhaltung zu verschaffen wissen, und das sind die Künstlerinnen, die so spielend leicht persönlichen Kontakt zu eben solchen einflußreichen Männern, maßgebenden Personen oder Geheimnisträgern knüpfen und unterhalten können.

„Gina“ war eine kleine, zunächst unbedeutende Schneiderin, aber ansprechend hübsch, charmant und sexy, wie man es heute kurz ausdrückt. Sie wurde billig - nämlich zunächst als seine eigene Freundin - von Gordon eingekauft und als gutaussehende Agentin aufgebaut. Mit Onkel Sams Geldern ließ Onkel Gordon sie einen modernen Modesalon in Brüssel einrichten, außerdem erhielt sie laufend soviel Taschengeld, daß sie sich abends in einer Hotelbar aufhalten konnte.

Als ihren wichtigsten, aber folgenschwersten Auftrag erhielt sie diesen, einen reichen selbständigen rumänischen Industriellen kennenzulernen, der in seinem Lande einer der bedeutendsten Wirtschaftsführer war und allen maßgebenden Konferenzen über Erdölfragen und Probleme anderer Schlüsselindustrien in seinem Heimatstaat Rumänien und im Ausland beiwohnte. Dieser Rumäne kam oft nach Brüssel und lernte „zufällig“ Gina kennen und sehr bald schätzen. Bald galt sie als seine Freundin und als von ihm ausgehalten, weil sie eine so auffallend aufwendige Lebenshaltung führen konnte, - obwohl sie ein Mehrfaches von Onkel Sam erhielt. Der Rumäne empfand es dagegen als angenehm, daß Gina nie bettelte, ihm nicht zu kostspielig war und sich an finanzieller Honorierung ihrer zeitlichen Aufwendungen und persönlichen Dienstleistungen stets mit dem beschied, was er ihr zukommen ließ. - Durch Gina erfuhr Onkel Sam alle für ihn und seine Entscheidungen wichtigen und wissenswerten Nachrichten aus der rumänischen Wirtschaft, Politik und Verwaltung.

Irgendwann ging oder war der rumänische Spionageauftrag zu Ende, irgendwann saß einmal Gina im Pariser Hotel Wagram ohne den fernen Freund, und sie lernte den Geschäftsführer Fotsch des Hotels Wagram kennen, der selbst ebenfalls mit Onkel Gordon bekannt und später befreundet war. Fotsch und Gina verliebten und liebten sich und wollten sogar heiraten. Gina war froh darüber, daß Fotsch ihren Spionageauftrag Onkel Sams und die Rumänien-Affäre nicht kannte. Sie wollte die Spionagetätigkeit beenden und ihr früheres Leben ablegen, um mit der Heirat ein neues zu beginnen. Das Ladengeschäft mit dem Modesalon hatte sie aufgegeben und verkauft, und die Koffer waren bereits gepackt, um zu ihrem künftigen Ehemann ins Wagram zu ziehen und dort eine Bar zu eröffnen. Gina war durchaus geeignet, ihren liebenswürdigen Charme über den Kon-

sum ihrer Bewunderer und Verehrer in klingende Münze umzuwandeln. Da erhielt sie plötzlich aus heiterem Himmel von Fotsch einen Brief mit einer Absage und Aufhebung des Eheversprechens, obwohl sie schon gemeinsam Onkel und Tante sowie anderen ihre Besuche abgestattet hatten.

Wie kam es zu dem plötzlichen Zerwürfnis? Onkel Sam und Onkel Gordon hatten von dem gemeinsamen Bar-Projekt des Fotsch und ihrer Agentin Gina Kenntnis erlangt und befürchtet, daß Gina in dem Milieu der eigenen Nacht-Bar weiterhin mit wichtigen Persönlichkeiten und Politikern zusammenkäme, nun aber nicht mehr von Onkel Sams regelmäßigen Geldern abhängig sein würde und unter Alkohol leicht aus der Schule plaudern, womöglich die Geschäftsmethoden und Spionageaufträge Onkel Sams verraten könnte. Daraufhin hatten sich Onkel Gordon und Tante Claire im Auftrage Onkel Sams mit Fotsch in Verbindung gesetzt und ihn „vertraulich" und „wohlwollend" über das „Vorleben" seiner Gina „aufgeklärt", in der Weise, daß sie eine Mätresse wohlhabender, gutzahlender Ausländer sei, durch Liebschaften ausgehalten wurde - daher ihr Wohlstand -, und daß er es sich als Geschäftsführer eines so renomierten Hauses einfach nicht leisten könne, auf sie hereinzufallen und eine solche Person zu heiraten. Gegen sein Zusammensein mit Gina hätte man nichts einzuwenden. Aber eine Heirat mit dieser Person müßte alle Gäste, die um das Vorleben Ginas Bescheid wüßten, wie Onkel Gorden und Tante Claire, brüskieren.

Dem armen Fotsch blieb nach dieser Eröffnung Gordons nichts anderes übrig, als von seinem Ehevorhaben Abstand zu nehmen, und er bedankte sich noch bei seinem Freund Gordon für den gut gemeinten Hinweis in letzter Minute, bevor er in sein eigenes Unglück geschliddert wäre. Er vertraute und glaubte aufs Wort, was ihm die beiden da berichteten.

Gina stand nun infolge dieser veränderten Situation plötzlich vor dem Nichts: Laden und Wohnung waren aufgegeben, für den Erlös hatte sie sich die für den Barbetrieb benötigte weitere Abendgarderobe erstanden, ihre Habe war in einige Koffer gezwängt, alle Brücken hatte sie hinter sich abgebrochen, überall sich zur Pariser Heirat verabschiedet, - und nun wurde ihr der Stuhl vor die Tür gestellt, bevor

sie über die neue Schwelle getreten war, ohne recht zu wissen, warum, bis sie den Vorwurf des ebenfalls enttäuschten Fotsch mit dem vernichtenden Rufmord erfuhr.

In ihrer großen seelischen und materiellen Not wandte auch sie sich nun ausgerechnet voller Vertrauen an ihren früheren Freund, Manager, Betreuer, Spionagevorgesetzten und Verbindungsmann zu Onkel Sam, an Gordon Collings!

Während eines Abendessens schrillte das Telefon; Gina wollte uns dringend sprechen. Tante Claire nahm das Gespräch an. Es wurde eine dreiviertelstündige herzzerreißende Klage, und vom Salon aus hörten Onkel Gordon und ich das Gespräch mit. Tante Claire ließ sich, die Ahnungslose und Überraschte markierend, vom Opfer über die Wirkung des Giftes berichten, das sie selbst mit gemischt und verspritzt hatte. Gina bat Tante Claire, sie möchte doch das offenbar vorliegende Mißverständnis zwischen Fotsch und ihr aufklären und die Angelegenheit wieder einrenken oder auf Onkel Gordon einwirken, daß er mit Fotsch in diesem Sinne spreche, daß Gordon ihr diesen Dienst der Nächstenhilfe erbringe, - Tante Claire wüßte doch auch um die wahren Verhältnisse, von dem Auftrag Onkel Sams und ihrem nur in vaterländischer guter Absicht eingegangenen Verhältnis zu jenem rumänischen Wirtschaftsführer. Fotsch würde doch Onkel Gordon felsenfest vertrauen. Nur ein einziges Wort von Onkel Gordon oder von ihr, und Fotsch würde die Wahrheit wissen und als guter Bekannter und Freund der Collings glauben. Fotsch würde den Verdacht fallen lassen und sie heiraten, und alles wäre wieder in Ordnung.

Onkel Gordon wurde bereits ungeduldig, dann kam Tante Claire lächelnd herein und teilte mit, Gina wolle sich das Leben nehmen, wenn wir Fotsch nicht zu überzeugen vermöchten. Onkel Gordon erwiderte jedoch mit niederträchtigem Grinsen:

„Soll sie doch, dann sind wir alle Sorgen los! Das wäre für uns das beste, was sie tun kann. Aber sie wird es nicht tun, dazu ist sie viel zu feige. Sage ihr, was sie macht, sei ihre Sache, die uns nicht interessiere, und wir könnten uns auch nicht in ihre Eheangelegenheit einmischen. Das sei wiederum eine Sache zwischen Fotsch und ihr. Sie hat

ihr Geld, gutes Geld für ihre Tätigkeit bekommen und soll uns jetzt in Ruhe lassen!"

Tante Claire ging wieder ans Telefon und übermittelte ihr in milderer Form die rücksichtslose Absage Onkel Gordons, mit der er sich versagte, das Übel wieder ungeschehen zu machen, das er ihr doch mit voller Absicht bereitet hatte. Nach einer Weile kam Tante Claire nochmals vom Telefon zurück und fragte Gordon: „Was soll ich denn bloß machen? Gina will sich allen Ernstes das Leben nehmen!"

Nun stand endlich Onkel Gordon selbst wutschnaubend vom Tisch auf, schritt zum Apparat und schnauzte sie an, indem er ihr brutal dieselben Dinge, die Tante Claire ihr bereits in schwächerer Dosis verabreicht hatte, an den Kopf warf.

„Nur ein einziges Wort von dir, Gordon, und unsere Ehe geht in Ordnung", soll Gina Onkel Gordon nochmals angefleht haben, wie er später berichtete. Doch er hatte nur noch die zynische Antwort für sie übrig:

„Nein, die Gefahr ist mir zu groß. Wer garantiert mir, daß du nicht eines Tages doch dem Fotsch über unsere Angelegenheiten berichtest? Wenn man eine Spionagesache übernimmt, muß man auch alle Konsequenzen daraus tragen oder von vorn herein die Finger davon lassen, wenn man ihr nicht gewachsen ist."

Solche Weisheit nützte Gina jetzt gar nichts mehr. Als sie immer weiter auf ihn einredete, ihn immer wieder inständigst bat, ihr doch wenigstens dieses eine Mal zu helfen, sie würde ihn auch niemals wieder um eine Gefälligkeit bitten, - sonst sähe sie keinen Sinn mehr in ihrem Weiterleben, - wurde Gordon ausfallend gemein: ohne Rücksicht auf die anwesende Tante und auf mich spielte er jetzt auf ihr eigenes Verhältnis zueinander an und warf ihr Gemeinheiten vor, mit denen er das Opfer seiner Verführung nun auch noch tief kränken und demütigen mußte, das er in der großen seelischen Not nun mit einer tödlichen Beleidigung vollends ins Herz treffen wollte, etwa mit den Worten in dem Sinne, was sie denn eigentlich wolle; schließlich sei sie doch auch nur das, was Fotsch von ihr halte, oder ob sie vergessen habe, was sie beide, Gordon und Gina, zusammen getrieben haben?

Ich merkte Onkel Gordon an, wie sehr er begehrte, daß Gina mit ihrem Vorhaben ernst mache und sich selbst aus der Welt und damit aus dem Wege räume. Die tote Gina wäre ihm die liebste, nachdem er der lebenden alles genommen hatte, was er aus ihr zu ziehen wußte: zuerst ihre Zuneigung, dann ihre heimliche Freundschaft, für ihn bzw. Onkel Sam, für die Shell oder Großbritanniens Spionagedienste und dies unter Einsatz ihres Körpers zu leisten, und schließlich die Lust, weiter zu leben, nachdem sie der geliebte Mann verschmäht, der frühere Freund und Auftraggeber verraten hatte.

Ich war tief erschüttert. Zwar lernte ich von Onkel Gordon keine etwa völlig neue Gesinnung oder Charaktereigenschaft kennen, aber die mir bekannte erschien jetzt in einem grellen Licht, das die Konturen haarscharf zutage treten ließ.

Warum aber um alles in der Welt war Gordon plötzlich so sehr an Ginas gänzlichem Verschwinden, an ihrem Selbstmord interessiert? Ich sollte es jetzt erfahren. Onkel Gordon deckte mit der Hand die Hörmuschel zu und rief zu uns herüber: „Sie hat uns in der Hand! Sie wird mich noch fertigmachen!“, und wurde abwechselnd blaß vor Entsetzen und rot vor Wut. Bald hatte er sich aber wieder gefangen. Durch irgend ein Schwächezeichen seiner Gesprächspartnerin war er wieder obenauf und fühlte sich selbstsicher genug, die Situation wieder zu beherrschen. Er rief in den Apparat: „Wenn es nicht so läuft, wie man will, muß man eben Gift nehmen!“, und nach ihrer kurzen Rückäußerung, die wir nicht hörten, schrie er: „Dann kann ich dir nur raten, nimm Gift!“ Damit knallte er den Hörer auf die Gabel und trat wieder zurück zum Abendbrottisch, während mir der Appetit schon längst vergangen war.

Onkel Gordon gestand nun Einzelheiten über die Vorwürfe, die er sich von Gina sagen lassen mußte und die ihn so offensichtlich in Verlegenheit gebracht hatten: Danach hatte er bereits zwei andere Menschenleben auf dem Gewissen; Gina wisse, wie die beiden Erfinder, ein Schweizer und ein Franzose, verschwunden seien, die ihm neue, kriegswichtige Erfindungen auf dem Gebiet der Waffentechnik und der Munition angeboten hatten. Nachdem Onkel Gordon im Auftrage Onkel Sams den Preis für den Ankauf dieser Erfindungen dermaßen drücken wollte, daß das Geschäft für die beiden Erfinder

indiskutabel gewesen wäre, hätten die beiden geheimnisvollen Ausländer erklärt, daß sie unter diesen Umständen ihre bedeutenden Neuschöpfungen für perfektere Menschenvernichtung Hitler und Mussolini anbieten würden. Das hätten sie nicht sagen sollen, denn es blieben die letzten Worte, die man ja von diesen beiden Männern hörte. Vom selben Tag an waren beide spurlos verschwunden.

Gina war also mindestens die Mitwisserin der näheren Umstände und wußte darum, inwiefern deren Verschwinden auf Onkel Gordons Schuldkonto zu buchen war, wenn sie nicht gar in dieser Angelegenheit als ebenso williges oder willenloses Werkzeug benutzt wurde, wie sie auf den rumänischen Großindustriellen angesetzt war, dessen Geheimnisse aus der rumänischen Wirtschaft, aus den Staatsangelegenheiten und internationalen Konferenzen sie sich ausplaudern zu lassen verstand.

Nach kaum 10 Minuten rief Gina erneut an, um nun von uns endgültig Abschied zu nehmen und uns ein letztes Lebewohl zu sagen.

Zuletzt fragte sie, ob ich anwesend sei, da sie auch mich selbst noch einmal sprechen und sich von mir verabschieden wollte. Ich durfte an den Apparat, Onkel Gordon paßte aber genau auf, was ich sagte, oder, vielleicht noch wichtiger, daß ich nicht nach näheren Einzelheiten über den eben angedeuteten Fall mit den verschwundenen Erfindern fragte.

Gina sagte mir auf Wiedersehen, weil sie aus dem Leben scheiden wolle; warum, das wüßte ich ja wohl als Vertraute meines Onkels. Sie riet mir aber, mich weiterhin so zurückhaltend zu verhalten und jede Spionagetätigkeit zu vermeiden. Ich würde ja nun sehen, wohin so etwas führe und wie es einem gedankt würde.

Eigentlich hätte sie mich bitten wollen, sagte sie, daß ich mit Fotsch spreche, um dieses furchtbare Mißverständnis aus dem Wege zu räumen, als daß sie die böse Verleumdung ihr unbekannter Quelle noch immer betrachte. Aber das hätte kaum noch Sinn, denn einmal wisse sie ja, daß ich in einem goldenen Käfig sitze und nicht einmal frei telefonieren könne, wie ich wollte, und hierfür nicht das Haus verlassen könne. Bis ich aber einmal von Köln aus mit Fotsch in Paris sprechen könne, sei es längst zu spät für sie. Auch würde ich es wohl

nicht dürfen, da es Onkel Gordon gar nicht wolle, daß das Mißverständnis aufgeklärt wird.

„Vergiß mich nicht, und nun lebe wohl, Raymonde!"

Das waren ihre letzten Worte, die sie an mich richtete. Ich mußte meine Tränen hinunterschlucken und konnte nicht sprechen. Ich wurde mir so richtig meiner eigenen Ohnmacht und der Hilflosigkeit auch meiner Situation bewußt.

Dann wünschte Gina nochmals meine Tante zu sprechen und sagte auch ihr noch einmal auf Wiedersehen. Tante Claire hatte nur ein höhnisches Lächeln übrig und sagte hinterher zu uns: „Das wird sie ja doch nicht machen. Sie will uns nur dazu bringen, mit Fotsch zu sprechen, um sie wieder zusammenzuführen." Ob Tante Claire wirklich so dachte, nicht an Ginas Selbstmordabsicht glaubte oder so nur ihr eigenes Gewissen beschwichtigen wollte? Oder wollte sie vor mir den Selbstmord bagatellisieren?

Am nächsten Morgen wurde bei uns angerufen. Ich glaubte mich zu erinnern, es war von Ginas Mutter. Man hatte Gina tot in ihrem Bett aufgefunden. Sie hatte eine Flasche Sekt geleert und dann den Gashahn aufgedreht. Jede Hilfe kam zu spät. Auf einem hinterlassenen Zettel hatte sie noch gebeten, Collings anzurufen und ihnen zu melden, daß sie den Selbstmord ausgeführt habe.

Ein zufriedenes Aufatmen ging von Onkel Gordon aus! Er hatte die Sache wieder einmal wunderbar gelöst, ohne daß irgendein Verwandter etwas davon wußte oder merken würde und ohne daß er sich selbst dabei die Finger beschmutzte. Nur Onkel Sam würde er es berichten, und der würde über diese elegante Lösung zufrieden sein und ihm Dank zollen. Es war doch alles wunderbar gelaufen: Man hatte die beiden erfolgreich auseinandergebracht. Mehr noch, Gina war sogar als Mitwisserin, die einmal gefährlich werden konnte, überhaupt nicht mehr existent. Aus und vorbei, o.k.

Ich war völlig mit meinen Nerven fertig. Mir war klar, Onkel Gordon hätte genauso skrupellos auch mich fallen lassen oder gar beseitigt, wenn ich mich auf die Spionagetätigkeit eingelassen hätte. Ich bin heute noch froh darüber, daß ich mich bald darauf von der Familie habe trennen können, weil ich als eine, die zuviel wußte,

möglicherweise mit einem gleichen oder ähnlichen Schicksal habe rechnen müssen.

Tagelang konnte ich Onkel Gordon nicht ansehen und mochte ihn nicht ansprechen. Er aber zeigte ein zufriedenes Lächeln, weil sich diese Mitwisserin selbst aus dem Wege räumte und ihm nicht mehr gefährlich werden konnte. Daran erkannte ich, wie berechtigt der Vorwurf Ginas gewesen sein muß, daß auch die beiden anderen Menschenleben bereits auf sein Konto gingen.

Und Tante Claire? Sie lächelte nur kaltherzig. Nichts Menschliches schien den beiden mehr eigen zu sein, als allzumenschliche, minderwertige Charakterzüge und Beweggründe. Ich konnte beide nur noch verachten. Wie konnte ich nur in diese Familie geraten?

Mein Vater war 45 Jahre alt, als ich geboren wurde, er war nach dem ersten Weltkrieg Mitte 50 und konnte sich nicht mehr hocharbeiten. Arm an irdischen Gütern war er, aber reich an menschlicher Güte und an vornehmem Charakter. In guter Absicht legte er mir 1917 nahe, bei Onkel Gordon und Tante Claire zu bleiben, die mir bestimmt mehr bieten könnten als er. Inzwischen war mein Vater jedoch 1935 verstorben. Meine Mutter heiratete ein zweites Mal in Siebenbürgen und auch sie sah ich niemals wieder. Der Stiefvater stieß im nächsten Krieg an einem ungesicherten Bahnübergang in seinem Wagen mit einem deutsche Wehrmachtszug zusammen und verunglückte hierbei tödlich.

Mein Vater hätte gewiß nichts verstanden, wenn ich ihm von den Intrigen und Machenschaften erzählt hätte. Ein aufrechter Mensch, der mit solchen Dingen nichts zu tun hatte, kann diese kaum für möglich halten. Wenn ich ihm meine Erlebnisse geschildert und ihn gebeten hätte, deshalb lieber in die bescheidenen Verhältnisse der ungarischen oder rumänischen Verwandtschaft zurückzuwollen, als weiterhin in meinem jetzigen, von Charakter- und Gesinnungslosigkeit gekennzeichneten Wohlstand zu verbleiben, er hätte es mir vermutlich nicht abgenommen. Vielleicht hätte er meinen Bericht für Hirngespinste, jugendliche Träumereien oder für nach dem Lesen zu vieler Kriminalromane auftauchende Phantasiegebilde gehalten.

Ja, ich gebe zu, fast mochte ich selbst nicht an die Wirklichkeit glauben und zweifelte manchmal daran, ob es wirklich alles wahrhaf-

tig war, was sich um mich herum tat. Aber Gina war und blieb tot. Ein etwa dreißigjähriges junges, blühendes Leben war beendet, hatte sich selbst ausgelöscht. Hatte sich zum Opfer gebracht - für wen? Weswegen? Was hatte ihr Tod für eine Bedeutung? Welchen Sinn besaß ihr kurzes Erdenleben? War es durch ihren Spionageauftrag wirklich erfüllt, war das Ergebnis ihrer Spionagetätigkeit ihr Menschenleben wert? Waren ihre Informationen kriegsverkürzend, erhielten sie etwa Bataillonen von Soldaten das Leben, oder war Gina ein nutzlos zertretenes Menschenleben, das so sinnlos verlosch, wie eine Bombe wahllos zehn, tausend oder hunderttausend Menschenleben mit einer Explosion, mit einer in wenigen Sekunden ablaufenden Kettenreaktion auslöschen kann? Auf keine meiner vielen Fragen werde ich je eine Antwort bekommen. Wer sollte sie mir auch beantworten können. Soweit der Sachverhalt überhaupt menschlicher Beurteilungsmöglichkeit unterlag, nur einer: Onkel Sam!

Wer war an Ginas Lebensende schuld? Onkel Sam, Onkel Gordon? Inwieweit war i c h mitschuldig geworden? Was hätte ich von Ginas erstem Anruf an tun können oder unverzüglich tun müssen, um zu versuchen, dem weiteren Ablauf der Dinge eine andere Richtung zu geben, um Gina neuen Lebensmut einzuhauchen, um ihrem Leben einen neuen Inhalt zu geben, um sie aus der Gefangenheit ihrer Situation zu lösen? Hätte ich versuchen sollen, auf Onkel Gordon und Tante Claire einzuwirken, um einen Gesinnungswandel zu erreichen? Hatte ein solcher Versuch Erfolgschancen? Hätte ich als Siebenundzwanzigjährige vermocht, in dieser Familie einen Skandal zu inszenieren, lauthals wider den Stachel zu löcken, zu protestieren? Hätte ich Gina retten können, in jenen Minuten, in denen es entscheidend darauf ankam? Welchem Leben hätte ich sie erhalten? Einem solchen der ständigen Angst vor Verfolgung und Beseitigung, der Angst vor weiteren „Mißverständnissen“ und Verleumdungen, vor Auseinandersetzungen mit ihrem künftigen Mann, der zunächst im Rausch der Flitterwochen alles verzeiht, dann aber nie vergißt und die Trumpfkarte „Vorleben“ jederzeit präsentieren kann?

Auch diese Fragen beschäftigen mich viele Jahre. Heute weiß ich verschiedene mögliche Antworten, die ich in den bangen Stunden jenes Abends im Jahre 1937 noch nicht wußte. Sicher weiß ich aber

das Folgende: An der Autorität Onkel Sams vermochte ich nicht zu rütteln, an der Macht auch nicht. Hätte ich mich wider diese Macht gestellt, wäre ich zerschellt, aber der Macht hätte ich kein Haar zu krümmen vermocht. Ich war dieser Macht sehr nahe gekommen, Gina aber zu nahe - sie ist an ihr verbrannt.

Traf Gina selbst daran eine Mitschuld? Hatte sie irgendwann einmal mit vollem Bewußtsein vor der Alternative gestanden, selbst zu entscheiden, ob sie nach dem Zuckerbrot der Annehmlichkeiten greifen sollte, nach dem Modesalon, nach Onkel Sams Salären und dem Amüsement mit einflußreichen Männern, oder auf das alles zu verzichten und sich mühsam von ihrer Hände Arbeit zu ernähren? Hatte Gina bei ihrer Entscheidung die drohende Peitsche im Hintergrund übersehen, die als Geißel früher oder später auf jeden niederfährt, der sich dem Metier der Spionage widmet? War sie bewußt das Risiko eingegangen, oder war sie als ahnungsloser junger Mensch verführt worden? Wie auch immer die zutreffende Antwort lauten mag: Gina war nun tot.

15. Kriegsschäden und Wiedergutmachung

Elf Millionen Tote und dreizehn Millionen Krüppel, nicht erfaßt die Zahl der aus ihrer Heimat Vertriebenen, der gebrochenen Existenzen und getrennten oder zerbrochenen Familien, - das war das Ergebnis des ersten Weltkrieges, was den Menschen betrifft. Die entsprechenden Zahlen des zweiten Weltkrieges beliefen sich 25 Jahre später auf ein Mehrfaches. Dagegen pflegen Volkswirtschaften, Industrien, der Stand der Wissenschaft und Forschung durch Kriege zu profitieren. Mithin verbleibt der Verlust, der eigentliche Kriegsschaden, im menschlichen Bereich, in der Familie, im Volke.

Wie sinnlos nimmt sich da ein Wort wie „Schadensersatz" oder „Wiedergutmachung" aus. Kann man überhaupt einen Schaden je wiedergutmachen? Die menschlichen und juristischen Rechtsnormen betrachten als Schadenswiedergutmachung die Herbeiführung des früheren Zustandes, gleich als wäre das Schadensereignis nie eingetreten. Der Jurist spricht von einer Unmöglichkeit der Wiedergutmachung, wenn die Fehlhandlung nicht mehr revidiert werden kann.

Ich halte jede Wiedergutmachung für eine Utopie, da sie zwei Komponenten außer acht lassen muß: die Zeit und das Leben. Mithin ist eigentlich jede Wiedergutmachung unmöglich, denn das Leben läßt sich nicht wiederherstellen, die Zeit nicht zurückschrauben, ja nicht einmal anhalten.

Wie wollte man beispielsweise den Schaden „ersetzen", wenn der Krieg einem Elternpaar die Söhne, einer Familie den Ehemann und Vater, einem jungen Menschen seine Beine, sein Augenlicht oder Funktionen seines Gehirns raubte?

Was wiegt überhaupt ein Menschenleben in unserer Gesellschaft? Wir wissen, in seine chemischen Bestandteile zerlegt, wenige Mark und einige Pfennige. Im übrigen aber schwankt kaum ein Wert so wie die Bewertung des Menschen durch den Menschen. Einige Beispiele aus dem traurigen Alltag unserer Generation:

Einerseits werden Millionen Dollar zur Ausbildung eines Düsenjägerpiloten, eines Astronauten oder U-Boot-Kapitäns aufgewandt, andererseits werden Millionen Menschenleben in großen und kleinen

Kriegen und Bürgerkriegen erschossen, aus ihrer Heimat vertrieben oder dem Erfrierungstode preisgegeben.

Hier wird zur Erhaltung eines Menschenlebens ein Team von Professoren, ein Millionenkapital an medizinisch-technischen Geräten für eine Organtransplantation eingesetzt, dort läßt man Millionen Menschenleben verhungern.

Hier kommen Bevölkerungsteile vom Ausmaß ganzer Einwohnerschaften mittlerer Städte durch unzureichende Versorgung mit Straßen, mit unfallsicheren Fahrzeugen und mobiler Unfallhilfe jährlich, täglich um, dort bietet man Milliardenwerte an technischen Einrichtungen, Schiffsflotten und Flugzeuggeschwadern, Zigtausende Menschen auf, um drei Menschen zum Mond zu schießen und wieder aus dem Pazifik zu fischen.

Einmal wird jemand, der um ein paar Mark willen einen alten Rentner ermordete, lebenslänglich eingesperrt, ein anderes Mal bekommt der rücksichtslose Kraftfahrer, der grob fahrlässig mit dem gefährlichen Automobil Unschuldige tötete, eine „Kavaliersstrafe" von einigen Wochen, zur Bewährung ausgesetzt, als ob der Tod durch einen Jaguar oder Porsche wohltuender ist als durch Revolver oder Pistole.

Die Nazis nahmen den Juden wegen eines ermordeten Diplomaten eine Million RM ab, Israel zerstörte wegen eines getöteten Passagierfluggastes 13 Düsenverkehrsflugzeuge im Werte von rund 150 Millionen Mark.

Hinsichtlich so erheblicher „Preisunterschiede" ist ein „Preisvergleich" schwierig, und es bleibt die Frage offen: „Welchen Wert besitzt ein Menschenleben?", wie die Frage: „Wie kann der Verlust eines Menschenlebens wiedergutgemacht werden?"

Ebenso unlösbar erscheint das Problem der Wiedergutmachung in zeitlicher Hinsicht. Wie kurios fallen diesbezüglich Gerichtsurteile aus! Nur selten sind die Gerichte so großzügig, die Zeit als Multiplikatoren eines Wertes bei der Berechnung der wiedergutzumachenden Schadenshöhe mit zu berücksichtigen, wie im Falle eines vom Lande Baden-Württemberg treuhänderisch erwiesenermaßen schlecht verwalteten Unternehmens: Hier berücksichtigte das Urteil schließlich, welche Umsätze und Gewinne diese Unternehmung bei besserer Un-

ternehmensleitung im Laufe der Jahre erzielt haben könnte. Gemeinhin aber werden die nur möglichen, vermutlich zu erwarten gewesenen und alle indirekten Schadensfolgen nicht berücksichtigt, sondern allenfalls eine Verzinsung von 4%, also nur ein Ausgleich für den fortgesetzten Kaufkraftschwund zugesprochen, während z.B. amerikanische Kapitalanlagen sich in zwei Jahren mitunter verdoppeln.

Ein Student wurde unfallgeschädigt, als er bereits mit der Anfertigung seiner Diplomarbeit befaßt war. Nach einem halben Jahr Krankenlager trat infolge der Familienverhältnisse für ihn die Unmöglichkeit ein, sich ein neues Diplomthema stellen zu lassen, sich erneut einer Staatsprüfung zu stellen. Er erhielt für die Sachschäden, Krankenlager, Schmerzensgeld und Zeitverlust ganze DM 400,--, da ihm noch kein Gehalt entginge. Das Gericht ließ die Tatsache unberücksichtigt, daß dem Geschädigten nicht nur dieses halbe Jahr später, zur Zeit seines höchsten Einkommens, fehlen wird, sondern daß der fehlende akademische Grad ihn nun lebenslänglich benachteiligt.

So übersieht die deutsche Rechtssprechung den Zeit-Begriff geflissentlich, vielleicht, weil uns Menschen, die wir weder nach Zehntelsekunden wie die Sportler, noch nach Lichtjahren wie die Astronomen, noch nach Arbeitszeitverkürzungsstunden, wie die Gewerkschafter zu rechnen pflegen, die Zeit wie eine unbekannte Dimension erscheint. Daher kommt sie uns einmal unendlich lang, einmal kurzweilig vor. Fliegen wir jedoch über den Wolken mit der Sonne oder gegen sie, verlieren wir bald jedes Zeitgefühl, ähnlich einer in Dunkelhaft eingesperrten Person ohne Uhr und Kalender.

So kann man auch die Zeit mißbrauchen und mittels der Zeit Unrecht tun. Sei es durch strafrechtlich nicht erfaßten Zeitdiebstahl, indem man andere warten läßt, sei es durch die Verzögerung in der Rechtsprechung. Auch die mehrjährige Prozeßdauer führt zu grobem Unrecht trotz eines Urteilsspruches, der einen Schaden angeblich wiedergutmachen, ein gestörtes Rechtsverhältnis wieder heilen soll.

Wie soll aber, wie kann je ein als KZ-Aufseher zum Mörder gewordener Mensch den Schaden wiedergutmachen, an der vorsetzlichen Tötung von Abertausenden von Mitmenschen schuldig geworden zu sein? Jedenfalls ist ein befristeter Freiheitsentzug als „Sühne“ noch längst keine Wiedergutmachung. Ist eine Blutschuld überhaupt

je mit einer Freiheitsstrafe zu sühnen? In welchem Verhältnis steht die Freiheitsstrafe für tausendfachen Mord zu der eines kleinen, rückfällig gewordenen Einbrechers, der mit Freiheitsentzug bestraft wird, weil er für seine Familie Lebensmittel stahl, - während beispielsweise staatsbeamtete Volljuristen, die ihre Mitbürger wegen Abhörens eines ausländischen Radiosenders, Weitererzählens eines politischen Witzes, Diebstahls von Lebensmittelmarken, wegen eines Freundschaftsverhältnisses mit einem Kriegsgefangenen oder ähnlicher Bagatellen „im Namen des Volkes" zum Tode verurteilten, sich hierbei im „Strafrechtlichen Verbotsirrtum" befunden haben sollen und deshalb heute schuldlos und straffrei weiterhin über Recht und Unrecht entscheiden dürfen und wiederum „im Namen des Volkes" meinen Recht sprechen zu können?

Es heißt, der deutsche Staatssekretär Conrad Ahlers soll, als er von der Regierung, für die er später tätig war, verfolgt wurde, vor Redakteuren von Schülerzeitschriften doziert haben: „Die deutsche Justiz ist das korrupteste System organisierten Unrechts." Daß sich die Justiz allgemein in einer Krise befindet, ist aber eine internationale Erscheinung wie die internationale Unzufriedenheit der Jugend über die Ergebnisse einer Unrechtsprechung. So nimmt es nicht wunder, daß Kriegspolitik, Bildungsnotstand und Justiz-Krisen begründeten Anlaß zum Protest der akademischen Jugend rund um den Erdball bieten. Die Justizkrise ist eine weltweite, eine internationale, wie das Recht und das Unrecht internationale Größen darstellen.

Die Nachkriegsgerechtigkeit endete schließlich in neuem Unrecht, obwohl sie die am Kriege und an den Kriegsverbrechen tatsächlich Schuldigen hätte feststellen und sie zur menschenmöglichen Wiedergutmachung des Schadens hätte verurteilen können. In Deutschland gipfelte sie darin, daß man - allein auf deutscher Seite - die Hauptschuldigen henkte, die schuldig gewordenen Großen bald wieder laufen ließ, und nur die mitschuldig gewordenen Kleinen sperrte man ein oder ließ sie Jahrzehnte lang auf eine Aburteilung warten, so daß sie ihr weiteres Leben in Furcht, ihre Familien in ständiger Angst zubringen mußten, weil interessierte Mächte das Belastungs- und Beweismaterial vorsätzlich zurückhielten; nur jeweils die Dossiers desjenigen wurden freigegeben, der sich politisch betätigte und seine

Schuld aktiv abarbeiten wollte oder wegen Zeitablaufes und juristischer „Verjährung" auf die Nachsicht des Vergebens und Vergessens rechnete.

An den Millionen Toten, an den Geschädigten oder vertriebenen Familien kann nichts wiedergutgemacht werden im Sinne einer Schadensbeseitigung. Wohl hätte man sich aber bemühen können, den überlebenden Betroffenen oder Hinterbliebenen die ihnen durch ein oft ungerechtes Geschick zugefallene besondere Last zu mindern. Auch diese Sternstunde einer neuen internationalen Gerechtigkeit und eines wahrhaften Lastenausgleichs wurde ebenso versäumt wie ein nationaler Lastenausgleich beispielsweise innerhalb Deutschlands. Außer der Sprachschöpfung des Wortes blieb der Lastenausgleich selbst ein Torso, ein untauglicher Versuch.

Über den sogenannten Lastenausgleich sind viele hinweggestorben, bevor sie ihn erhielten. Nie erreichte er die Höhe eines gerechten Ausgleichs, einer Neuverteilung des Vorhandenen an die durch Zufall Besitzenden und an die durch Zufall Besitzlosen, etwa in Relation der Vorkriegsbesitzverhältnisse. Das 131er Gesetz bevorzugte nur eine bestimmte Bevölkerungsgruppe. Die Masse der Flüchtlingsbevölkerung ist sozial und gesellschaftlich schlechter gestellt, und die überlebenden Kriegsopfer und Hinterbliebenen marschieren am Ende der deutschen Subventions- und Unterstützungsempfänger und warten vergeblich auf den „Dank des Vaterlandes". Die Sparer wurden im Verhältnis 100:6,5 zur Kasse gebeten, während die Sachwertbesitzer durch Neubewertung ihres Besitzes ihr Vermögen aufwerteten.

Mithin hat es den Anschein, als ob die schadensersatzberechtigten Opfer und Hinterbliebenen der Rassenverfolgung die einzigen sind, die bevorzugt und großzügig mit Wiedergutmachungsleistungen bedacht wurden. Auf diese Weise aber wird ein neuer Antisemitismus gezüchtet wie durch eine Rechtsprechung und Stellenbesetzung, die wiederum nicht frei ist von rassistischen Vorurteilen. Die gegenwärtige deutsche Rassenpolitik erscheint vom Extrem der Nazi-Ära in ein gegenteiliges Extrem zu verfallen. Es ist erstaunlich, daß das sonst intelligente deutsche Volk oft solchen Extremen huldigt und kein Fingerspitzengefühl, keinen Kompaß für den goldenen Mittelweg zu besitzen scheint. Konkreter ausgedrückt, es ist befremdlich, daß die

deutschen Richter und Verwaltungsbeamte offenbar nichts dazugelernt haben, aber auch das deutsche Volk nicht, weil es sich solche Manipulationen widerspruchslos gefallen läßt.

Angesichts dieser Sachlage wundert es nicht, daß es Menschen gibt, die sich dieser Tendenz zu bedienen wissen und die westdeutsche Wiedergutmachungsbereitschaft für ihre Zwecke zu nutzen verstanden. Neues Unrecht trat an die Stelle des alten, so wenn vor dem Krieg ordnungsgemäß verkaufte Werte jetzt nochmals bezahlt werden mußten oder enteignet wurden, oder wenn man sich rechtmäßig verkaufte, durch Verbringen gerettete oder überhaupt nie vorhanden gewesene Werte „ersetzen" ließ.

Besonders geschickt, aus der deutschen Wiedergutmachung Kapital zu schlagen, waren nicht nur die Anwälte, die sich etwa ein Fünftel der westdeutschen Wiedergutmachungsleistungen in die eigenen Börsen zu leiten verstanden, - sofern sie nicht insbesondere bei rein fiktiven Wiedergutmachungsforderungen auf Halbe-Halbe-Teilung des erzielten Erfolges bestanden, - sondern auch diejenigen, die sich doppelt zu sanieren wußten, wie zum Beispiel... mein Onkel Gordon aus dem Hause Samuel.

Ich erwähnte bereits, daß nach den Wehrmachts-Generälen und den deutschen Blitzmädeln die SS Collings Brüsseler Luxuswohnung bezog. Während der Wehrmachtsgeneral Schörner deutsche Frontsoldaten, die sich etwa eigenmächtig in Feindesland eines Huhnes bedienten, standrechtlich erschießen ließ und so für Ordnung in der Truppe und Verzicht auf privates Beutemachen im Stile mittelalterlicher Landsknechthaufen sorgte, plünderten die SS-Besatzer Collings Wohnung radikal leer. Jeder nahm mit, was ihm gefiel. Kein Gemälde, kein Teppich war mehr vorhanden, die mit Brillianten und Rubinen besetzten kleinen Buddha-Figuren gingen mit, die gesamte Garderobe meiner Pflegeeltern. Die in indischen Truhen aus Zedernholz untergebrachten zahlreichen Pelze meiner Tante wurden entnommen. Schließlich wurde selbstverständlich der gesamte Weinkeller geleert und waren die Teekisten aus Ceylon erbeutet.

Zuletzt marschierten die Alliierten in Brüssel ein. Diesmal waren es Kanadier, die in Collings Wohnung eingewiesen wurden, bevor man gewahr wurde, daß sie leergeplündert war. Aus Ärger über die

geräumte Wohnung, die den Kanadiern nicht einmal mehr ausreichend Schlaf- und Sitzgelegenheiten bot, veranstalteten sie innerhalb der Wohnung ein Wettschießen. Ihre Ziele stellten die Gobelins dar, die restlichen Kronleuchter und das fest eingebaute Mobilar, das die SS-Leute nicht mitführen konnten oder mochten.

Nach dem Kriege betraten also Onkel Gordon und Tante Claire eine leere und kaputt geschossene Wohnung. Nur meine beiden Briefe an Onkel Gordon überlebten das Inferno und wurden „gerettet", doch leider von falschen Händen. Onkel Gordon richtete nun seine Schadensersatzansprüche einmal an den deutschen Staat, zum anderen aber auch an die kanadischen Behörden. Beiden gegenüber konnte er „Beweise" über die Schadensverursachung erbringen, von beiden die Wiedergutmachung des Gesamtschadens erfolgreich beantragen und vereinnahmen, wie meine Tante Claire nach dem Kriege ihrer Schwester mit sichtlichem Stolz über die Cleverneß ihres Mannes berichten konnte. Der von beiden kriegführenden Parteien kassierte doppelte Schadensersatz setzte sie instand, sich nun bei Los Angeles einen pompösen Luxus-Bungalow zu erwerben und nach eigenem Geschmack kostbar auszustatten.

* * *

Eine andere Kategorie von Mitbürgern gefällt sich als „Nazi-Verfolgte", wieder eine andere als die Helden, den tatsächlich Nazi-Verfolgten angeblich Schutz und Hilfe gewährt zu haben. Hierfür zwei bezeichnende Erlebnisse für viele:

Im Jahre 1935 lernte ich in Thüringen den Inhaber eines Industriebetriebes aus Halle an der Saale kennen und schätzen. Er besaß einen vorehelichen Sohn, den Filmschauspieler Gustav F., der erst mit der Jüdin Gitta A., später mit Lida B. verheiratet war, und einen in Danzig geborenen ehelichen Sohn René, der Professor der Philosophie wurde - Herr K. hätte es gern gesehen, wenn ich seinen Sohn René geheiratet hätte. Seine Zuneigung zu mir beruhte, wie er mir sagte, u.a. darauf, daß ich diesem Sohn in mancher Hinsicht, in Anschauungen und Äußerungen ähnlich sei. War ich nicht seine Tochter, sollte ich wenigstens seine Schwiegertochter werden. Herr K. wollte unser

Zusammenkommen aber auch deswegen fördern, wie er mir offen gestand, weil René eine jüdische Freundin besaß, und das war dem Vater zuviel des Guten, nachdem bereits sein erster Sohn eine Jüdin geheiratet hatte. Herr K. setzte also alles daran, daß ich seinem Sohn begegnete, damit wir uns kennenlernen und heirateten. Aber eine solche Zusammenkunft hat sich niemals ergeben, da sein Sohn sehr bald darauf als noch recht junger Professor der Philosophie den Ruf auf einen Lehrstuhl der Universität in Zürich erhielt und ihm Folge leistete. Auch während des Krieges bekleidete er diesen Lehrstuhl.

Zu meiner Überraschung lud mich nun mein Mann vor wenigen Jahren zum Besuch eines Vortrages im Amerika-Haus einer norddeutschen Stadt ein, und der Redner war - Professor René K. Noch größer war jedoch mein Erstaunen, als sich dieser als während der vergangenen Epoche von den Nazis Verfolgter ausgab, während er sich meines Wissens seit 1936, unverfolgt in Amt und Würden, in der friedlichen Schweiz aufhielt, ohne daß je bekannt wurde, die Nazis hätten auch dort Personen verfolgt.

Bei einem Berliner Stadtplaner Professor E. lernte mein Mann eine tüchtige Stadtplanerin namens Rita G. kennen, deren Vater ein Jude, deren Mutter eine Nichtjüdin war. Sie bewohnte am Kurfürstendamm eine Wohnung. Materiell ging es ihr nicht schlecht, zumal sie fast bis zum Kriegsende auf Veranlassung ausländischer Bekanntschaft von ungarischen Hilfsorganisationen laufend Lebensmittelpakete geschickt bekam. Wegen ihrer in den Augen der deutschen Behörden fehlenden Rassereinheit verlor sie aber Lohn und Brot.

Mein Mann hatte in Stettin viel Arbeit und fragte mich eines Tages, was ich dazu meine, wenn er die Rita G. als Mitarbeiterin anforderte und dabei den Behörden gegenüber verschwiege, daß sie eine Halbjüdin sei. Ob auch ich dazu schweigen und ihm niemals daraus einen Vorwurf machen würde, falls sein Vorhaben schief ginge, auch wenn es für unsere Familie Nachteile mit sich bringen würde. Ich sagte ihm dies zu. Weiter fragte mich mein Mann, ob ich Rita hin und wieder unterstützen würde. Auch hierzu erklärte ich mich bereit und wir nahmen Rita G. ab und zu bei uns auf und bewirteten sie, da sie vorsichtshalber viel unterwegs war und viel reiste. Nochmals machte mich mein Mann ernstlich und eindringlich auf das Risiko aufmerk-

sam, das wir beide eingingen, und auf die möglichen schwerwiegenden Folgen, wenn es herauskäme, daß er wissentlich die rassische Abstammung verschwiegen und zum unrichtigen Ausfüllen des Personalbogens geschwiegen hätte. Ohne zu zögern blieb ich bei meinem Ja und willigte ein. Mein Mann bewirkte dann tatsächlich die Beschäftigung der Rita G. aus Berlin bei der Regierung in Stettin. Lange Zeit war sie dort tätig, behielt aber sicherheitshalber die Berliner Wohnung bei.

Im August 1943 wurde auch mein Mann eingezogen und im Januar 1944 sollte ich mit meinen Kindern aus Stettin nach Ostpreußen evakuiert werden, zog es aber vor, ins Städtchen L. meiner Thüringer Waldheimat zu reisen. Hier war ich mit dem Oberbürgermeister Kupries befreundet. Er war ein sogenannter „Alte Kämpfer", also langjähriges Parteimitglied der NSDAP, aber ein Mann mit Herz und Gewissen. Viele Juden und Halbjuden hatte er in seinem Ort aufgenommen und dafür gesorgt, daß sie unterstützt wurden, Bezüge erhielten und so fort. So wagte ich es, ihm auch hinsichtlich unseres Stettiner Schützlings Rita G. reinen Wein einzuschenken und ihm die wohlwollende Zustimmung abzunehmen, mit für sie zu sorgen und sie zu beschäftigen.

Kupries sagte auch zu und wußte bald eine Verdienstquelle für sie: Infolge der Evakuierung aus den Großstädten war es in L. sehr beengt geworden. Behelfsheime sollten daher zusätzlich Unterkunftsraum bieten, und hierbei sollten die Pläne der Rita G. verwandt werden, obwohl man derartige Entwürfe vielleicht auch für andere Lager hätte verwenden können. Es wurden auch einige Behelfsheime nach ihren Plänen errichtet, wenngleich sie selbst nie nach L. kam. Ich blieb aber bis Kriegsende mit ihr im Schriftwechsel.

Groß war meine Überraschung, als ich vor Jahren in einer Zeitung las, daß eine Berliner Schriftstellerin vom damaligen Oberbürgermeister Brandt geehrt wurde, weil sie den ganzen Krieg hindurch die naziverfolgte Halbjüdin Rita G. aufgenommen und bei sich versteckt hätte. - Der Zufall wollte es, daß ich bei einer Zusammenkunft des Bundes der Verfolgten des Naziregimes in Straßburg am Kalten Buffet im Kreise einer Berliner Reisedelegation eine auffällig artikulierende Frau hörte, die sich, in von der weiten Reise offenbar etwas

mitgenommener Bekleidung, als „Heldin Nr. 1 aus Berlin" feiern ließ, weil sie die bekannte Beschützerin der Rita G. gewesen sei.

Ich erlaubte mir den Einwand: „Der Held steht wohl eher hier, gnädige Frau", und wies auf meinen Mann. „Er war es, der Rita G. bei der Regierung eine Arbeit verschafft und dabei verschwiegen hatte, daß sie eine Halbjüdin ist. Wenn das herausgekommen wäre, wäre mein Mann vermutlich im KZ gelandet, wegen meines Mitwissens vielleicht auch ich. Jedenfalls lebte Rita G. nicht in Ihrem Versteck." „Wer sind Sie eigentlich?", fragte mich die Heldin, „Mein Mann ist Herr X., falls Ihnen der Name etwas sagt", gab ich zur Antwort. Nach einem Weilchen der Verlegenheit kam etwas kleinlaut die Erwiderung: „Ja, das besagt mir etwas."

Die anwesenden Berliner waren leicht betroffen. Teils bestätigten sie den übrigen Anwesenden unaufgefordert, daß die Beschäftigung einer Halbjüdin im öffentlichen Dienst, noch dazu bei der Regierung, meinen Mann Kopf und Kragen hätte kosten können, zum anderen waren sie darüber befremdet, daß eine kleine lieb gewordene Berliner Story hier in Straßburg ihr jähes Ende gefunden hatte.

Die Schriftstellerin war nur noch recht klein. Ursprünglich wollte sie im Europa-Haus eine angekündigte Rede halten, diese fiel aber aus. Vermutlich hatte unsere Anwesenheit ihr das Konzept verdorben. Die vorgesehene Rednerin war kaum noch zu sehen, grüßte mich aber fortan ehrerbietig, wenn sie mir begegnete, als hätte ich ihre Heldenwürde übernommen, ohne daß das in meiner Absicht lag.

Was lag wohl dieser Helden-Story zugrunde? Offenbar hatte die Schriftstellerin mit Rita G. abgesprochen, gemeinsam der Öffentlichkeit weiszumachen, sie habe Rita bei sich versteckt. In Wirklichkeit wohnte sie selbst in der Wohnung der Rita G. Sie hatten sich erst gegen Ende des Krieges kennengelernt, wie ich in einem Brief von Rita G. las. Die öffentliche Ehrung der beiden, die sich gegenseitig zu diesem „Heldentum" verhalfen, sollte wohl ihr Image heben, der einen als Schriftstellerin, der anderen als Abgeordnete einer Partei und Bedienstete beim Berliner Senat. Aber mein gutes Gedächtnis, mich an Ritas Brief erinnert zu haben, zerstörte ihnen dieses Kartenhaus.

Möchte-gern-Helden lassen sich feiern. Meinem Mann wäre es jedoch nicht im Traum eingefallen, sich wegen seiner - für einen Christen eigentlich selbstverständlichen - Hilfe am Nächsten etwa lobpreisen zu lassen. Ebensowenig wurde etwa dem Bürgermeister Kupries seine menschenfreundliche, daher auch nicht judenfeindliche Amtsausübung im thüringischen L. gedankt. Von der östlichen Siegernation wurde er selbstverständlich nur als „Alter Kämpfer" behandelt, denn auch dort dürfen wieder nur diejenigen Nazis tätig sein, die die Obrigkeit wünscht; die anderen wurden verfolgt oder beseitigt. Wie gleichen sich doch Ost und West!

Die Nazis bestimmten, wer Jude ist, die östlichen Machthaber, wer Nazi ist, die westlichen Behörden, wer rechts- oder linksextrem ist; wer genehmigt, geduldet oder verboten wird, oder wer als Querulant ins Irrenhaus gesperrt oder mittels Gerichtskostenrechnungen existenziell vernichtet wird.

Dabei wäre auch Bürgermeister Max Kupries zu den tatsächlichen kleinen Helden zu rechnen. Denn auch er riskierte Kopf und Kragen. Die Wohltaten seiner großzügigen Gesinnung und Menschenfreundlichkeit gegenüber verfolgten jüdischen Mitbürgern hatten einen solchen Umfang angenommen, daß sie sich bis Berlin herumsprachen und die Kenntnis hiervon wurde in Form einer Flüsterpropaganda weitergereicht.

In Berlin drang die Kunde auch ans Ohr des aus Düsseldorf stammenden Chemikers Erich Giesenow, der als Halbjude mit der Nichtjüdin Hanni Giesenow verheiratet war. Auch er hatte in seinen Personalangaben die jüdische Hälfte seiner damals obligatorischen „Ahnentafel" verschwiegen. Es wäre noch alles gut gelaufen, hätte er nicht einen sehr freien Lebenswandel geführt; zwar nicht mit mehreren Feundinnen gleichzeitig, dafür mit vielen nacheinander. Zu denjenigen, von denen er sich trennte, um einer neuen Bekanntschaft seine Gunst zu schenken, gehörte auch eine Dame, der er unvorsichtigerweise seine verwundbare Lindenblattstelle, sein Personalgeheimnis anvertraut hatte. Sie glaubte den Trennungschmerz nur dadurch mildern zu können, indem sie ihren ehemaligen Freund Giesenow bezüglich der ihr bekannten, den Behörden verschwiegenen nichtarischen Abstammung bei der Gestapo denunzierte. Der Erfolg blieb

nicht aus, der denunzierte Halbjude Giesenow kam ins KZ. Seine Frau übersiedelte, die Auswirkungen der „Sippenhaft“ fürchtend, vorsorglich von Berlin in die Halbjuden-Zuflucht L. unter Oberbürgermeister Max Kupries nach Thüringen.

Nach dem Kriege sah ich Giesenow gesund in L. wieder, und mutig, wie manche Noch-einmal-Davongekommenen, rief er beim Schlachter angesichts der Hungerration lauthals aus: „Da gab's ja im KZ mehr!“ Ich begrüße ihn, beglückwünschte ihn zu seinem Überleben. Nach seinen sonstigen KZ-Erfahrungen befragt, berichtete er mir, die meisten mitinhaftierten Juden hätten sich, ungewaschen und faul auf den Pritschen schlafend, gehen lassen. Er aber hätte in Buchenwald das Leben bei den Hörnern gepackt, sei einer praktischen Tätigkeit nachgegangen und hätte sich - von der Unfreiheit abgesehen - nicht sonderlich zu beklagen brauchen, ja er übersehe auch den Glücksumstand nicht, daß ihm durch seinen KZ-Aufenthalt der Fronteinsatz mit oft tödlichem Ausgang erspart geblieben sei. Es hätten sich im KZ Kulturgruppen gebildet, man empfing Pakete von Angehörigen und hatte eine Kantine zum Einkauf von Marketenderwaren. - So offensichtlich unterschiedlich verliefen KZ-Schicksale!

* * *

Der Schweizer Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt wußte bewundernswert darzustellen - ich denke da beispielsweise an das Hörspiel „Die Panne“ - wie man einwandfrei moralisch schuldig sein kann, ohne daß das Axiom irgendeiner Schuld im formellstrafrechtlichen Sinne ersichtlich ist. Umgekehrt kann das Schicksal aber auch eine Kriegs-Schuld von Unschuldigen eintreiben, die selbst zu den Opfern rechnen.

Durch meine Heirat mit einem Deutschen hatte ich mich in das Volk der jetzt von der Mitwelt Alleinschuldiggesprochenen eingereiht. Entsprechend der Empfehlung des als Bundespräsidenten hervorragenden Professors Theodor Heuss, der einst für Adolf Hitler Ermächtigungsgesetz gestimmt und ihm damit Generalvollmacht, politischen Freilauf ohne parlamentarische Bremsmöglichkeit, erteilt hatte, habe ich an der deutschen Kollektivscham Anteil, wie die deut-

sche Jugend, die Hitler nie gewählt hatte, - stellvertretend leidend für diejenigen, die sich infolge Erhängtwerdens oder Giftkapselgenusses selbst nicht mehr schämen können. Oder für diejenigen, denen solche Scham in Ansehung ihrer jetzigen Ämter schlecht zu Gesicht stehen würde.

Ich wurde auch mit einer guten Portion „Wiedergutmachungsschuld" belastet für Umstände und Verhältnisse, an denen ich mich - selbst bei intensiver Selbstprüfung - im Sinne der internationalen Globalanklage und Pauschalverdammnis des deutschen Volkes für „nicht schuldig" halte. Ebenso trage ich meinen guten Teil an der Kriegsfolgelast der durchschnittlichen Bürger, die sich nicht zu bevorzugten Personengruppen oder ausgesuchten Einzelpersonen zählen können.

Mein Mann wurde Oberrat einer Staatsbehörde, obwohl er eine längere Zeitlang wegen seiner vorangegangenen Ehe mit einer Jüdin aus dem Staatsdienst suspendiert worden war und hierdurch eine mehrjährige Ausfallzeit an Verdiensten und Beamtenrechten erlitt, die bei seiner Wiedereinstellung in der Nachkriegszeit unberücksichtigt blieb. Außerdem erhielt ich mit meinen drei Kindern während der letzten zwei Kriegsjahre kein Gehalt für meinen Mann ausgezahlt, stattdessen eine Art von Gutschein, auf den ich, angeblich von jeder preußischen Kasse, die nicht mehr zur Auszahlung gelangten Gehälter aus- bzw. nachgezahlt bekäme. In Thüringen konnte ich aber keine zuständige Kasse ausfindig machen und diese Gutschrift über rund RM 20.000,-- nicht realisieren. Nicht einmal Oberbürgermeister Kupries hatte etwas in dieser Richtung erreichen können, so daß ich sehr eingeschränkt vom Verzehr der einigen tausend Mark Ersparnisse leben mußte. Nach dem Kriege bemühte sich mein Mann um Nachzahlung und Schadensersatz für Zeitverlust, Einnahmeausfälle und nicht ausgezahlte, wohlerworbene Gehaltsansprüche. Er erhielt jedoch nur ganze DM 2000,-- sowie die vermutlich als Trost gedachten Worte des Oberstadtdirektors: „Was wollen Sie denn, Herr X., freuen Sie sich doch, daß Sie nicht ins KZ gekommen sind!"

Später wurden vorhandene Gesetze von allen Parteivertretern im deutschen Bundestag im Interesse eines Bundesrepräsentanten passend gemacht, um ihn in den Genuß einer Wiedergutmachungslei-

stung für irrealen Verdienstausfall ohne Anrechnung bzw. Vorabzug des inzwischen anderweitig Verdienten und Erlangten zu versetzen.

Vielleicht bietet diese jüngste Wiedergutmachungspraxis die Grundlage dafür, als Präjudiz eine neue Betrachtungsweise der Wiedergutmachung von Geschädigten zu ermöglichen, die ihre Schäden aus Nazi-Ära oder Kriegszeit nicht anderweitig ausgleichen konnten. Die gesetzlichen Rechte der Staatsbürger gegen den Staat sind doch von jedermann geltend zu machen. Egal, ob man mit der Wiedergutmachung oben oder unten anfängt; schon der innerstaatliche Wiedergutmachungsbeginn an der Spitze des Staates ist - auch hinsichtlich der bekannt gewordenen Höhe und Bemessungsmethode des Einzelfalles - vielversprechend!

* * *

Darüber hinaus mußte ich noch weiterhin dafür büßen, dem Hause Samuel angehört zu haben, ja schließlich sogar dafür, mich von ihm getrennt zu haben, wie ich im folgenden Kapitel darlegen werde. Hier sei nur abschließend berichtet, wie ich auch noch mittelbar durch Onkel Sam in Mitleidenschaft geriet:

Onkel Sams Liquiditätsfülle wirkte sich auch nachteilig bis ins dritte Glied, bis in angeheiratete Verwandtschaftsgrade aus. So war auch die Schwägerin seines Neffen, meine Tante Annette, durch Onkel Sams Unterhaltungsgelder für meine vorübergehenden Aufenthalte bei ihr, durch finanzielle Zuschüsse seitens ihrer Schwester Claire, sowie durch Gordons, gemessen an Tante Annettes bürgerlichen Verhältnissen aufwendige Geschenke allmählich gewohnt, auf recht großem Fuße zu leben; mindestens weit über die Einkommensverhältnisse ihres Mannes hinaus. Nach meinen bewußten Briefen an Onkel Gordon fielen Onkel Sams Gelder, Onkel Gordons Wertgaben, nach dem Tode Tante Claires 1951 auch deren finanzielle Zuwendungen als Wohlstandsquellen aus. Nachdem Tante Annette und ihr Mann zum vierten Male ausgebombt waren, hefteten sich die beiden Alten an unsere Fersen und kamen zu uns nach Bremen, um uns durch die geographische Nähe ihren totalen Wiederbeschaffungsbedarf besser zur Last legen zu können.

Noch schlimmer wurde es, als schließlich auch ihr Mann verstarb und Tante Annette fortan als Witwe allein mit der kargen Rente auskommen sollte. Das schaffte sie nicht mehr, für eine solche Umstellung des Lebenszuschnitts war sie bereits zu alt. Da ich früher einmal, wenn auch nur vorübergehend, mit in ihrem Haushalt gelebt hatte, verurteilte das Gericht mich dazu, als letzte Blutsverwandte für sie zu sorgen. Eines schönen Tages erschien sie mit ihren sämtlichen Siebensachen vor meiner Wohnungstür und hielt mich, vermutlich wegen meines „Vorlebens" mit Onkel Sam und Onkel Gordon und infolge altersbedingten Wunschdenkens für Onkel-Sam-ähnlich begütert. Außerdem hatte sie ja einen gerichtlichen Titel in der Hand, von dem sie sich vorgaukelte, er erschaffe ihr, der Besitzlosen, einen idealkommunistischen innerfamiliären Lastenausgleich: Was unser ist, ist auch das ihre.

Da unsere Familie selbst bereits fünf Köpfe, aber nur drei Zimmer umfaßte, da überdies Tante Annette einen sehr senilen Eindruck machte, brachten wir sie in einem privaten Altenheim unter. Ihre Rente reichte gerade für das von ihr benötigte Taschengeld, während die Heimkosten ich bestreiten mußte und hierfür erstmals eine Anstellung annehmen mußte. Vor meinem Mann mußte ich jedoch meine laufenden Unterstützungsleistungen für Tante Annette verheimlichen. Denn er hätte gewiß alle Hebel in Bewegung gesetzt, daß wir nicht die Person noch unterstützen mußten, die uns bei der Gestapo mit denunziert hatte und uns mittels Anschwärzung der Nazi-Justiz ausliefern wollte.

Infolge ihrer Tabletten- und Arzneimittelsucht wurde Tante Annette aber bald so ungenießbar, daß das Altersheim ihre Verlegung in eine auswärtige Nervenheilanstalt bewerkstelligte. Die Verlegungskosten, die Neuunterbringungskosten der Heilanstalt, meine Nebenkosten und Besuchsfahrten wurden nun noch teurer. Tante Annette kam obendrein immer weniger mit ihrer Rente als Taschengeld aus und wollte auch noch ein Darlehen aufnehmen. Zunächst verlangte die Bank die Bürgschaftsübernahme von uns, schließlich, wir müßten als Kreditnehmer und Selbstschuldner auftreten. Nach der Auszahlung unseres Kredites für Tante Annette verstarb sie. In Anbetracht der kostbaren Geschenke von Onkel Gordon sollte man meinen, daß eine

- wenn auch noch so bescheidene - „Erbschaft“ anzutreten gewesen wäre, die unsere Auslagen deckte. Stattdessen ergab die Aufnahme des Nachlasses, daß Tante Annette viele tausend Mark Schulden hinterlassen hatte, die mir zu bezahlen verblieben, weil ich mich ihren Lieferanten gegenüber, die auch die unseren waren, nicht auf Erbschaftsausschlagung berufen wollte, um nicht selbst mit an Ruf zu verlieren. So vergingen vier Jahre, bis wir diese traurige Erbschaft, daß Tante Annette die Schwippschwägerin Onkel Sams war und vier Mal von den Alliierten ausgebombt wurde, finanziell überwunden hatten. Doch damit nicht genug, für das folgende Jahr hielt das Schicksal eine neue Überraschung für mich bereit. Wieder drehte es sich um Bargeld; das Lachen sollte mir aber noch vollends vergehe

16. Rente an die SS

Eines Vormittags, gegen Ende der fünfziger Jahre, erfolgten bei uns mehrere Telefonanrufe, ohne daß sich der Anrufende meldete. Dann begehrte jemand meinen Mann zu sprechen, der aber verreist war. Wenig später klingelte es an der Wohnungstür.

„Sind Sie Frau X.?" - „Ja."

„Sind Sie eine geborene Frau Visa?" - „Ja, das bin ich."

Ein großer starker, etwas älterer Mann stand vor mir, seriös gekleidet, sein Name blieb unverständlich, und wünschte mich in einer vertraulichen Angelegenheit zu sprechen. Die Kinder waren in der Schule. In die Wohnung eingelassen, stellte er sich als ein Mann vor, dessen Namen belanglos sei, der auch nicht in dieser Stadt wohne, aber sich freue, mich endlich aufgefunden zu haben. Für diese (einseitige) Freude hätte er bereits etliches aufgewandt, das er von mir erstattet zu bekommen rechne, wenn ich wüßte, worum es ginge. Ich wußte es zunächst nicht, er machte es mir aber bald sehr deutlich. Er hätte Kenntnis von meiner Verwandtschaft und über meine Vergangenheit. Wir seien uns ja wohl über beide einig. Über Verwandtschaft und über Vergangenheit, und ich möge ihm eine entsprechende Bestätigung unterschreiben.

Mit dieser knappen Erläuterung wies er ein Schriftstück vor, das ich unterschreiben solle, etwa des Inhalts, ich würde hiermit aus eigenen Erfahrungen und persönlicher Kenntnis erklären, alle Juden seien sexuelle Schweine. Ich weigerte mich entschieden und verbat mir ein solches Ansinnen. Nun wurde er resoluter. Ob ich etwa die Wahrheit der Niederschrift anzweifeln wolle, ausgerechnet gerade ich. Ich erwiderte, daß der Inhalt nicht zutreffe, daß es unter allen Völkern und Rassen jeweils gute und schlechte Menschen gebe und daß es nicht meine Angelegenheit sei, derartige Erklärungen abzugeben, auch nicht über oder gegen Juden, die noch dazu nicht in dieser Weise zuträfen.

Jetzt zog der Unbekannte Fotokopien aus seiner Tasche. Fotokopien meiner bewußten beiden Briefe an Onkel Gordon, geschrieben vor dem letzten Krieg, adressiert nach Brüssel, aufgefunden und gestohlen von jenem Manne, der mir jetzt gegenüberstand! „Ist das

nicht Ihre Handschrift? Wollen Sie sich einmal ansehen, wie Sie früher darüber dachten?"

Mir blieb die Sprache weg. Der Mann genoß seine Überraschung, die ihm vollauf gelungen war. Sein vielleicht durch die Anzahl der Lebensjahre, durch harte Erlebnisse oder viele Auslandsreisen gezeichnetes Gesicht erschien mir nun als eine grimmige Grimasse, seine ungeschlachten großen, groben Hände wie die eines Verbrechers. Ich konnte nur stammeln: „Wie kommen Sie zu diesen Briefen?" Er erwiderte kühl: „Das ist Nebensache. Hauptsache ist, daß ich sie habe. Wollen Sie noch immer abstreiten, daß die Juden unser Unglück sind, daß sie alle Schweine sind? Sie, die ein mißbrauchtes Opfer dieser Bande waren?" „Geben Sie mir die Kopien zurück, der Inhalt geht niemanden etwas an, er ist mein persönliches Geheimnis!"

„Was nützen Ihnen die Kopien? Ich besitze selbstverständlich die Originale. Auf diese kommt es an, und die sind an sicherer Stelle verwahrt; nicht in dieser Stadt, nicht in diesem Land, nicht in Europa. Und da bleiben sie auch zunächst. Wollen Sie sich die Sache nicht noch einmal überlegen?"

„Was wollen Sie überhaupt von mir? Was hat die Erklärung überhaupt für einen Sinn?"

„Das will ich Ihnen sagen", antwortete der Fremde und führte nun aus, daß er bei der Beschlagnahme der Luxuswohnung Onkel Gordons bald festgestellt haben will, an das kostbare Nest eines einflußreichen Juden geraten zu sein, und die Wohnung gründlich durchforscht zu haben. In einem Geheimfach des Schreibtisches habe er die beiden Briefe entdeckt und festgestellt, welches „Judenschwein" der Wohnungsinhaber wäre. Vielleicht hätte er die Sache auf sich beruhen lassen, wenn er nicht als Angehöriger der SS, der sich sonst nie etwas hätte zuschulden kommen lassen, später pauschal verurteilt, verfolgt und persönlich aus der Bahn geworfen worden wäre. So hätte sein Leben durch seine SS-Zugehörigkeit, durch den unglücklichen Kriegsausgang und die ungerechte Verdammung der SS mit allen ihren Angehörigen seinen Schiffbruch verursacht. Niemand nehme mehr auf ihn und sein Schicksal Rücksicht, daher müsse er nun auch an sich selbst denken und könne dabei auch keine menschlichen Gefühle und Empfindungen berücksichtigen, keine Rücksichten neh-

men. Jedes Mittel sei ihm recht, sich selbst zu erhalten und zu versorgen und sich für das Unrecht zu revanchieren, welches das Schicksal ihm angetan habe. Daher benutze er nun meine Briefe, um mit diesem Pfunde zu wuchern. Der Inhalt meiner Briefe sei für ihn Gold wert. Er könne ihn an die ausländische Presse verkaufen und sich so sanieren. Wenn ich das nicht wolle, gebe es nur die einzige Möglichkeit, daß ich ihm seine Kenntnisse honoriere, für die Nicht-Weitergabe schadlos stelle.

Nachdem mir eine Aberkennung der Authentizität meiner Briefe als sinnlos erschien, erwiderte ich mit allen mir möglichen Argumenten, um ihn zu bewegen, diesen Vorsatz aufzugeben; wie zum Beispiel mit der Feststellung, daß sein Verhalten eine Erpressung darstelle. Ich soll es nennen, wie ich wolle, könne ihm aber nicht verdenken, seine Chance zu nutzen. Auch habe er hinreichend Erfahrungen, sich dabei gegen Eingreifen der Polizei abzusichern. Er würde zu unbestimmten Zeiten zu mir kommen, die von ihm benötigten Beträge abzuholen und wenn ich etwa Behörden verständigte, würde erstens das Material automatisch in der Weltpresse veröffentlicht, zweitens würde er aber dafür Vorsorge getroffen haben, daß dann einem meiner drei Kinder etwas nicht Wiedergutzumachendes passierte. Hierbei müßte ich mit dem Schlimmsten rechnen; ich würde wohl einsehen, daß nichts leichter sei als zu arrangieren, daß einem Kind auf dem Schulweg etwas zustößt. Er benötige für heute als erstes alle vorhandenen Bargelder und künftig verlange er bei jedem seiner unregelmäßigen, nicht vorher angekündigten Besuche jeweils 5.000,-- bis 10.000,-- DM, keinesfalls weniger. Ich mußte ihm an diesem Tage alles vorhandene Bargeld, mehrere tausend Mark, aushändigen und durfte auch keinen kleinen Betrag für mich zurückbehalten. Für den Lebensunterhalt der nächsten Tage könnte ich mir etwas von der Bank holen, meinte er.

Ich war noch ganz benommen, als er die Wohnung verlassen hatte, und mochte diese Stunden für einen bösen Traum halten. Nun hatte ich Zeit genug, mich an die Wirklichkeit zu gewöhnen und über alles in Ruhe nachzudenken, die Möglichkeit richtigen Verhaltens zu erwägen.

Mein Mann war verreist. Könnte er mir helfen? Sollte ich ihn informieren? Diesen Gedanken tat ich sofort ab. Die Polizei war mein zweiter Gedanke. Dann kamen mir jedoch wieder die Drohungen des Unbekannten in den Sinn und die Überlegung, daß ich dann erst einmal sämtliche Einzelheiten über die Vorgeschichte meiner Briefe und den mir peinlichen Briefinhalt schildern müßte, und damit schied diese Erwägung, die Polizei um Hilfe zu bitten, ebenfalls aus. Was hätte sie auch tun sollen! Mich etwa monatelang beobachten oder bewachen? Also blieb mir nur zu zahlen übrig.

Aber woher die nächste Zahlung nehmen, wenn der ehemalige SS-Mann wiederkommen sollte? Zunächst einmal ansparen, und dann würde sich zeigen, ob er überhaupt wiederkäme, ob er sich mit einem zweiten Betrag als Abschlußzahlung begnügte oder vielleicht doch noch mit sich reden lassen würde.

Meine Wunschvorstellung war zu optimistisch. Nach einigen Monaten sprach mich jemand von hinten auf der Straße an. Ich erschrak, es war der große Unbekannte.

Wieder war mein Mann verreist, die Kinder waren in der Schule. Wieder gab ich einige tausend Mark her, sie waren ihm aber zu wenig. Das nächste Mal müßten es wenigstens 5000,-- DM sein, sonst passiere etwas. Er würde vor nichts zurückschrecken und lasse nicht mit sich spaßen, dazu sei ihm die Sache zu ernst, und das müßte mir doch wohl einleuchten. Sollte ich ihn aber verfolgen, so müßte ich nicht nur mit einer Bestrafung wegen meiner sich aus den Briefen ergebenden Mitschuld rechnen, über die ich mir nicht genügend im klaren zu sein scheine, sondern ich müßte es auch mit dem Leben eines meiner Kinder bezahlen. Auch ein Umziehen in eine andere Stadt sollte ich nicht etwa für einen Ausweg halten. Er hätte mich das erste, schwierigste Mal aufgefunden, er würde mich auch unter neuen, nun viel weniger schwierigen Bedingungen stets zu finden wissen, auch falls ich die Kinder einzeln andernorts unterbrächte.

Hinsichtlich meiner angeblichen Mitschuld oder Strafbarkeit kam dem Erpresser meine seinerzeit noch vorhandene rechtliche Unkenntnis darüber zustatten, daß das Wissen von einem beabsichtigten Selbstmord keine strafbare Handlung oder Unterlassung eines Dritten darstelle. Allein falls der Gesinnungswandel den Selbstmörder Hilfe

rufen läßt und wenn der dann um Hilfe Angerufene ohne eigenes Risiko helfen könnte und müßte, aber es unterläßt, käme eine strafbare „unterlassene Hilfeleistung" in Betracht.

Auch meine Auswanderungsbeihilfe für Jüdinnen mittels meines Passes, auch die mir bekannt gewesenen, nicht angezeigten Devisenschiebungen und Spionagetätigkeiten meiner Verwandten würden wohl vom heutigen Staat nicht strafverfolgt, zumal sie zugunsten der Juden, zugunsten eines heutigen Nato-Bündnispartners erfolgten und die damaligen Judengesetze einschließlich der Reichsfluchtsteuer einer heutigen Prüfung auf ihre Rechtmäßigkeit ohnehin nicht standhalten würden. Schließlich wurde auch jemand Bundeskanzler, der mit falschen Ausweisen und Täuschung der damaligen Behörden operiert hatte.

Auch meine gegen Onkel Gordon gerichteten Vorwürfe, die die langjährige Finanzierung Adolf Hitlers durch Onkel Sam betrafen, sind heute nicht mehr so gefährlich, daß ich etwa mit meiner Beseitigung in einem KZ rechnen müßte, um mich mundtot zu machen, wenngleich heute wieder die Veröffentlichung mancher Wahrheit gerichtlich bestraft wird.

So erfolgte kürzlich in Hannover die strafrechtliche Verurteilung des Verlegers einer Fußnote in einem historischen Taschenroman, der über den Obersten Graf Schenk zu Stauffenberg die sachliche Feststellung seiner historischen Schuld traf, bei der Ausübung des Tyrannenmords gegen Hitler nicht das eigene Leben riskiert zu haben. Bekanntlich konnten alle Mitverschwörer des 20. Juli 1944 deswegen vom Volksgerichtshof verurteilt und hingerichtet werden, weil sie sich durch Stauffenbergs vorzeitiges Entfernen und seine falsche Telefonmeldung „Der Führer ist tot" dekuvrierten. Die Bestrafung des Verlegers erfolgte wohlgemerkt nicht etwa deswegen, weil der Sachverhalt historisch nicht zutreffend, der Vergleich des Verhaltens verschiedener Verschwörer im 13. Und 20. Jahrhundert falsch gezogen sei, sondern weil durch diesen historischen Vergleich das Andenken an Tote getrübt würde. Bei Churchill, Stalin und Papst Pius XII. ist man sich bereits über ihre historische Mitschuld relativ einig und darf diese literarisch bearbeitet, künstlerisch dargestellt werden. Über negative Umstände von Persönlichkeiten aus der deutschen ge-

schichtlichen Vergangenheit darf jedoch demnach in Deutschland nicht mehr gesprochen, geschrieben, diskutiert oder gelehrt werden, das Tabu der erklärten Helden des deutschen Widerstandes darf nicht angetastet, Fehlhandlungen dürfen nicht kritisiert werden. Wo ist die zeitliche, wo die sachliche Grenze? Verläuft sie bei den christlichen Mördern des Hus und der Jungfrau von Orléans, bei den weltlichen Mördern, den Richtern in den Hexenprozessen und Volksgerichtshöfen, bei Philipp II. Oder Brutus?

Ebensowenig darf in Deutschland über die verdammten Nazis irgend etwas Positives veröffentlicht werden. Wenn Geschichte nur noch einseitig gesehen werden darf, sind wir bereits bei dem grotesken Zustand aus dem Roman „1984" angelangt, daß ein „Wahrheitsministerium" täglich die Geschichte überprüfen, neu interpretieren und niederschreiben, die Verfasser der vorangegangenen Geschichtsauffassung eliminieren und liquidieren muß.

* * *

Es verblieb aber nicht bei meinem Schuldgefühl hinsichtlich meines passiven Verhaltens während der Stunden zwischen Ginas telefonisch durchgesagter Selbstmordabsicht und der Ausführung, sondern ein weiteres Moment bestimmte meine Einstellung und mein Verhalten gegenüber meinem Erpresser.

Es wird nun an der Zeit, daß ich den mir peinlichsten Teil meiner Briefe an Onkel Gordon aufzeige, den ich im bisherigen stets nur andeutete. Er wird dem Leser verständlich machen, warum ich mich der Erpressung fügte und jahrelang zahlte.

Wenn nicht in unserer Gegenwart auch über alle Sexualprobleme offen geschrieben und diskutiert würde, wenn die Öffentlichkeit nicht mit solchen Themen vertraut und für sie aufgeschlossen wäre, hätte ich die Erwähnung dieser Vorgänge stärker umschreiben müssen. Heute darf man aber wohl auch solche bisherige Tabus behandeln, ohne sich an derartigen heißen Eisen die Finger zu verbrennen. So rechne ich mit der Einsicht für meine folgenden Ausführungen, die mir zum Verständnis meiner Pressionssituation unvermeidbar erscheinen.

Ich möchte nicht wissen, wieviel Tausende junger Mädchen von Vätern, Stief- und Pflegevätern, Onkel oder anderen Erwachsenen mißbraucht wurden und werden. Ihre Zahl ist wahrscheinlich Legion, annähernde Schätzungen bleiben Dunkelziffern. Diesem verbreiteten Übel wird gewiß nicht dadurch abgeholfen, daß beispielsweise die deutsche Strafrechtsreform die Strafbarkeit der Blutschande abschaffen will, weil die biologische Motivation des bisherigen Schutzgesetzes als von den Erkenntnissen der erbbiologischen Wissenschaft überholt und widerlegt anzusehen sei. Wie viele gewissen- und verantwortungslose Elemente werden in einer derartigen Liberalisierung einen moralischen Freibrief sehen, mehr als bisher, vielleicht in Verbindung mit der empfängnisverhütenden Pille, ein Übel möglicherweise zum Volksbrauch werden zu lassen. Hierin scheint mir der vorgesehene Gesetzgebungsfortschritt über das Ziel hinausschießen zu wollen.

Auch mir blieben einschlägige Erfahrungen nicht erspart, denn schon als Elfjährige erlebte ich das Wunder des menschlichen Körpers durch Mißbräuche meiner Unerfahrenheit und rücksichtslose Ausnutzung meiner Abhängigkeit von materiellen Pfründen meiner Pflegeeltern.

Abends pflegte meine Tante Claire im Salon zu sitzen und zu stricken oder andere Handarbeiten zu fertigen, weil sie darin Schick und Geschick besaß. Onkel Gordon legte sich mit Krimis ins Bett. Dann geschah es immer öfter, daß er meiner Tante zurief, mich zu ihm ins Bett zu schicken, um das Bett, besser: um ihn anzuwärmen.

Was zunächst eine unbekannte Welt erschloß, dem ein junges, noch unentwickeltes Mädchen fassungslos und mit gespannten Sinnen folgt, wurde allmählich ein verschwiegenes Geheimnis, bald eine lästige Peinlichkeit. Der dauernde Wechsel und die stete Mischung von ungestillter Neugier und gestilltem Wissen, von natürlichem Wunsch und rationaler Abwehr, von Gemeinsamkeit und Scham führten nach der Verwunderung zur Verwirrung, schließlich zur Hilflosigkeit. Die anfängliche Zuneigung und Dankbarkeit dafür, daß sich jemand um mich kümmerte, wandelte sich zur Abneigung und zur Verachtung, zumal da ich als heranreifendes Mädchen von den einen Schulferien zu den nächsten mehr und mehr erkennen mußte,

daß man von dieser Petting-Praxis ungewollt abhängig wurde, vorsätzlich abhängig gemacht wurde und daß ich vielleicht gerade zwecks Aufrechterhaltung dieser Abhängigkeit von anderen Möglichkeiten menschlicher Kommunikation mit Gleichaltrigen weitgehend abgeschirmt war.

Als ich mit 14 Jahren nach meiner Konfirmation vom Mädchenpensionat in Onkel Gordons Ersatzelternhaus zurückkehrte, war ich seelisch gespalten. Teils hoffte ich, daß Onkel Gordons Praxis sich infolge meines jetzigen Alters und der Vielzahl seiner Freundinnen normalisiert hätte - in mancher Nacht aber bedrückte mich das Alleinsein wie jedes vernachlässigte Lebewesen und empfand ich eine gewisse Sehnsucht nach einem Menschen, der es gut mit mir meinte und für mich Verständnis aufbringen würde. In der Ferne des Pensionats in Neuwied, in dem ich von den Mitschülerinnen als „Ausländerin" mit Distanz umgeben wurde, verfiel ich eine kurze Zeit lang dem Irrtum, ein solch fürsorglicher Vater könnte mir Onkel Gordon werden. Diese Traumvorstellung empfand ich auch noch, als er mich bei meiner Rückkehr mit offenen Armen empfing und an sich drückte.

Bald danach setzte ein Kälterückschlag ein. Onkel Gordon legte sich früh ins Bett und rief wieder nach Tante Claire, mich zu ihm zum Bettwärmen zu schicken. Ich folgte nur äußerlich unwillig -, nahm mir aber ganz fest vor, es nur noch heute geschehen und im übrigen nicht etwa einreißen zu lassen. Das blieb auch in den nächsten Wochen und Monaten mein Vorsatz. Als Onkel Gordon die Wiederholungen so häufte, daß ich müde und unausgeschlafen aussah, schickte mich sogar Tante Claire selbst schon zu so früher Uhrzeit zu Bett, bevor Onkel Gordon erst nach mir rufen mußte.

Nachdem ich erkannt hatte, daß ich, erst einmal im Bett, nicht genug Widerspenstigkeit aufzubringen vermochte, versuchte ich, dem Anfang zu wehren und sträubte mich dagegen, als Wärmflasche und Stimulanz zu dienen. Dann bekam ich es aber sofort mit der Tante zu tun, die mich undankbar schalt, während doch der gute Onkel „alles für mich tat", - die Ahnungslose! Manchmal allerdings zweifelte ich, ob Tante Claire wirklich die große Naive war, als die sie sich gab, oder ob sie etwa die Anregung ihres verbrauchten Gordon still-

schweigend duldete oder begrüßte, weil sie ihr später zugute kommen sollte.

Also versuchte ich eine andere Taktik und verlegte mich aufs Bitten, Onkel Gordon möge mich doch in Ruhe lassen. Da griff er zum Mittel der Erpressung, indem er mir drohte, er werde sonst der Tante über unsere bisherige Praxis berichten und zwar in der Weise, daß ich die moralisch oder charakterlich verdorbene Verführerin, daß ich die wollüstige Nutznießerin, er nur der durch meinen Charme und meine körperlichen Reize Verführte sei. Was ich wohl meinte, wem dann Tante Claire mehr Glauben schenken würde: mir, der Tochter einer vielleicht etwas leichtfertigen Mutter, oder ihm, dem nur als treu bekannten Ehemann? Meine Abwehr aus Abneigung wegen solcher Gemeinheit erst überwinden zu müssen, schien ihm anscheinend besonders anregend.

Wiederholt setzte ich an, meinen Tanten in vorsichtiger Dosierung reinen Wein einzuschenken - sie hatten dafür kein Ohr oder wollten scheinbar nicht verstehen, bis ich schließlich von Onkel Gordon in den Augen meiner Tanten vollends unglaubwürdig gemacht wurde, wobei er meine Gutmütigkeit, Dankbarkeit und Abhängigkeit in übelster Weise ausnutzte; und das ereignete sich so:

Eines Mittags bockte Tante Claire in Brüssel mit mir und sprach kein Wort. Am Morgen dieses Tages hatte Onkel Gordon auf einen von Tante Claire ausgestellten Scheck 2000,-- belgische Francs abgeholt, hatte mich mit einigen Francs davon Einkaufen geschickt und selbst mit dem Großteil des Betrages eine Freundin aufgesucht, um sie ohne das Geld wieder zu verlassen. - Auch am Abend schnitt mich Tante Claire so, daß es der anwesenden Tante Annette auffallen mußte, und sie mich fragte, was vorgefallen sei. Ich wußte jedoch von nichts. Schließlich fragte sie Tante Claire: „Was hast du gegen die Kleine? Warum sprichst du nicht mit Raymonde?“ Tante Claire erwiderte: „Gordon hat 2000,-- Francs abgeholt und Raymonde hat es ihm abgebettelt, hat so lange auf ihn eingeredet, bis er es ihr geben mußte.“ Ich widersprach heftig und entschieden, das sei nicht wahr. Ich hätte weder etwas erbeten, noch außer dem abgerechneten Einkaufsgeld etwas bekommen. Tante Claire erwiderte, ob ich mich erdreiste, so undankbar zu sein, den guten Onkel Gordon etwa als

Lügner hinstellen zu wollen. Das sei doch wohl die Höhe. Aber was sollte man von einer Tochter meiner Mutter anderes erwarten. Ich schwieg, um einen Skandal zu vermeiden.

Im Bett bat mich Onkel Gordon beschwörend, ihm diesen Gefallen zu tun, am nächsten Morgen Tante Claire gegenüber zuzugeben, daß ich es mir überlegt hätte, einzugestehen, das Geld für einen besonderen Wunsch von ihm erbeten und erhalten zu haben. Er, Gordon, wüßte ja, daß ich es nicht ausgegeben habe, und das sei die Hauptsache. Der harmlosen Tante sollte ich ihren Seelenfrieden wiederschenken und ihm die Peinlichkeit ersparen, den tatsächlichen Verbleib nicht anders glaubhaft belegen zu können, weil ich mir ja denken könne, wer es erhalten habe. Wenn ich mitmachte, sei alles zwischen uns so gut wie früher oder noch schöner. Andernfalls würde er Tante Claire im Glauben lassen, ich hätte ihm das Geld entwendet und sei unmoralisch.

Ich fügte mich, weil ich in meiner Hilflosigkeit wieder keinen anderen Ausweg sah, mit dem ich mein Gesicht wahren und dennoch Onkel Gordon nicht demaskieren und demütigen müßte, was mir vermutlich bei den Tanten gar nicht gelungen wäre. Die Unwahrheit war glaubhafter und würde allseitigen Frieden erhalten, die Wahrheit meine Existenz in der Familie gefährden oder vernichten. Meine Eltern würden von den Tanten deren Leseart erfahren und möglicherweise ihnen mehr glauben als mir, würden von mir enttäuscht sein und Kummer empfinden. Sollte ich ihnen das antun?

Ohne die Überlegung, daß dieser Nötigung durch Onkel Gordon stets weitere folgen würden, ging ich am nächsten Morgen zu Tante Claire und „gestand" im Interesse Onkel Gordons. Anstatt aber zu vergeben oder zu vergessen, schimpfte Tante Claire, ich hätte nicht nur nach dem Gelde begehrt, obwohl ich es gut genug hätte und Onkel Sam so viel für mich zahlte, sondern hätte auch geschwindelt, sei auch noch über Nacht verstockt geblieben und hätte sogar die Dreistigkeit besessen, damit den Onkel in Verdacht zu bringen und zu belasten.

Onkel Gordon grinste nur hämisch und meinte wohl, sein Bett wärmen zu dürfen, sei Gegenleistung und Schmerzensgeld für die Seelenpein genug. Als ich mich künftig von ihm angewidert zu weh-

ren suchte, erpreßte er mich mit dem Hinweis, daß ich nun in Tante Clairs Augen völlig unglaubwürdig sei und mich deswegen wenigstens mit ihm weiterhin gut stellen solle. Das sei mein einziger Weg, denn eine andere Möglichkeit gebe es für mich nicht mehr, und selbst wenn ich meine Tanten mit noch so schönen Worten vom Gegenteil, also von der Wahrheit zu überzeugen suchen sollte, so würde sich letztlich sein Geld - Onkel Sams - durchsetzen. Denn ob ich wohl fälschlich annehme, daß die Tanten Onkel Gordon verstoßen und auf Onkel Sams Gelder verzichten würden, oder noch irriger, daß Onkel Sam den Tanten und mir noch weiterhin Geld zukommen lassen würde, wenn er, Gordon, selbst mit Onkel Sam über die Angelegenheit spräche, so wie er sie dann sehen würde?

Mit derartigen Pressionen erzwang er mein Dulden und Schweigen. Der Leser kann sich nun aber meine Abscheu und den aufgestauten Haß vorstellen, der sich in meinen beiden Briefen Luft gemacht hatte, und daß ich Gordon diese über sieben Jahre währende Praxis - neben seiner Schuld am Tode der drei Menschen - zum größten Vorwurf machte, dem gegenüber sich meine Vorwürfe wegen der schmutzigen politischen Geschäfte mit Hitler, wegen der Geschäfte mit der Not der emigrierenden Juden, während er mich mit dem Paßmißbrauch gefährdete, fast gering ausnahmen.

Nur Tante Annette, die mir die Briefe stilisierte, ein befreundeter Turniertanzpartner Ali K. aus Aachen und mein späterer Mann waren - neben Gorden selbst - die einzigen drei Menschen, die von diesen intimen Dingen wußten. - Und nun der unbekannte SS-Mann mit seiner Drohung, diesen Sachverhalt für antijüdische Publikationen zu mißbrauchen, um daraus Kapital zu schlagen.

Womöglich geriete ich in den Mittelpunkt rechtsradikaler Presse oder würde ich ein Opfer jüdischer Verfolgung, wenn meine erlittenen Schwierigkeiten mißdeutet und von einer rechtsradikalen Presse etwa als „typisch jüdisch" bezeichnen würden, wenn sie die Wahrheit unberücksichtigt ließe, daß es immer nur der einzelne Mensch ist, dem Gott die gefährliche Alternative überließ, sich zum Guten oder zum Bösen zu entscheiden, egal ob es ein indischer oder südamerikanischer, finnischer oder japanischer, ein deutscher oder jüdischer Mensch ist, ein Indianer oder ein Afrikaner.

Ich versuchte, mir die möglichen Folgen der mißbräuchlichen Verwendung dieser Briefe für meine Familie vorzustellen. Mein Mann würde als Beamter ins Gerede kommen, die Heiratschancen meiner Kinder möglicherweise eingeschränkt, wenn ihre Mutter Mittelpunkt eines Sex-Knüllers würde, und man könnte nie wissen, ob nicht die Gatten bei irgendeiner unpassenden Gelegenheit meinen Kindern das öffentlich dargestellte mißliche „Vorleben“ ihrer Mutter aufs Butterbrot streichen würden, wie eine Redewendung sagt, die ich hier wie keine andere für passend halte.

Natürlich wäre die Folge für mich selbst am übelsten. Wüßte ich denn, wo die Öffentlichkeit die zeitliche Grenze eigener Mitschuld an jenem mehrjährigen Zustand ziehen würde, im Hinblick auf die doppelte Moral unserer Gesellschaft, die bis vor kurzem noch alle Geltung besaß und erst jetzt langsam einer natürlicheren, sexualbewußten, objektiven Betrachtungsweise weicht?

So zahlte ich also Jahr für Jahr zigtausend Mark an den SS-Mann als zugleich mehrfaches Opfer von Onkel Sams Geldern für Hitler, von Onkel Gordons Charakter und schließlich von der Globalverurteilung der SS und ihren Folgen, die dem ehemaligen SS-Angehörigen tatsächlich Anlaß geboten haben kann, mich zu erpressen.

Juden, Kriegsopfer, Heimatvertriebene, an ihrem früheren Beruf Verhinderte bekommen „Wiedergutmachung“ unterschiedlicher Höhe. Zweifellos bin auch ich ein Opfer der Judenverfolgung, des Krieges, der Heimatlosigkeit; der legitimen Wiedergutmachung an den früher Verfolgten und der willkürlichen seitens der jetzt Verfemten. Nur für mich gibt es nach den Buchstaben aller Gesetze keine Wiedergutmachung.

* * *

So gingen die Jahre dahin und unsere Gelder. Wir konnten keine Rücklagen für das Alter treffen, keine ordentliche Aussteuer für die Töchter anschaffen, keinen Erholungsurlaub durchführen. Die Kinder hatten eine äußerlich freundliche, aber niemals freudige Mutter. Stets

mußte ich mit dem Geldabholer rechnen, und er kam drei, vier oder fünf Mal jährlich.

Wiederholt versuchte ich, ihm zu widerstehen. Einmal trotzte ich auf und erklärte freiweg, ich hätte kein Geld mehr, als er mich eines Tages wieder mitten in der Stadt am Arm gegriffen und angesprochen hatte. Nachdem ich mich vom ersten Schrecken erholt hatte, überlegte ich, ob ich laut schreien sollte. Aber dann hätte er leicht in der Menge untertauchen können und ich war nicht sicher, ob er dann nicht seine Drohungen verwirklichen und meinen Kindern etwas antun würde. Er forderte mich auf, nach Hause zu gehen, damit wir in der Wohnung über die Angelegenheit sprechen könnten. Mit einem Fünkchen Hoffnung, er könnte inzwischen genug kassiert haben und seine Erpressung aufgeben wollen, ging ich mit ihm heim und ließ ihn in die Wohnung ein.

Kaum hatte ich jedoch die Wohnungstür geschlossen, fiel er über mich her, verprügelte mich und drohte, wenn ich schreien sollte, würde er mich umbringen. Als ich rauszurennen versuchte, setzte er mir nach. Bevor ich die Tür erreicht hatte, drückte er mich mit seinen Händen, grob wie Schraubstöcke, so am Hals, daß ich keine Luft mehr bekam, sondern nur noch gurgelnde Laute aus meiner Kehle hörbar wurden. Dann ließ er von mir ab, indem er mich zu Boden schleuderte, und rief: „Halten Sie mich nicht für so dumm, daß ich Sie umbringe. Eine Kuh, die man melken will, wird man doch nicht schlachten. Ich will Ihnen nur zeigen, daß ich zum Äußersten entschlossen bin, wenn Sie nicht zahlen. 'Ich habe kein Geld', will ich nicht noch einmal von Ihnen hören, sonst passiert etwas!"

Ich hielt ihm unter Tränen vor, daß ich am Ende sei und nicht mehr zahlen könne. Er erwiderte, dann sollte ich eben unterschreiben, was er mir seinerzeit vorgelegt hatte; das würde mich keinen Pfennig kosten. Er wüßte aber anderweitig damit Geld zu schöpfen. Wenn ich jedoch die Juden weiterhin in Schutz nehmen wolle und ihm verwehre, aus seinen Kenntnissen über meine Erfahrungen Kapital zu schlagen, dann müßte ich eben zahlen.

Ich erwiderte, warum er sich nicht an meinen Onkel Gordon selbst halte; der hätte doch gewiß sehr viel mehr Geld als ich. Das müßte doch für ihn aussichtsreicher sein und wäre zudem gerechter. Denn

ich hätte nur das Gehalt meines Mannes und dazu drei Kinder zu versorgen. Er gab mir zur Antwort:

„Erstens wohnt Ihr Onkel in den USA. Ich habe es schon versucht, aber es war für mich unmöglich, die Anschrift eines Engländers in den USA herauszubekommen. Es besteht dort anscheinend keine Meldepflicht und die englische Botschaft erteilt über den Wohnsitz keine Auskunft. Außerdem ist mir die Westküste der USA zu weit, die Reise zu teuer und ich spreche kein Englisch. Sonst hätte ich es schon gemacht, das dürfen Sie mir glauben.

Mir langt es aber, wenn ich mich an Sie halten kann. Ich überlasse es Ihnen, sich an Ihren Onkel zu wenden und sich an ihm schadlos zu halten. Ich an Ihrer Stelle hätte mich schon längst an dieses jüdische Schwein gewandt und ihn ausgepreßt wie eine Zitrone. Er ist es doch nicht anders wert. Er wird schon zahlen, darauf können Sie sich verlassen."

Nach diesen für mich indiskutablen Ergüssen folgten sachlichere: „Aber wenn Sie schon von 'Gerechtigkeit' reden wollen", fuhr er fort, „dann sollten Sie nicht vergessen, daß Sie mir Ihr Leben verdanken. Denn das dürfte Ihnen doch klar sein, daß ich Sie schon nach dem Auffinden der Briefe, während des Dritten Reiches, hätte anzeigen können; ich hätte nur die Briefe meinem Vorgesetzten zu geben brauchen, dann wäre es um Sie geschehen gewesen. Sie hätten ein paar Tage später am Galgen gebaumelt und es gäbe Sie heute überhaupt nicht mehr! Diesem Glücksumstand, daß ich die Briefe fand und daß ich sie nicht weiterreichte, sollten Sie ewig dankbar sein. Erst recht dafür, daß ich Sie nicht anzeigte. Betrachten Sie also Ihre Zahlungen als Anerkennung für meinen Großmut, Sie nicht der Gestapo ans Messer geliefert zu haben!"

Ehrlich gesagt, diese Logik hatte eine Kleinigkeit für sich: ich vermochte mich der Argumentation nicht völlig zu verschließen, antwortete aber: „Ihre damalige Großzügigkeit war ja wohl bestimmt nicht um meinetwegen geschehen. Mich damals nicht dem Volksgerichtshof überantwortet zu haben, gibt Ihnen heute noch lange nicht das Recht, mich jahrelang zu erpressen - außerdem habe ich nichts mehr. Das entspricht der Wahrheit, und mehr kann ich Ihnen nicht sagen."

„Sie ahnen gar nicht, was Sie noch alles können werden! Wenn Sie Ihren Onkel durchaus schonen wollen, dann müssen Sie eben Geld aufnehmen. Ihr Mann ist Beamter, da bekommen Sie jede Menge Kredit. Wo Sie es hernehmen, ist mir im übrigen völlig gleichgültig. Ich denke, die Kostprobe vorhin hat Ihnen meine Entschlossenheit gezeigt. Es wäre bedauerlich, wenn ich Ihnen nochmals beweisen müßte, wie ernst es mir ist. Außerdem halte ich große Stücke von Ihrer Mutterliebe, wenn ich mir so die Bilder Ihrer Kinder an der Wand ansehe. Es wäre schade um sie, wenn ihnen etwas passieren müßte, nur weil Sie sich keine Mühe geben, für Geld zu sorgen.

Ich komme in Kürze wieder. Wenn dann nicht wenigstens 5000,-- DM da sind, lernen Sie mich erst richtig kennen, falls Ihnen die heutige Lektion noch nicht genug gewesen sein sollte!"

Mit solchen Worten verschwand der Unhold. Was blieb mir anderes übrig, als weiter zu zahlen? Was hätte ich auch sonst tun können? An meinen Onkel Gordon schreiben, um ihn um Hilfe zu bitten? Das habe ich versucht. Natürlich nicht etwa im Sinne des großen Unbekannten, um ihn zu erpressen, sondern um ihm die Vorkommnisse mitzuteilen und um Rat und Hilfe zu bitten. Gordon würde vielleicht einen Ausweg wissen, wenn ich ihm darlegte, daß der Großkassierer auch noch ihm selbst gefährlich werden könnte. Wer garantiert denn, daß er nicht doch eines Tages auch noch ihn, Onkel Gordon, erpressen würde - daß er nicht doch noch die damaligen Dinge in einseitig anti-jüdischer Weise der Presse verkaufen würde? In meiner Verzweiflung sandte ich also meinem Onkel Gordon ein Telegramm:

„Captain Stafford Gordon Collings, Los Angeles; Onkel Karl und Tante Annette gestorben, bitte gib mir Antwort", um zunächst einmal seine Anschrift herauszubekommen. Weder kam das Telegramm zurück, wie es bei Unzustellbarkeit der Fall wäre, noch meldete sich Gordon. Von dieser Seite war also kein Rat, keine Hilfe zu erwarten.

Ich hätte mich an die Polizei wenden sollen? Auch das habe ich getan. Zwar ohne konkrete Einzelheiten anzugeben, aber die erhaltene Auskunft war für mich bereits deprimierend genug. Daher erschien mir jede weitere Bemühung in dieser Richtung aussichtslos, nachdem man mir beschied:

„Solche Drohungen, Ihren Kindern etwas antun zu wollen, müssen Sie nicht ernst nehmen. Zwischen Drohung und Ausführung eines Mordes ist noch ein weiter Weg. Was meinen Sie, wie viele Menschen beispielsweise wie oft drohen, eine Brandstifung zu begehen? Wenn alle diese Drohungen ausgeführt würden, müßte unsere Stadt längst in Schutt und Asche liegen. Aber gerade diejenigen, die so etwas angedroht haben, tun es nicht, zumal man sofort auf sie als Täter tippen würde. Die tatsächlichen Brandstifter drohen ihre Taten nicht vorher an. Bei Ihrem 'Erpresser' wird es auch nicht anders sein."

Und nun folgte noch, was ich mir schon selbst überlegt hatte, als der Kriminalbeamte fortfuhr: „Im übrigen, wie denken Sie sich das eigentlich, was wir für Sie machen können? Sie monatelang auf Verdacht beschatten? Das kann sich der Staat nicht leisten, dafür müßten Sie sich schon einen Privatdetektiv engagieren."

Als ich noch fragte, ob man nicht eine Geheimkamera oder ein Tonbandgerät in die Wohnung einbauen lassen könnte, hatte der Beamte weitere Bedenken. Wenn ich die Geräte auslöste und ein Blitzlicht betätigte, würde das dem Täter nicht verborgen bleiben. Ich gewann allmählich den Eindruck, daß die Sache zuviel geistige Unkosten erforderte und daß der Polizei überhaupt zweifelhaft sei, weshalb mich nun schon etwas ältere Hausfrau ein etwa ebenso alter Mann überhaupt erpressen sollte, wenn ich doch, wie ich behauptete, mir nichts habe zuschulden kommen lassen. Vielleicht leide ich an Einbildung oder Wahnvorstellungen, mochte wohl der Beamte gedacht haben. Sollte ich jetzt meinen ganzen Tatsachenbericht vortragen, um den Zusammenhang aufzuzeigen und die Erpressung glaubhaft und auch für die Polizei verständlich zu machen?

Schließlich ist sie doch nur Hüterin der Ordnung, aber nicht Verhüterin von Folgen aus geschichtlicher, politischer, aus rechtlicher, wirtschaftlicher oder familiärer Unordnung. Sie ist ebensowenig dafür zuständig, mir Schadensersatz zu verschaffen, wie dafür, mir die jahrelange Schadensersatznahme des SS-Mannes vom Hals zu halten, - das alles sagte ich mir selbst. Der Polizeibeamte gab mir noch zusätzlich zu verstehen, daß der von mir ungenannte Beschuldigte einem meiner Kinder etwas antun wolle, sei erst erwiesen, wenn der

Mordkommission eine Leiche präsentiert würde. Ich könne aber nicht einmal Namen und Wohnsitz des Täters angeben. Wenn er gar mit falschem Namen im Ausland lebe, sei es ein hoffnungsloser Fall für mich. Eine Fahndung sei eine teure Angelegenheit. Außerdem reichten die Möglichkeiten der Polizei etatmäßig ohnehin nicht aus. Personell reiche die Kriminalpolizei eigentlich nur noch zur Unrechtsregistrierung. Die Aufdeckungsquote betrage daher bald nur noch etwa ein Drittel aller Straftaten. Eine Kraftwagenfahrt oder ein Ferngespräch über die Nahzone hinaus müsse erst besonders beantragt und begründet werden, während der Täter, mit Funk ausgestattet, längst in einem gestohlenen Wagen oder per Flugzeug über etliche Bundesländer- oder Staatsgrenzen hinweg sei.

Bei seinem nächsten Auftauchen fragte ich den Erpresser schlicht nach seinem Namen, um ihn anreden zu können. Er lachte über meine gespielte Einfalt und sagte, ich dürfe ihn beispielsweise mit Moser anreden, oder aber auch mit Wolf, Wolf mit einem, mit zwei oder drei „f". Was hätte es für einen Sinn, ihn etwa nach seiner Anschrift zu fragen? - Einmal äußerte er, „mich kriegt keiner, ich habe außerdem zehn verschiedene Pässe. Ich bin bei jedem Besuch in Deutschland ein anderer."

Ein anderer, wohlgemeinter Rat hätte lauten können, ich sollte zunächst einmal meinen Mann unterrichten. Mein Mann wurde nach einem Berufsunfall vorzeitig erwerbsunfähig, mußte sich aber mit seiner behördlichen Arbeitgeberin und mit Versicherungsgesellschaften noch jahrelang nervenzermürbend herumschlagen. Das ist in Deutschland üblich, sobald man durch irgendein mißliches Geschick von der Geldzahlerfunktion in die eines Geld-Bittstellers hinüberwechseln muß, selbst wenn es sich um legitime Ansprüche an eigene Kapitalansammlungen handelt. Beispielsweise benötigte selbst im Jahre der Monderoberung, der dritten Computergeneration, die Errechnung der Rente noch immer ein Jahr und länger, währenddessen sich die Rentenanstalt an den Zinsen des Kapitals bereicherte, der Bedürftige die Sozialbehörden in Anspruch nehmen mußte, - für eine Kulturnation und einen Rechtsstaat eine Schande.

Mein Mann war mit Leib und Seele Fachbeamter und glaubt noch als Fünfundsiebzigjähriger, seine Fachbibliothek ständig ergänzen

und Fachzeitschriften auswerten zu müssen. Ihm mochte ich nicht mit dem Problem des Aderlassers kommen und nahm lieber in Kauf, daß er mich für eine schlechte Hausfrau hielt, die ihr Geld nicht einzuteilen verstand.

Eine weitere Überlegung hielt mich ab, meinen Mann in die Erpressung einzuweihen: Zwar kam der Erpresser stets, wenn mein Mann verreist war; vielleicht besaß er einen Draht zu den Behörden. Es hätte sich aber ereignen können, daß mein Mann ihm einmal begegnete, sich im Jähzorn an ihm verging und dann entweder von der deutschen Justiz wegen Überschreitung der Notwehr belangt und ins Gefängnis gesteckt oder mit lebenslänglichen Selbstvorwürfen geplagt werden würde. Womöglich stünde dann er im Mittelpunkt eines Mordprozesses, es spräche alles gegen ihn. Erst als mein Mann körperlich nicht mehr in der Lage war, mit dem SS-Mann in eine Tätlichkeit zu geraten, als ich später nicht mehr aus noch ein wußte, berichtete ich ihm doch noch von dem Scheusal, das uns unser Leben zur Hölle machte; mein Mann fand nur die Worte: „Aber warum hast du mir denn das nicht schon längst gesagt, mein Liebes? Dagegen muß doch etwas unternommen werden!“ Was aber dagegen zu unternehmen wäre, das konnte er bis heute noch nicht ergründen.

So blieben meine drei Versuche, mittels Onkel Gordon, mit Hilfe der Polizei oder durch die Tatkraft meines Mannes die Situation zu ändern, drei Fehlzündungen. Unterschreiben wollte ich dem SS-Unhold nichts; das Leben meiner Kinder sollte ich auch nicht aufs Spiel setzen und nicht die Ernstlichkeit seiner Drohungen durch ihre Gefährdung erproben. Wieder zahlte ich einige Jahre lang mehrere -zigtausend Mark.

Noch immer seine Hände in Erinnerung, die sich wie Schraubstöcke um meinen Hals legten, erschrak ich jedes Mal, wenn mich auf der Straße jemand ansprach. Vor allem machte mir Sorge, daß der Erpresser offenbar Mitwisser oder Helfer hatte. Was würde passieren, wenn nun auch noch andere Männer kämen, um sich mit ihren Existenzen an unser bescheidenes Familieneinkommen anhängen zu wollen? Der Erpresser habe durch die Kriegsfolgen keine Familie mehr, sie sei durch Bomben umgekommen, behauptete er. Er verschlang aber Geldsummen, mehr als er selbst zum Leben brauchte.

Aus manchen Äußerungen ließ sich entnehmen, daß er zudem mehrere Erpressungen gleichzeitig betrieb. So näherte sich mein Verdacht, daß er auch andere aus der Bahn geworfene, in den Untergrund gedrängte Männer mit versorgte. Wenn das zuträfe, so mußte ausgerechnet ich die Versorgungsrente für Leute zahlen, für die der deutsche Staat als Rechtsnachfolger des Nazistaates besser selbst aufkommen sollte. Wenn die Schuldigen verurteilt worden und nach der Strafverbüßung außer Verfolgung geblieben wären und nicht alle als Mitglieder einer Organisation über einen Kamm geschoren und zu Mitverbrechern egalisiert würden, wäre mir vermutlich die Erpressung mit ihren Folgen erspart geblieben. So aber mußte ich eine weitere Niederung unserer Gesellschaft kennenlernen, die eines deutschen Schuldners.

Zunächst werden die Kreditmöglichkeiten einer Sparkasse, danach, in größeren Beträgen, die einer Geschäftsbank erschöpft, solange man noch dreifache Sicherheiten, „dingliche, obligatorische und Rückflußsicherheit", aufzuweisen hat. Trotz dieser dreifachen Absicherung werden stattliche Zinsen und Gebühren verlangt. Sie stehen in krassem Gegensatz zum geringen Risiko der Bank wie zu den Erträgen aus hingegebenen Spargeldern, für die nach Abzug von Kapitalertragssteuern und Berücksichtigung des Kaufkraftschwundes fast nichts mehr verbleibt.

Nach Erschöpfen der Bankkreditmöglichkeiten wendet sich der Kreditsuchende an den sogenannten freien Geldmarkt. Hier wird der Bittsteller wegen des größeren Risikos mit Zinsen und Kosten bis zu 25% belastet. Manche Geldvermittler behalten sofort 30% der Darlehenssumme für allerlei Gebühren, Zinsen und erste Rückzahlungsraten ein, so daß sich die Belastung im Verhältnis zu den ausgezahlten 70% schon im vornhinein auf 40% beläuft. Kaum weniger profitieren offizielle Teilzahlungsbanken an der Not der Armen, wenn sie scheinbar nur 2% Bearbeitungsgebühr, monatliche Zinsen beispielsweise von 0,9% auf den zugesagten Kreditbetrag und im Verzugsfalle 1% pro Monat berechnen. Wenn die erste Rate nicht pünktlich getilgt werden kann, ergibt das bereits eine Gesamtbelastung von 36,2%. Hinzu kommen Auskunftskosten, Recherchenkosten usw.

Für den Gläubiger tätige Inkassobüros berechnen zusätzlich 25% der Schuld, wenn sie eingeschaltet werden, obwohl sie den Schuldner ebensowenig zahlungsfähiger zu machen vermögen wie das Mahnschreiben eines Rechtsanwalts mit zwei Staatsprüfungen und der Befähigung zum Richteramt. Danach folgt die ebenfalls nicht billige Einschaltung des Gerichts. Nun werden die Sachen gepfändet, bereits fast bezahlte Gegenstände von den Lieferanten zurückgeholt, während die Anzahlung als Nutzungsentschädigung und Schadensersatz restlos „verrechnet" wird. - Zur Sicherheit übereignete Gegenstände werden vom Gläubiger versilbert, ohne daß man je einen Mehrerlös zurückerhält. Der Versteigerungserlös der gepfändeten Habe pflegt gerade die Kosten aller amtlichen Helfer des Gläubigers vom Rechtsanwalt bis zum Auktionator zu decken. Die Wohnung wird ausgeräumt und gekündigt, Guthaben beschlagnahmt, Konten und Gehälter gepfändet. Im letzten Akt beeidet der Schuldner feierlich, unter Anruf Gottes als Zeugen, wieviel Unterwäsche und Manschettenknöpfe, wie viele Tassen, Teller und Löffel er hat.

Dann aber beginnt für den mitunter durch Not Genötigten die Zeit, sich selbst und die Seinen notdürftig am Leben zu erhalten: Er macht für den nächsten notwendigen Kredit unrichtige Angaben, er beleiht oder verkauft Unbezahltes, kauft dringend Benötigtes mit deckungslosen Versprechungen. Die Haare werden nicht mehr frisiert, die Lebensversicherungsgesellschaft setzt ihn vor die Tür, schließlich erlischt der Krankenversicherungsschutz. Man darf nicht mehr krank werden und ist doch durch den Obstmangel anfälliger als ausreichend Ernährte. Für das Gericht ist dieses Not-Opfer jedoch noch lange nicht „arm", auch nicht für die Sozialbehörde, denn er bezieht ja noch eine Rente!

Noch nie vorher sah ich so viel Not und Elend um mich herum wie jetzt, als mir durch die eigene Not die meiner Mitmenschen sichtbarer und täglich augenscheinlicher wurde. Wie muß all diesen Menschen zumute sein, wenn sie der Tagespresse entnehmen müssen, daß Milliarden Mark in Form von Starfightern vom Himmel stürzen, daß Milliarden als Entwicklungshilfe oder als Wiedergutmachungsleistung hingegeben werden, daß Millionen Mark an Steuergroschen durch fehlkonstruierte U-Boote oder Schützenpanzer, Millionen Mark

öffentlicher Gelder durch unkontrollierte Steuermanipulation verlorengehen, daß Millionenbeträge an ausländische Bauern entrichtet werden, damit sie ihre Produkte ohne Ausfall an Einkünften vernichten können? Ist die Geduld eines großen Bevölkerungsteils unverschuldeter Habenichtse nicht erstaunlich und bewunderungswürdig?

Rund 50.000 DM zahlte ich dem Erpresser aus eigenen Mitteln, weitere rund 50.000 mußte ich mir zusammenborgen, vom Kreditaufnehmen bis zum Bitten und Betteln. Kein noch so obskurer Geldvermittler zwischen Kiel und Kassel, zwischen Osnabrück und Braunschweig kannte nicht Frau X. So weit mich die Füße trugen und die Anhalter mich mitnahmen, fuhr ich von Ort zu Ort und stopfte sowohl alte Löcher mit neuen als auch den unersättlichen Moloch, diesen Vampir, der mir meine Lebenslust und Nervenkraft aussaugte.

Im vorigen Jahr war es, als er mir zu meiner Überraschung beim Abholen von DM 5500,-- steuerfreier Zwangsdotation die beiden Orginalbriefe zurückgab und mitteilte, er bleibe nun in Südamerika und komme nicht mehr wieder. Ich las die Briefe noch einmal, die ganze Vergangenheit tat sich wieder vor mir auf, und aus Angst, eines meiner Kinder könnte sie lesen oder ihr Aufbewahren könnte mir irgendwann erneut Kummer machen, vielleicht aber auch aus Wut und Verzweiflung, nahm ich sie und verbrannte sie.

Und doch kann ich in mancher bangen Nacht keinen Schlaf finden: Verkauft der Erpresser jetzt Kopien, die er sich womöglich vorher anfertigen ließ, bevor er mir die teuren Briefe zurückgab, die mich nicht nur etwa DM 100.000,-- Rente an ehemalige SS-Angehörige, nicht nur die Erbschaft von Onkel Gordon und Tante Claire, nicht nur ein Legat von Onkel Sam, sondern viele, viele Tränen und Jahre an Not und Sorgen kosteten?

17. Rückblick und Ausblick

Es wäre billig, wollten die Sozialisten und Kommunisten nach der Lektüre dieses Tatsachenberichtes sagen: „Seht hier, so treiben es die Kapitalisten", wollten die Franzosen sagen: „So uneuropäisch seid ihr Engländer", wollten die Deutschen sagen: „Also sind nicht wir an der Judenverfolgung, nicht an Hitlers Emporkommen schuld", wollten die Antisemiten sagen: „Typisch jüdisch, treibt die Israelis ins Meer", wollte eine amerikanische Erdölfirma werben: „Also tankt nur unseren Kraftstoff", oder wollten die Gewerkschafter sagen: „Also Mitbestimmung durch Gewerkschaftsbosse." Dann wäre ich allerdings gründlich mißverstanden.

Sich das vergangene Negative kritisch und selbstkritisch vor Augen zu führen, kann nur bedeuten, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen, um die Zukunft besser zu meistern. Hier geht es also nicht um die Frage, ob Samuel Samuel, ob Gordon Collings ein Jude war, - handelte er im Interesse seiner Weltunternehmung richtig, hat er sich um sein Vaterland verdient gemacht? Sondern hier sollte man überlegen, wie man offensichtlichen Mißständen in der Wirtschaft, Rechtsprechung und Politik abhelfen kann. Die Überlegung sollte also eher dahin gehen: Wenn für ein Staatswesen die Teilung der Gewalten, die gegenseitige Normengebung und wechselseitige Kontrolle richtig ist, wenn die demokratische Selbstverwaltung die relativ beste Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten eines Volkes darstellt, welchen Platz soll dann eine Großunternehmung, ein Wirtschaftszweig, eine Großbank, ein Monopol- oder Oligopolbetrieb in der Volkswirtschaft einnehmen? Wie ist solchen Konzentrationszentren geballter Machtanhäufung und ihrem Mißbrauch wirksam zu begegnen, wenn sie gegen berechtigte Interessen der Bevölkerung effektiv werden? Wie ist in einer Demokratie zu gewährleisten, daß auch in einzelnen überdimensionierten Wirtschaftsunternehmungen Menschenrecht und Humanität im Sinne Ossietzkis garantiert sind? Wie wird eine gerechtere Vermögens- und Einkommensverteilung bewirkt?

Vermutlich reichen hierfür die Veröffentlichungen der Bilanzen, Prüfungsvermerke von Wirtschaftsprüfern, die Besetzung von Aufsichtsratsposten mit Beamten, die nicht einmal persönlich haften

müssen, mit Gewerkschaftsfunktionären oder betriebswirtschaftlich unbelasteten Unternehmensangehörigen allein nicht aus. Auch nicht die bloße Existenz einer Aufsichtsbehörde, wenn sie unverständliche Mißstände gar nicht zu beseitigen im Sinne hat, wie beispielsweise das deutsche Bundesaufsichtsamt für Banken und Versicherungen, das weder der Versicherungswirtschaft die Erteilung von Kontoauszügen an die Versicherungsnehmer, noch Teilzahlungsbanken eine Reduzierung des Zinswuchers und Mißbrauchs von Sicherungsübereignungen auferlegt. Sicherlich reicht auch nicht aus, wenn an die Stelle selbstherrlicher Einzelunternehmer Funktionäre des Staates oder von Gewerkschaften ohne eigene Verantwortung, ohne persönliches Risiko treten.

Die optimale Lösung dürfte, wie so oft, gewiß in der Mitte zwischen den Extremen zu finden sein. Rationalisierung wie Massenbedarf führen zu immer engeren Zusammenschlüssen und zum Schwund des Einzel- und Kleinbetriebes, ob wir dieser Entwicklung nachtrauern oder nicht. Bei der dadurch immer häufiger auftretenden Großunternehmung und ihrer - wie meine Lebenserinnerungen zeigen - in den politischen wie in den menschlichen Bereich hineinreichenden Machtfülle müssen offenbar andere Gesichtspunkte maßgebend werden als: größtmögliche Dividende durch maximalen Gewinn, größtmögliche Entmachtung der Geldgeber und Geschäftsleitung durch Hineinredenkönnen von Sach- und Betriebsfremden, größtmögliche Sozialleistungen an Betriebsangehörige bei geringstem persönlichen Risiko und Einsatz, größtmögliche Planerfüllung für die Staatspolitik bei eben noch eingedämmter Auflehnung wegen berechtigter Unzufriedenheit.

Wie wäre es also, wenn einmal neue Gesichtspunkte berücksichtigt würden? Wenn beispielsweise die Industrie den durch Rationalisierung, Kostenersparnis, durch fortschrittliche Erfindungen oder steigende Nachfrage erzielten Gewinn nicht nur den Kapitalgebern, der Direktion und den Betriebsangehörigen, sondern auch dem Markt zugute kommen lassen würde? Wenn nicht ständig aufwendigeres Schwelgen in nutzloser Verpackung und übertriebener Werbung betrieben, sondern wenn einmal ein Verkaufspreis gesenkt und der Fortschritt so dem gesamten Markt, allen Konsumenten, also auch Rent-

nern und Kinderreichen, Armen und Verarmten im In- und Ausland zugute kommen würde? Wenn eine größere Publizitätspflicht bezüglich der Gewinne und Einkommen latente Mißverhältnisse sichtbar machte?

Was mögen eigentlich Wirtschaftsminister westlicher Regierungen denken, wenn sie vernehmen, die Zahl der Vermögens- und Einkommensmillionäre steigt rasant, aber die Karteien der Offenbarungseidsschuldner bei den Amtsgerichten werden voller und voller, die Elendsquartiere und Bruchbuden nehmen nicht merklich ab? Viele Hunderttausende von Staatsbürgern haben resigniert und glauben an keine Besserung ihrer traurigen Verhältnisse mehr. Was ist angesichts solcher Zustände von einer Eigentumsverteilung zu halten, die es einer Einzelperson ermöglicht, sich öffentlich zu rühmen, in 12 Jahren 120 Millionen Mark Geschäftsgewinn und 400 Millionen Mark Privatvermögen „verdient" zu haben, also etwa in jeder Woche eine Million?

Sollte man nicht auch einmal „Sozialpolitik" in der Weise betreiben, daß die breite Bevölkerung besser und wahrheitsgemäßer aufgeklärt wird? Zum Beispiel über Rechtsfragen des verschuldet oder unverschuldet in Not Geratenen, - über die möglichen Folgen des Teilzahlungskredits, bevor die Familie durch Schaden und Unglück klug wird, - über richtiges Sparen ohne den Bluff mit den 30 bis 40 Prozent, die effektiv nur 8 bis 9 Prozent betragen, - über die Rendite einer Lebensversicherung, - aber auch über die Kosten und Belastungen durch ein weiteres Kind, durch die Unterhaltung eines Kraftwagens oder den Erwerb einer Eigentumswohnung. Bringt nicht viele Haushalte in Not, daß man zwar in der Schule rechnen, aber nie wirtschaften gelernt hat? Hierzu gehörte auch eine strikte Beschneidung der Auswüchse im Wettbewerb und in der Werbung. Was nützt ein „Gesetz gegen unlauteren Wettbewerb", wenn dessen ungeachtet beispielsweise eine bedeutende Verlagsanstalt ein mehrbändiges Werk für „nur DM 7,90 monatlich" anbieten darf, ohne dem Normalverbraucher oder einfältigen Leser den Gesamtpreis von mehreren hundert Mark zu nennen? Wenn große Industriebetriebe im Direktverkauf Schreibmaschinen mit einem überteuerten „Lehrgang" und

Elektrogeräte weit über üblichen Einzelhandelspreisen an ahnungslose Haushalte verhökern?

Ich möchte weiter fragen: Müssen die Besitz- und Gesellschaftsdiskrepanzen immer erst durch Bürgerkriege ausgeglichen werden? Mir will scheinen, weniger Privatkapitalismus im Westen, weniger Staatsdirigismus im Osten, überall etwas mehr Einsicht und Menschlichkeit, - und welche „unterschiedlichen Systeme" würden dann noch übrig bleiben, deren Opposition Menschen in Angst und Furcht zu halten vermag?

Würden die Verteidigungsbudgets aller Länder zusammengefaßt, gäbe es kein ungelöstes Weltproblem mehr, keinen Krieg und keinen Hunger! Würden die Millionen von Menschen, die in aller Welt Waffen schmieden, Waffen tragen und gebrauchen müssen, einer nützlichen Beschäftigung zugeführt, käme die Welt schon heute mit einer kürzeren Arbeitszeit und mit geringerer Steuerlast aus. Noch immer zu glauben, eine Volkswirtschaft benötige zwangsläufig den Krieg für die Vollbeschäftigung und den Fortschritt, ist gewiß ein anachronistischer Unsinn. Es entspräche einem geistigen Armutszeugnis, ja einer Bankrotterklärung des „homo sapiens", wenn unter Milliarden Menschen nicht Wirtschaftswissenschaftler oder Programmierer zu finden sein sollten, die in der Lage sind, ein System zu erdenken und zu entwickeln, ohne Krieg und Waffen, ohne Kriegsdienst und Menschenvernichtung eine annähernde Vollbeschäftigung und gleichzeitig eine ausreichende Bedarfsdeckung der jetzigen und künftigen Weltbevölkerung herbeizuführen. Nicht erst im Jahre 2100, sondern hier und heute. Und nicht mit Almosen unter noch so schönen Schlagworten wie „Brot für die Welt", die effektiv nur Krümel, nur Tropfen auf heißem Stein sind, noch mit einer geheuchelten „Entwicklungshilfe", die es lediglich bewirkt, die Kluft des Standards zwischen den Wohlleb-Nationen und den Hungerleider-Völkern zu vergrößern. Sie kann nichts Gutes bringen, wenn sie der falsche Geist des Geschäftemachens und der politischen Zweckmäßigkeit beherrscht.

Falls Eigennutz oder Gewohnheit die Staatsregierungen nicht über den eigenen Schatten springen lassen, verbleibt es als die vornehmlichste Aufgabe einer Weltregierung, also funktionsfähiger gestalteten „United Nations", die Kompetenz zu übernehmen und die erforderli-

chen Maßnahmen im Interesse der gesamten Weltbevölkerung durchzuführen. Wenn aber die etwa sieben bis acht führenden Industrienationen diese Chance verpassen, wenn einige wenige, die das Großkapital und die Schalthebel der Macht beherrschen, aus Eigensucht diese Aufgabe nicht sehen wollen, - kurz gesagt: wenn also die weiße Welt jetzt versagt, dann wird sie früher oder später von der sich sammelnden Macht der unzufriedenen, rückständig gehaltenen Bevölkerungsmassierungen, der Chinesen, Inder, Neger, der Einwohner Südamerikas und Südafrikas, mit Fug und Recht von ihrem Thron gestürzt. Und wegen erwiesener Unfähigkeit oder Unmoral völlig zu recht! Dann gehen sie aus, die Lichter in Europa, dann zieht die Nacht ins Abendland, aus der es kein Erwachen gibt.

* * *

Düstere Schatten verdunkelten mein ganzes Leben, die Schatten der Öldynastie Onkel Sams mit den Schattenseiten, die sich aus der Genealogie dieses Mammutunternehmens ergaben. Nach diesen traurigen Erfahrungen glaube ich, folgern zu dürfen:

Bei allem Respekt vor dem privaten Eigentum, trotz Anerkennung des wirtschaftlichen Anreizes durch die Möglichkeit der Eigentumsbildung sind gewisse Regulative für große Vermögens- und Machtanhäufungen - handelt es sich nun um Großbanken oder Ölscheichs, um Flotteninhaber oder Zeitungskönige - unverzichtbar. Solche scheinen mir unter anderem zu sein: Bessere Publizität und Markttransparenz, die eine Kontrollfunktion der Öffentlichkeit ermöglicht; eine Beschränkung der Unternehmensgröße bzw. des Marktanteils, eine dem Ganzen gegenüber verpflichtete und vertretbare Preispolitik und Eigentumsbildung. Zur letzteren bedarf es auch einer Reform des Erbschaftsrechts oder der Erbschaftssteuer, damit die Auswüchse von Mammutgebilden und über Generationen hinweg möglicher Playboy-Feudalismus gekappt werden können. Geist und Arbeit, Gemeinschaftssinn und Dienstleistung für das Ganze müßten für die Einkommensverteilung mitbestimmende Kriterien sein, nicht die Größe der Erbschaft aufgrund der Leistungen der Vorfahren.

Der Leser wird noch wissen wollen, was denn aus den genannten Beteiligten meines Berichtes geworden ist:

Onkel Sams Tod wurde vor der Weltöffentlichkeit ebenso diskret behandelt wie seine letzten Lebensjahrzehnte. Ich selbst bekam nicht einmal eine Trauernachricht; ich war für die Familie schon vor Onkel Sam „gestorben“, ohne mir der Familie Samuel gegenüber etwas zuschulden kommen zu lassen. Ich bat eine Bekannte, das Londoner Management der Holding-Gruppen aufzusuchen und von seiner steinernen Büste das Sterbedatum abzulesen. Die Bekannte konnte sie nicht finden. Im Sekretariat bat sie dann ganz offen um Angabe von Onkel Sams Todestag. Sie wurde fast inquisitorisch nach dem Zweck ihrer Frage, nach dem Beruf ihres Vaters usw. ausgefragt und erhielt - auf einem Karteikärtchen den Todestag von Marcus Samuel, dem Viscount Bearsted. Fast könnte man einer solchen Geheimnistuerei entnehmen, er sei entweder eines unnatürlichen Todes gestorben oder lebe noch immer irgendwo im Verborgenen, wenn wir Europäer das biblische Alter erreichten, das wir von einzelnen Sowjetbürgern vernehmen.

Weit mehr Publicity als Onkel Sam in England genoß Tante Claire in den USA. Sie trat während des Krieges dem US-Roten Kreuz bei und wurde eine Berühmtheit, weil sie in dieser Organisation, für die die Genfer Konvention eigentlich eine andere Zweckbestimmung in Kriegszeiten vorsieht, die schnellste Zuschneiderin von Soldatenuniformen war und es im Schnitt auf die Rekordleistung von nur vier Minuten für jeweils eine Uniform brachte. In der Presse wurde sie deswegen gefeiert und geehrt, von den zuständigen Honoratioren des Staates mit edelsteinübersäten Orden dekoriert und mit diesen später verbrannt, als sie in einem imposanten Beerdigungszeremoniell in Los Angeles beigesetzt wurde. Sie war an den Folgen eines Gehirnschlages gestorben, kurz bevor sie ihrer jahrelang unterdrückten Sehnsucht nachgeben und ihre deutsche Heimat und - wie ich hörte - auch mich wiedersehen wollte.

Wie anders wäre mein weiteres Geschick verlaufen, wenn Onkel Gorden vor Tante Claire verstorben wäre? Es ist müßig, irrealen Gedanken nachzusinnen. Er hat sie überlebt und hat kurz nach dem Tode Tante Claires eine junge Frau geheiratet. Onkel Gordon besuchte

1952 Deutschland und wurde, wie schon ausgeführt, in Bad Neuenahr von Tante Annette gesehen und gesprochen.

Auch von Tante Annettes traurigen letzten Jahren hatte ich schon berichtet, die mich nervlich und finanziell sehr in Mitleidenschaft zogen. Bliebe nur noch von mir selbst zu berichten. Was ich durchmachte und litt, weiß der Leser längst. Vielleicht blieb die Frage offen, wie ich mein Geschick tragen und ertragen konnte und noch immer kann. Ein Schicksal, in welchem sich einmalige Zufälle und willkürliche Handlungen gegenseitig bedingten. Es begann mit einer harmlosen Personenverwechslung, mit dem zufälligen Zusammentreffen von Tante Claire mit Onkel Gordon. Ebenso zufällig und ohne mein Zutun entstand die Verwandtschaftliche Bindung zwischen ihr und Onkel Sam. Als einer der reichsten und mächtigsten Männer dieser Welt und jener Zeit, der allein über Milliarden entscheiden konnte, traf er wirtschaftspolitische Entscheidungen, die sich politisch als Fehlentscheidungen erwiesen. Über dessen charakterliche Beurteilung möchte ich mir jedoch kein abschließendes Urteil erlauben, sondern dieses, - nach meinen objektiven und subjektiven Schilderungen im Vorangegangenen - dem Leser überlassen. Tragisch, sofern so etwas von sich selbst auszusprechen nicht gegen Gebote von Takt und Bescheidenheit verstößt, wurde meine nicht selbst erkürte Rolle, als ich Onkel Sam ohne Liebe ehelichen sollte, um den Macht- und Sexgelüsten Onkel Gordons nachzugeben. Selbst verschuldet, aber hoffentlich menschlich verständlich und verzeihlich, waren meine beiden Briefe an Onkel Gordon, mit denen ich meine von ihm durch die Auspeitschung und die ungerechtfertigten Beleidigungen gekränkte Ehre wiederherstellen wollte. Diese meine eigenen Briefe stürzten mich vollends ins Unglück, nachdem ein SS-Mann sie gefunden und bis in die Gegenwart erpresserisch gegen mich verwand hat. Mit etwa DM 100.000 und mit dem verlorenen Frieden einer bürgerlichen Existenz, mit dem Verlust eines glücklichen Lebensjahrzehnts mußte ich dafür bezahlen, daß ich in meiner Jugend zwölf Jahre Wohlstand mit seinen Licht- und Schattenseiten erlebte, daß ich die persönliche Teilnahme an der Macht ablehnte und meinen Onkel Gordon beschämte und abwies.

Was hielt mich in den letzten Jahren der Pein aufrecht? Zunächst die resignierende Einsicht, daß ich - nachdem ich einmal „Nein“ hinsichtlich Onkel Sam, „Nein“ zu Onkel Gordon gesagt und die Briefe geschrieben hatte - nicht mehr anders konnte und durchhalten mußte, um die vom SS-Mann angedrohte Veröffentlichung im Interesse meiner drei Kinder zu vereiteln. Dann aber fühlte ich mich schließlich verpflichtet, über meine Erfahrungen zu berichten, mich dieser empfundenen Pflicht zu stellen und mich ihrer zu entledigen. Historikern, Politikern und Volkswirtschaftlern mag mein Bericht Anlaß zu Überlegungen sein, welche Konsequenzen sie ziehen sollten. Meine eigenen Gedanken hierüber als die Meinung einer Frau aus dem Volke habe ich bereits dargelegt. Schließlich aber reifte in mir die Erkenntnis, daß allen drei Bereichen des Staatswesens, der Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung, eine gemeinsame Grundlage eigen sein muß, die diese drei wie eine Klammer zusammenhält und erst das Ganze zu dem macht, was wir mit Demokratie bezeichnen: das Recht!

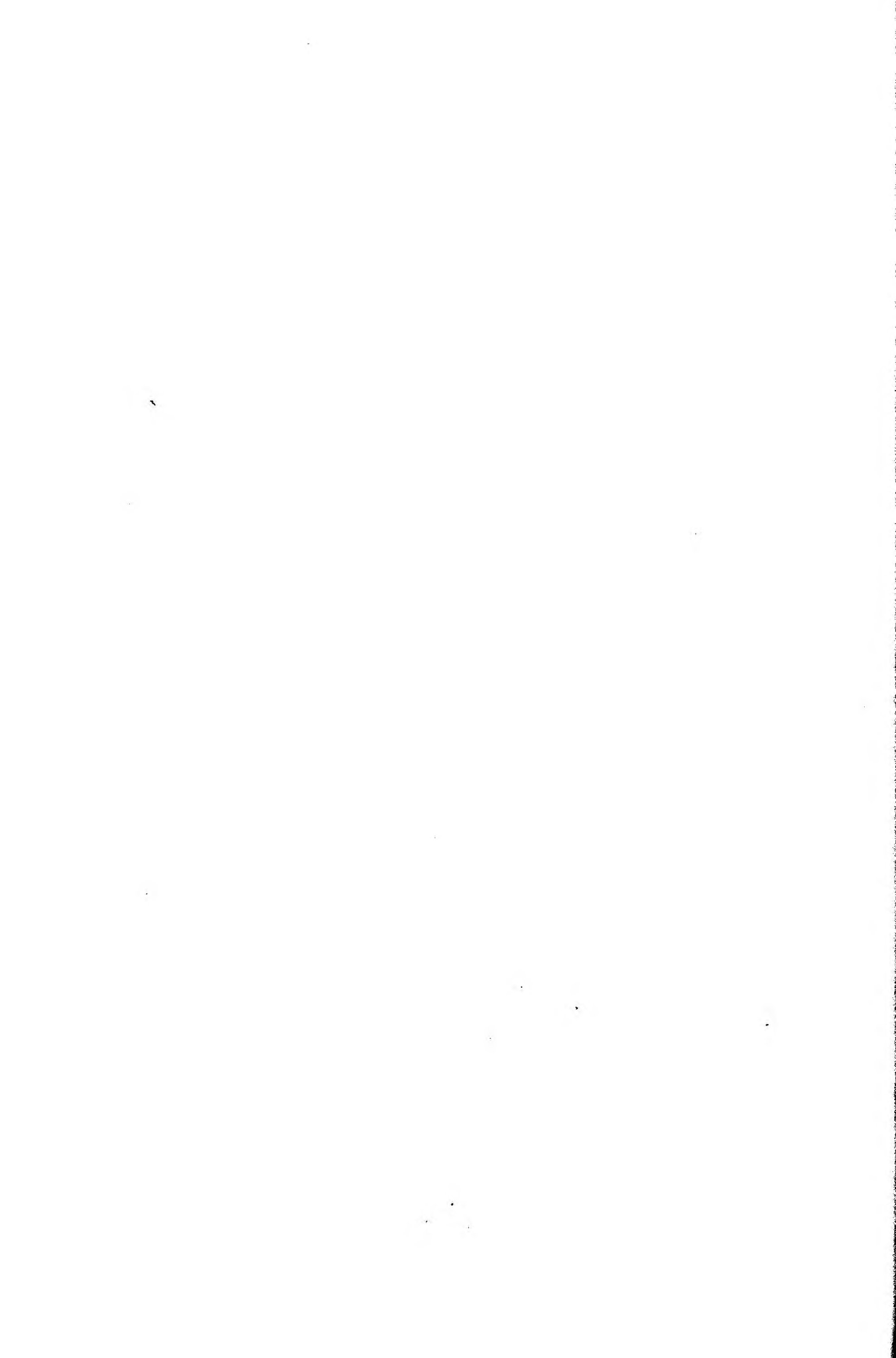
Mit sich schärfendem Blick und wachsendem Unmut wurde ich jedoch gewahr, daß es mit dem Recht sehr im argen liegt. Aus fehlender Rechtssicherheit und mangelhafter Gerechtigkeit kann sich der Keim zum Verfall der Demokratie wie zum Untergang jedes Staatswesens entwickeln. Vielleicht vermag sich ein Volljurist infolge Betriebsblindheit oder Gewohnheit, vielleicht aus hierarchischer Befangenheit, wegen seines Broterwerbs oder aus anderen Beweggründen nicht so offen gegen die Mißstände auf allen Rechtsgebieten zu bekennen, von der Gesetzgebung bis zur Rechtsprechung, von den Prozeßordnungen bis zum Strafvollzug. Sie scheinen mir zur Zeit gefährlicher zu sein, als das auf längere Sicht nur wirtschaftliche Handicap des derzeitigen Bildungsnotstands und der Notwendigkeit einer Bildungsreform, die in Europa evident wurden - und kaum minder wichtig als die noch immer fehlende europäische Kommunikation, oder international: die Einstellung aller Kriegshandlungen und die organisatorisch strukturelle und bevölkerungspolitische Bekämpfung des Welt-Hungers.

Dem Unrecht zu wehren, sich für Recht und Gerechtigkeit einzusetzen, die Rechtsprechung nicht infolge ihrer unbeschränkten All-

macht zur Willkür ausarten zu lassen, das scheint mir im heutigen Deutschland das Gebot Nr. 1 zu sein. Eine rasche Evolution dürfte sich im Zusammenleben der Bürger, in ihrem Verhältnis zum Staat, in ihrer Zahlungsmoral, im Rückgang der Kriminalität, in einer Wiederkehr von Ruhe und Ordnung, kurz - auf vielen Gebieten positiv auswirken, wie umgekehrt die derzeitige „Rechtspflege" einen Widerspruch in sich darstellt.

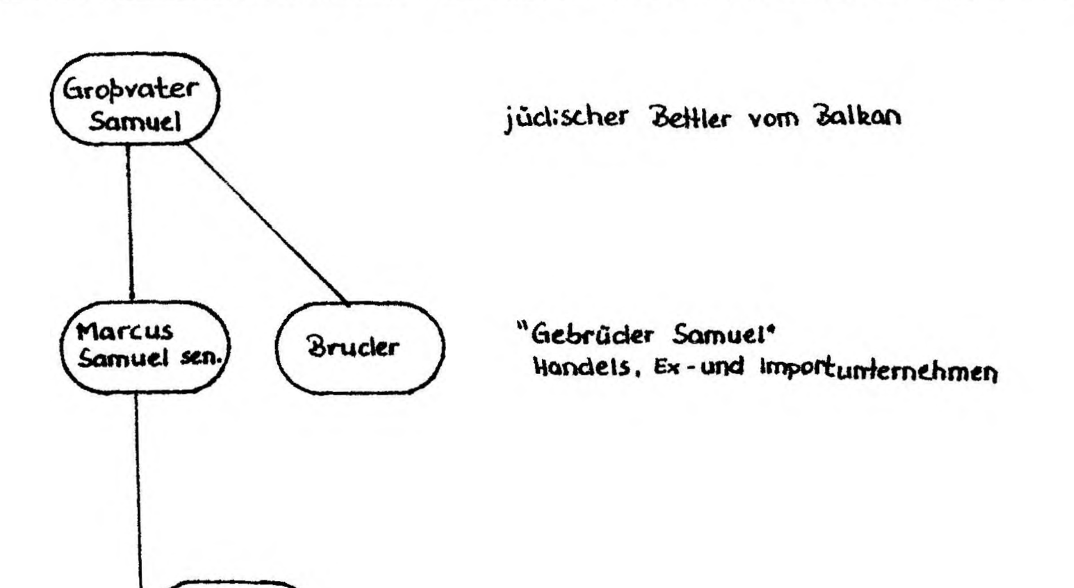
Die gegenwärtige Rechtsunsicherheit, die zeitliche Verzögerung der Rechtssprechung, die Rechtsungleichheit in regionaler, gesellschaftlicher, zeitlicher Hinsicht, bezüglich der einzelnen Instanzen und Rechtszüge rechtfertigen, wie ich zunächst annahm: kaum noch, - wie ich jetzt behaupten möchte: nicht mehr die Bezeichnung der Bundesrepublik Deutschland mit der Gütemarke „Rechtsstaat", wie sie dem Preußen Friedrichs des Großen mit der Bittschriftenlinde und dem Kammergericht, ob es einen Müller von Sanssouci im Sinne der historischen Fabel gegeben haben mag oder nicht, berechtigt zukam. Heute sitzt in dieser dritten Säule des Staatswesens der Wurm. Jeder sollte sich mit Bürgersinn und Zivilcourage auf subtile Jagd nach ihm begeben. Dann werden sich Vorgänge wie die von mir geschilderten nicht wiederholen, und der Tatsachenbericht wird von späteren Generationen, durch den zeitlichen Abstand verklärt, nur noch als groteske Erzählung, als eine Art Treppenwitz der Weltgeschichte, empfunden. Welch glückliche Zukunft!

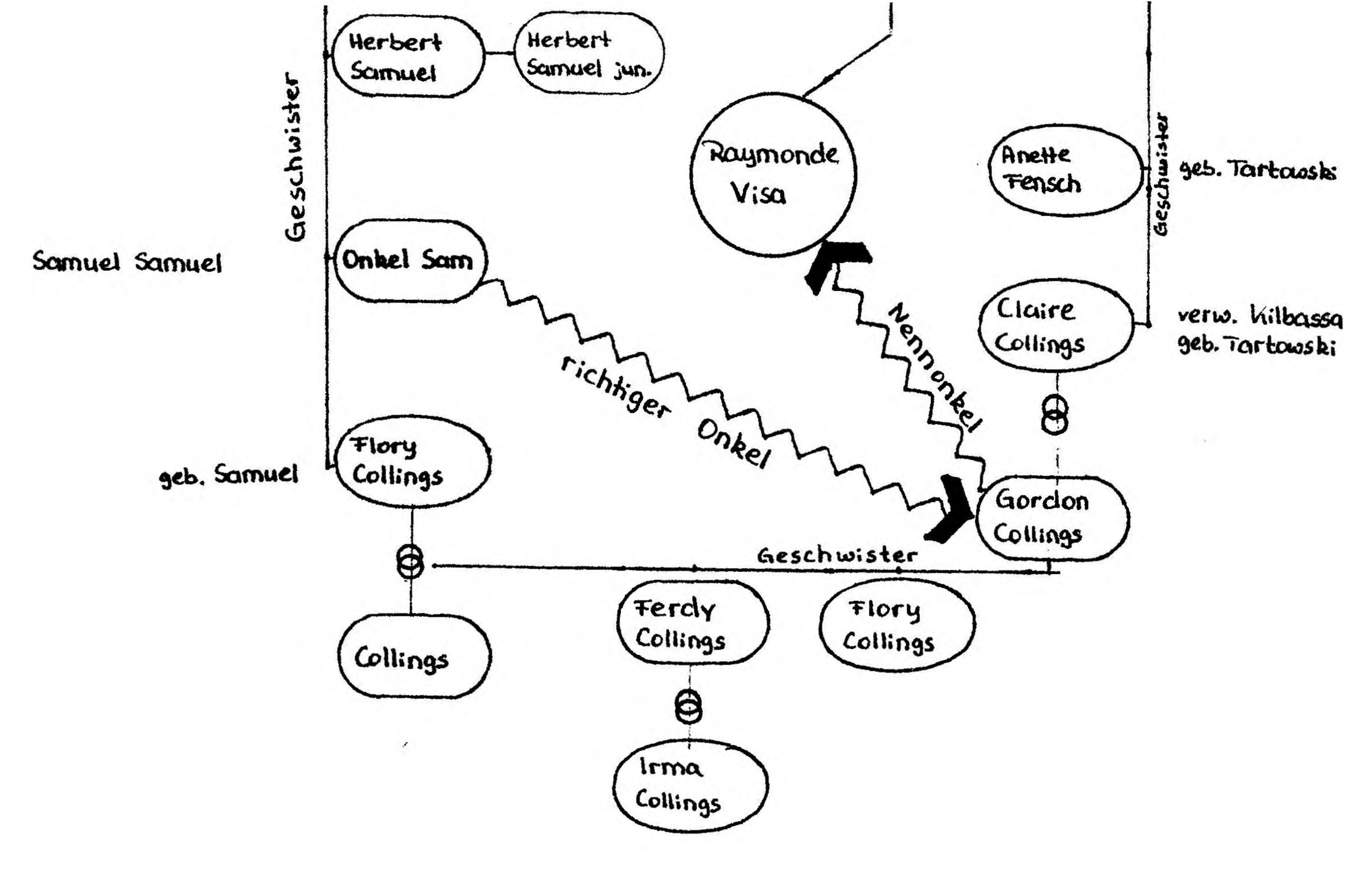
Beschreibung der Fotografien:





Schautafel der im Buch erwähnten Personen der Familien Samuel u. Collings




Herbert Samuel
Herbert Samuel jun.
Geschwister
Raymonde Visa
Anette Fensch
geb. Tartowski
Geschwister
Samuel Samuel
Onkel Sam
Claire Collings
verw. Kilbassa
geb. Tartowski
richtiger Onkel
Nennonkel
Flory Collings
geb. Samuel
Gordon Collings
Geschwister
Collings
Ferdy Collings
Flory Collings
Irma Collings



EWERTVERLAG GmbH
...der mit den offenen Büchern...
Mühlentannen 14 - D 49762 Lathen (Ems) Fon 05933 92620 - Fax 05933 92621

Buch-Programm '97

Autor	Best.-Nr.	Titel (HC = Hardcover)	DM
		Dokumentation - Neues Wissen	
K.-D. Ewert	8-000-2	Die physikalischen Zwangsläufigkeiten des Kosmos	29.80
	8-063-0	Die physikalischen Zwangsläufigkeiten des Kosmos	19.80
Ewert/Würth	8-119-x	Die Energiemaschine - Energie zum Nulltarif	39.80
	8-132-7	Die Energiemaschine Band 2 (Frühjahr 97)	39,80
Frank de Martin	8-001-0	Die Seele des Kosmos - Ende der org. Dummheit	39.80
C. von Esterfeld	8-002-9	Geheimnis des Kosmos - Das wahre Bild der Welt	29.80
Günter Guzano	8-070-3	Das Universum - Entstehung - Teil 1	39.80
	8-079-7	Das Universum - Entstehung - Teil 2	39.80
Roger Verdade	8-003-7	Das Mädchen mit dem Mondpendel (HC)	39.80
	8-008-8	Des Teufels Planet - Der Schrei des vergossenen Blutes	29.80
Jan van Helsing	8-069-x	Geheimgesellschaften und ihre Macht im 20. Jahrh. (HC)	44.80
(HC)	8-492-x	Geheimgesellschaften - Band 2 - Interview m. v. Helsing	44.80
(HC)	8-654-x	Secret Societies and Their Power in the 20th Century	49.80
(HC)	8-816-x	Les Societés Secrètes et leur Pouvoir au 20eme Siecle	49.80
(HC)	8-573-x	BUCH III - Der Dritte Weltkrieg	49.80
Ewert/ v. Helsing	8-999-9	Der Fall Jan van Helsing (HC) (Sommer 97)	49.80
Bruno Sammer	8-170-x	Die geheime Verschwörung der Illuminaten	39.80
Falke	8-065-7	Die unsichtbaren Waffen der Macht (HC)	39.80
Gary Allen (HC)	67-00-3	Die Insider I Baumeister der "Neuen Welt-Ordnung"	29.80
	67-03-8	Die Insider II - Baumeister der "Neuen Welt-Ordnung"	29.80
Peter Blackwood	64-04-3	Der namenlose Krieg	39.80
Franke-Gricksch	64-05-1	Das ABC der Insider	44.80
Des Griffin	79-41-6	Wer regiert die Welt ?	34.80
B. Bouvier	8-167-x	Die letzten Siegel - Chronologie des III. Weltkriegs	39.80
	8-153-x	NOSTRADAMUS	49.80
Jo Conrad	86-5-2	Entwirrungen - Über kosmische Gesetzmäßigkeiten..	29.80
Dr. R. Y. Kendel	8-094-0	Das wichtigste Geheimnis der Menschheit - DWGM (HC)	39.80
	8-095-9	Antaris - auf dem Weg in eine andere Welt (Neudruck)	29.80
Franz Bardon	38-21-2	Der Schlüssel zur wahren Quabbalah (HC)	42.00
	38-22-0	Frabato	24.80
Dr. L. Bardon	38-18-2	Erinnerungen an Franz Bardon	19.80
Dr. Georg Lomer	38-20-4	Lehrbriefe zur geistigen Selbstschulung	24.80
Maiski	38-17-4	Wer half Hitler	29.80
D. Rüggeberg	38-10-7	Theosophie und Anthrosophie im Licht der Hermetik	16.80
	38-12-3	Christentum und Atheismus - Okkultismus und Magie -	19.80
	38-15-8	Geheimpolitik I - Der Fahrplan zur Weltherrschaft	29.80
	38-16-6	Geheimpolitik II - Logen-Politik	29.80
Brandler - Pracht	38-23-8	Lehrbriefe zur Entwicklung der okkulten Kräfte	34,00
Hans Ruesch	1-027-1	Die Pharma-Story - Der GROSSE Schwindel	28.00
Joachim-F. Grätz	1-124-3-	Sind Impfungen sinnvoll? Ein Ratgeber aus der Praxis	14.80
Simone Delarue	1-110-3	Impfschutz - Irrtum oder Lüge?	32.00
F. und S. Delarue	1-085-9	Impfungen - der unglaubliche Irrtum	24.00
Harris L. Coulter	1-109-x	Impfungen - der Großangriff auf Gehirn und Seele	32.00

Maduro	25-11-3	Ozonloch - das mißbrauchte Naturwunder	14-80
Schauderhammer	25-06-7	Sackgasse Ökostaat - kein Platz für den Menschen	14.80
W. Roeder	25-20-2	Umwelt - Naturschutz - Betrug - Ökofaschismus ..	16.80
L. LaRouche	25-12-1	Ein Wirtschaftswunder für Osteuropa	14.80
	25-17-2	Christentum und Wirtschaft	19.80
W. Engdahl	25-15-6	Mit der Ölwaffe zur Weltmacht	19,80
M. Freeman	25-22-9	Hin zu neuen Welt - die Geschichte ...	24.80
J. Tennenbaum	25-14-8	Kernenergie: Die weibliche Technik	28.80
Carol Greene	25-13-x	Mörder aus der Retorte - Der Fall Charles Manson	16.80
M. Weißbach	25-08-3	Der gerechte Krieg - das Rauschgiftkartell besiegt !	14.80
John E. Mack	8-078-5	Entführt von Außerirdischen	48.00
D. Danoff	8-097-2	Superpotenz - wissen, worum es wirklich geht	39.80
Uli Weyland	8-060-2	Strafsache Vatikan - Jesus klagt an	39.80
P. Dixon	8-071-2	Die Genetische Revolution - Heute Traum..	39.80
J. Leske	8-087-3	Schmeißt die Kirche aus dem Staat	39.80
J. Heinzerling	8-098-9	Energie aus dem Nichts - Macht, Magie ...	39.80
R. Hoagland	8-076-9	Die MARS - Connection - Monumente am Rande ..	44.00
L. Mandau	8-073-4	Tödlicher Sektenwahn	39.80
J. v. Buttlar	8-055-6	Die Methusalem formel	39.80
John Gribbin	8-056-4	Jenseits der Zeit	29.80
F. Drake/D. Sobel	8-065-3	Signale von anderen Welten	39.80
Kurt Pagels	8-007-x	Es geht nur ohne Einstein	29.80
	8-011-8	Kant gegen Einstein	19.80
	8-016-9	Kant gegen Marx-Engels-Lenin	29.80
	8-051-7	Paradoxe Realität	29.80
C. A. Ammann	8-111-4	Die erhabene Leichtigkeit des Seins	39.80
	8-112-2	La Sublime Leggerezza Dell'Essere (Herbst '97)	39.80
Sarah Velden	8-096-7	Die Mühle der Barmherzigkeit	19.80
Martin Schöttle	8-004-5	Leben, Lieben, Lernen	29.80
K. Braunmüller	8-113-0	Scientologie - Bedrohung oder Erlösung? (HC)	39.80
Bob Frissell	8-260-x	Zurück in unsre Zukunft... Vorwärts in die Vergangenh.	30.00
Klaus Lutz	8-022-3	Wenn Makler betrügen... und Banken mitmachen	19.80
Amrit Madarva	8-044-4	Mit Glocken und Kanonen	19.80
Hans Bertling	8-021-5	Liebe, Glück und Harmonie	29.80
	8-048-7	Buch des Lebens - Zwischen Leben und Tod	19.80
	8-151-3	Unsere Welt (Frühjahr 97)	29.80
E. Schillert	8-037-1	Nähe ist kein Traum	19.80
Peter Lechner	8-023-1	Gegen den Strom	19.80
	8-075-4	Tod eines Feinschmeckers	29.80
Anton Meyer	8-110-6	Die Weissagungen des hl. Malachias (HC)	19.80
Heinz Kraft	8-030-4	Ein unfertiges Mosaik	19.80
G. G. Horvath	8-009-6	Shannondoa - Licht der Sterne	29.80
	8-026-6	Shannondoa - Auf zu den Jahren im All	19.80
	8-033-9	Falle BermudaDreieck	19.80
	8-034-7	Der Schrei des Escador	19.80
	8-054-1	Der Gralskreis (Neudruck)	29.80
F.-H. Warstat	8-025-8	...sie waren doch Geschwister...	19.80
Siegm. Künzel	8-036-3	Wie Du mir...	19.80
Georg Richert	8-045-2	Die Fälle des Kommissar Müller	24.80
	8-064-9	Die ewigen Gesetze des Friedens (Neudruck)	12.80

Autor	Nr.	Titel	Preis
	8-097-5	Die neue Zeit des Friedens	29.80
	8-107-6	Die neue Welt des Friedens - Am Tor zum 21. Jahrh.	24.80
Ludwig Conrad	8-057-6	Tischtennis - So werde ich Meister (Neudruck)	19.80

Roman - Biographie

Autor	Nr.	Titel	Preis
Christien L'ebèl	8-005-3	Verlorene Diamanten	19.80
Dr. S. Tischer	8-043-6	Höhen und Tiefen eines bewegten Lebens	19.80
M. Heuser	8-091-6	Entmündigt - Das Leben der Maria H.	19.80
Götz Lang	8-031-2	Wenn Frauen wüßten...was Männer ab 50 fühlen	19.80
	8-038-x	Liebesbriefe verliebter Männer	19.80
J. Charlott	8-131-9	Orplid	29.80
M. Nederkorn	8-046-0	Die Zeit der Wüste	19.80
G. Chr. Nebgen	8-047-9	Terra Marique Teil 1 - Frieden	29.80
	8-080-0	Terra Marique Teil 2 - Hinein in den Krieg	29.80
	8-081-9	Terra Marique Teil 3 - Lehrreiches Ende	29.80
	8-133-5	Kaisers Werkstatt	29,80
Elke Strobach	8-058-4	Ein schreckliches Mädchen	29.80
J. Schaller	92-09-x	Das große Traumbuch - Fast 7000 Traumdeutungen	19.80
	92-05-8	Trilenium - Chronik der Zukunft	29.80
Willi Schleip	8-071-1	Die Zeit mit Lidotschka	24.80
	8-100-9	Gegen den Backofen atmen	24.80
	8-134-3	Hochzeit im Feuerschein	24.80
R. v. Fellenberg	8-137-8	Luzifers willige Helfer	29.80
R. Mauritz	8-139-4	Geist - Wahnsinn - Leben	39.80
Wolfgang Zöller	8-067-3	Die Firma... Wer nichts wagt gewinnt! - Satire	29.80
Charl. Förster	8-068-1	Die Kaiserschiffe	29.80
O. K.G. Geldszus	8-024-x	Das Tagebuch des Thomas R. - DDR zur Wendezeit	29.80
Jörg Bausen	8-078-9	Die Mördersekte - Spannender Krimi	19.80
Karl Heilmann	8-087-8	Familie Fürchtegott und der Dackel Cleverle	29.80

Gesundheit

Autor	Nr.	Titel	Preis
I. v. Wedemeyer	8-061-4	Zurück zur Natur - Gesünder leben - aber wie?	29.80
NeumayerHalbig	12-05-x	Ich lebe noch - So besiegten wir den Krebs!	29.80
	12-06-8	Das Krebshandbuch	42.00
Orr/Halbig	12-08-4	Das Rebirthingbuch - Die Kunst des Atmens..	27.00
Hochstrasser	75-09-x	Kinderernährung - lebendig und schmackhaft	17.00
	58-11-6	Rohkost - die lebendige Nahrung	17.00
Schaller	92-14-7	Chinas legendäre Heilkräuter	29.80
C. Dittmann	30-00-0	Lichte Nahrung - für Körper, Seele und Geist	25.00
C. Dubois	8-150-5	Krebs ist vermeidbar	24.80

Reise

Autor	Nr.	Titel	Preis
Käthi Rodenbeck	8-012-6	Eine ungewöhnliche Crew	19.80
	8-108-4	Zu Gast in Rußland	19.80
Rodenbeck/Lodh	8-042-8	Indienreise	19.80

Roulette (Nur gegen Vorkasse)

Autor	Nr.	Titel	Preis
Roger Verdade	8-027-4	Dauergewinne auf wissenschaftlicher Basis	98.00
	8-059-2	Dauergewinne auf wissenschaftlicher Basis - Teil II	98.00
	8-028-2	Supergewinne auf wissenschaftlicher Basis	98.00

V. Kulvinskas	88-57-6	Leben und Überleben	22.00
Muna S. Ananda	8-062-2	Ludus Christi - Die Demaskierung der Christlichen Lüge	29.80
James Creedens	8-053-3	Das Geheimnis des roten Planeten - Die Marsrätsel	29.80
Ruth Minshull	67-50-x	Emotionen - Höhen - Tiefen - Gesetzmäßigkeiten	29.80
P. B. Nichols	9-269-3	Das Montauk Projekt - Experimente mit der Zeit	30.00
	9-272-3	Rückkehr nach Montauk	30.00
F. Zückmantel	8-184-x	Geheimakte UFO (Frühjahr '97)	39.80
G. Maerlender	8-127-0	Onkel Sam (Frühjahr 97)	39,80
Michael D'Arete	8-198-x	Weltumbruch - Aufbruch zu einer neuen Welt	29,80
	8-203-x	Weltumbruch II (Sommer 97)	29.80
M. von Auen	8-124-6	Begegnung mit Jan van Helsing	39,80
Joseph Zapf	8-130-0	Suche nach der Fülle des Glücks (Frühjahr 97)	39,80
R. Zipperle	8-129-7	Lichtbrücke zu den Dimension des ... (Frühj. 97)	39,80
Michel Le Blanc	8-128-9	Das verlorene Sein	29,80
Peter Straub	8-125-4	Bewußtsein als eine Funktion der Moral (Frühj. 97)	39,80
Irmgard Graf	8-123-8	Herzlich Willkommen zur Reise ..	29,80
M. Meinhardt	8-121-1	Die Suche nach dem Raum jenseits.. (Frühj. 97)	29,80
H. Mühl	8-135-1	Das zweite Wirtschaftswunder	39.80
Uwe Räder	8-152-1	Der Schlüssel zur Offenbarung	39.80
G. Scharpenberg	8-140-8	Westlicher Lotos	39,80
Manfred Thomas	8-142-4	Auf den Spuren des Widerspruchs	19.80
B. v. Wittenburg	8-120-3	Schach der Erde	39.80
	8-136-x	Schach der Erde Band 2	39.80
David M. Jacobs	19-01-8	Geheimes Leben - Dokumentierte Berichte ..	39.80
St. T. Friedman	19-03-4	Der Ufo - Absturz bei Corana	36.00
L. A. Haley	19-04-2	Meine Entführung durch Außerirdische	29.80
F. & G. Steckling	19-02-6	Wir entdeckten Außerirdische Basen auf dem Mond	44.00
John G. Fuller	19-12-3	Die unterbrochene Reise	39.80
Kevin Randle	19-13-1	Der Ufo - Absturz bei Roswell	36.00
Inge Schneider	71-10-6	Countdown Apokalypse - Hintergründe der ...	38.00
Ulrich Kramer	67-44-5	Der Schmale Pfad - Handbuch fürs Management	24.80
Nin-Sikilla	8-015-0	Sphinx und Cherub	39.80
	8-052-5	Das veruntreute Erbe	39.80
René Egli	8-092-4	Das LOL²A-Prinzip (HC)	39.80
	60-64-x	Die Geschichte vom Großen und Kleinen Ich	35,00
	60-63-1	Die Formel für Reichtum	25,00
Volker Kranz	8-093-2	Erfolg-Reich-Sein (HC)	29.80
Eugen F. Müller	8-019-3	Danach - Leben in Ursache und Wirkung (Neudruck)	19.80
Rho Sigma	67-90-9	Forschung in Fesseln - Edition Freie Energie	39.80
	8-099-1	DENVER Report - Aktuelles "Freie Energie" (englisch)	98.00
	67-93-3	TESLAs verschollene Erfindungen - Geniale Techniken	24.80
	67-60-7	Nikola Tesla - Das Genie unserer Zukunft - Freie Energie	29.80
	67-61-5	Erfinder ohne Nobelpreis Band II	29.80
Franz Ferzak	465-0-2	Nikola Tesla	24.80
	465-3-7	Wilhelm Reich - Ein außerirdischer Österr. - ermordet	24.80
	465-1-0	Karl Freiherr von Reichenbach	17.80
	465-2-9	Der Engel des Verwunderlichen	24.80
	465-4-5	Humdidldums Abenteua	16.80
Gerd Weber	25-16-4	Treibhauseffekt - Klimakatastrophe ...	14.80

		Kinderbuch	
Dieter Ahlswede	8-039-8	Violas Traumgeschichten	9.80
Wenke Mayer	8-072-x	5 Geschichten (Neudruck)	9.80
		Esoterik	
Ananda	8-066-5	Feiere Dein Leben	19.80
R. Danielczyk	8-076-2	Das Wirken Gottes	29.80
Jürgen Schwarz	8-060-6	Der Tod hat kein Recht (Neudruck)	19.80
Heiko Skerra	8-017-7	Alchemie - Das Geheimnis der Goldherstellung	29.80
Achoya	8-126-2	Die Botschaften Azaqueds	29.80
Frank Kubiak	8-138-6	Esotersiches Leben in der 3. Dimension	29.80
Viktor Bättig	8-013-4	Kein Mensch ist tot, wenn er stirbt (Neudruck)	29.80
F. Rosentzweig	12-13-0	Aus dem Neumond ins Licht	12.80
Orr/Halbig	12-07-6	Ende der Sehnsucht	19.80
Halbig/Schnellb.	12-11-4	Babaji , Der Meister	27.00
LeRoy E. Reid	10-07-8	Das Suchen	32.00
M. Wenberg	10-13-2	Der Feuerfarbene Hüter des Lichtes	29.80
Indira	10-09-4	Gespräch mit den Sternen	29.80
S. M. Tessari	10-00-0	Die Schatten holen jeden ein	32.00
Anandesh	10-11-6	Zehn nach Zen	29.80
A. Kopschina	10-16-7	Die Erdstrahlen als Krankheitsursache	32.00
A. D. Janko	27-02-2	Der Mond und Hauskalender	36.00
	27-01-4	Leben im Rythmus der Natur	16.80
	27-03-0	Leben im Rythmus der Natur II	16.80
Thomas Zabler	84-32-1	Lichtkrieger	24.80
	84-33-x	Grenzen sprengen	24.80
	84-34-8	Dimensionssprung	24.80
Matth. Bormann	8-084-3	Tarot des Matto - inkl. TAROT-Karten	39.80
B.-D. Neht	8-098-3	An den Grenzen des Geistes - Geistheilung - (HC)	44.80
Adele Holzer	8-085-1	Das Geheimnis des Planeten Phaethon	29.80
B. Sommer	8-088-6	Der Weg ins Licht - Hypnoseerfahrungen	29.80
L. Kin	67-23-2	Gott & Co. - Nach wessen Pfeife tanzen wir	40.00
M. Stelzner	67-70-4	Die Weltformel der Unsterblichkeit	49.80
G. Hilscher	67-64-x	Energie für das 3. Jahrtausend	39,80
H. - P. Tietz	67-62-3	Tatort Erde - Kosmische Energie...	44,80
Emil Schlee	67-80-1	Ritter sein - um der Zukunft willen (HC)	29.80
Dr. P. J. Saher	8-089-4	Der Avatara - Hilfe aus dem Unfaßbaren - (HC)	44.80
	8-090-8	Unio Mystica Theomagica	44.80
O. v. W. Asgard	8-032-0	Die wahren Götter der Menschen	19.80
Ramtha	9-050-x	Ramtha	32.00
	507-1-7	Der Geschichtenerzähler	32.00
	9-059-3	Das Manifestieren - Ein Handbuch für Meister	38.00
	507-4-1	Ramtha Intensiv - Seelengefährten	24.00
	507-9-2	Finanzielle Freiheit - Die Wahl	26.00
	507-8-4	UFOs - und die Beschaffenheit von Wirklichkeit	32.00
	9-058-5	Das eigene Werden - Ein Handbuch für Meister	48.00
	507-0-9	Der letzte Walzer der Tyrannen - Die Prophezeihung	32.00
	507-6-8	Ramtha - Eine Einführung - Ausgewählte Lehren	25.00
	507-3-3	Ramtha Intensiv - Wendezeit - Die künftigen Tage	24.00
Uli Heerd	9-298-7	Der Anfang	18.--

Moneypenny	9-293-6	Moneymaker	14.--
William Bramley	507-7-6	Die Götter von Eden	49.00
M. W. Cooper	9-285-5	Die Apokalyptischen Reiter	48.--
	9-279-0	Das Tagebuch des Admiral Byrd	9.80
Edtion Pandora	9-270-7	Montauk III - Pyramiden von Montauk	28.00
	9-271-5	Montauk IV - Interviews zum Montauk - Projekt	28.00
	9-288-x	Alternative 3	38.00
	9-277-4	MJ 12 - Die geheime Regierung	19.80
	9-290-1	Bewußtseinskontrolle (Sommer 97)	28.00
	9-273-1	Die dunkle Seite des Mondes (Frühjahr 97)	98.00
	9-280-4	Komitee 300 - Der Geheimbericht (Frühjahr 97)	38.00
	9-287-1	Hohle Erde (Frühjahr 97)	48.00
Kronberger	26-01-8	Auf der Spur des Wasserrätsels	43.00
Eichler/Neuber	91-26-3	Machtübernahme (HC)	29.50
Feihl/Neuber	129-7-1	Die geheimnisvollen Wälder - incl. CD	55.00
Reisch/Feihl/Neu	129-8-x	Die sieben Siegel des Lebens - incl. CD	55.00
Hans P. Neuber	91-39-5	Zwergle-Geschichten - Märchenhafte Geschichten	29.50

Esoterische-Musik-CDs

Hans P. Neuber	9072	Die Tiefe - eine Tauchfahrt ins Licht	34.00
	1432	Im Rausch der Ewigkeit	34.00
	1492	Die Herabkunft der neuen Ära	34.00
	9062	Mysterious Sounds - Geheimnisvolle Klänge	34.00
	9097	Die sieben Siegel des Lebens	34.00
	1452	Meditations-Lights	34.00
	9122	Meditation-Power	34.00
	1482	Das mystische Feuer	34.00
Sri Chinmoy	1512	107 Blue-Heart Boats - Herzensmelodien	34.00
Heitz/Neuber	9132	Elfenmusik - Märchenhaft verspielte Weisen...	34.00
Alap Jetzer	1462	Millennia - Musik aus den inneren Weiten...	34.00

Videos

1000	The Clinton Chronicles - ca. 103 Min.(deutsch und engl.)	69.90
1001	The Mena Cover - up ca.60 Min (deutsch und englisch)	69.90
1002	The Death of Vince Foster ca. 60 Min (engl. und deutsch)	69.90
1003	Obstruction of Justice ca. 60 Min (englisch und deutsch)	69.90
8-076-9	Die Marsconnection - Video (ca. 105 Min.)	49.90
95-01-8	Die Legende von Atlantis - Teil I (ca. 60 Min)	79.00
95-02-6	Die Legende von Atlantis - Teil II (ca. 60 Min)	79.00
95-03-4	Die Legende von Atlantis - Teil III (ca. 60 Min)	79.00
95-04-2	Die Legende von Atlantis - Teil IV (ca. 60 Min)	79.00
95-09-3	Die Legende von Atlantis - Teil V (ca. 60 Min)	79.00
95-08-5	UFO - Geheimnisse des dritten Reichs (ca. 60 Min)	39.00
95-06-9	UFO - Top Secret (ca. 85 Min)	39.00
95-05-0	UFO - Von der Legende der Wirklichkeit (ca. 85 Min.)	39.00
95-07-7	UFO - Der Kontakt Die Chance für die Menschheit	39.00

Buchauszüge unseres Gesamtprogramms in RESOLUT - Das Magazin für neues Wissen 9.80
1997 in Buchform erhältlich!!!

Alles erhältlich im Buchhandel oder direkt vom **EWERTVERLAG**

Die Autorin ist eine weitläufige Verwandte von ONKEL SAM, dem Mitbegründer des Mineralölimperiums SHELL, SAMUEL SAMUEL. Aus ihrem eigenen Erleben berichtet sie über ihre Jugend im Hause der Großfamilie SAMUEL, als Fotomodell und Filmkind.
Mit ihrem packenden Tatsachenbericht erschließt sie ihrer Mitwelt bislang unbekannte Einzelheiten über historische Vorgänge, wie

* Die Entstehung der ROYAL-DUTCH - SHELL, des größten nichtamerikanischen Unternehmens der Welt,
* die Eroberung und Festigung des europäischen Erdölmarktes durch die Unterstützung der faschistisch regierten Länder,
* die Finanzierung Adolf Hitlers von der Weimarer Zeit bis zur Kriegsvorbereitung und Judenvernichtung,
* bislang unbekannte Einzelheiten aus dem Privatleben Hitlers und anderer Nazigrößen.

Die Berichterstatterin gewährt mit ihren Lebenserinnerungen als Zeitzeugin Einblicke in das Privatleben des Erdölmagnaten und seiner Angehörigen. Sie berichtet uns über den Mißbrauch anderer Menschen, über Denunziation und Auspeitschung von Angehörigen ebenso spannend wie über die schillernde Persönlichkeit dieses Wirtschaftsgiganten und seines Lieblingsneffen, über das Verhältnis der Samuels zum englischen Hof, zu den Mitjuden und Judenverfolgern, zur Spionage und zur Weltgeschichte.
Dabei verschweigt die Autorin auch nicht die menschlichen Leidenschaften, das Trinken und die Frauenaffären.

Vor ängstlich bewahrten Tabus gebührt der historischen Wahrheit Vorrang, und der zeitliche Abstand von mehr als einer Generation erlaubt und verlangt eine Veröffentlichung JETZT!

ISBN 3-89478-127-0